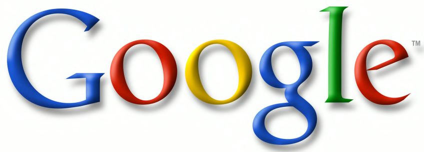
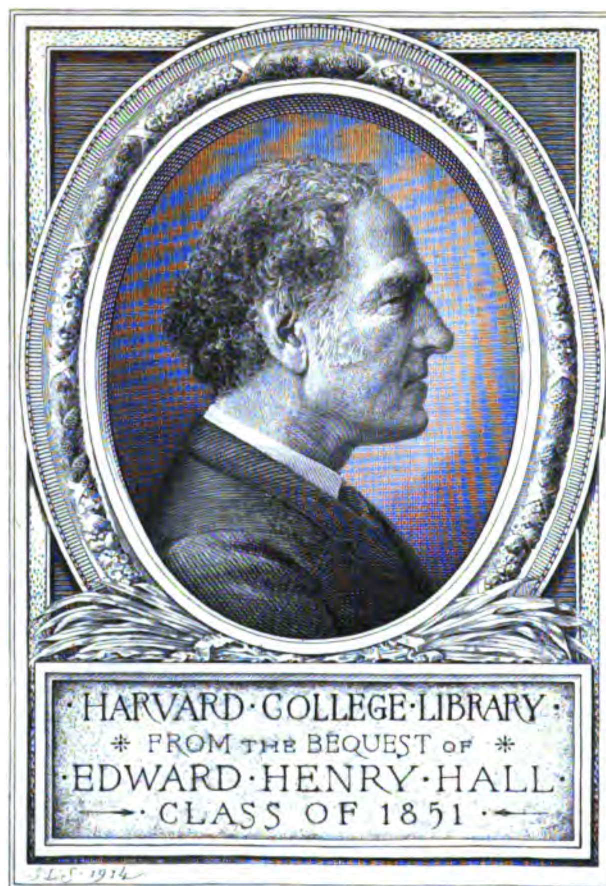


WELTGESCHICHTE IN KARAKTERBILDERN



MAX JANSEN

KAISER MAXIMILIAN I


·HARVARD·COLLEGE·LIBRARY·
FROM THE BEQUEST OF
·EDWARD·HENRY·HALL·
·CLASS OF 1851·

Weltgeschichte
in
Karakterbildern





Weltgeschichte in Karakterbildern

herausgegeben von

Franz Kampers, Sebastian Merkle und Martin Spahn



Dritte Abteilung

Uebergangszeit



Kaiser Maximilian I.





München
Kirchheim'sche Verlagsbuchhandlung
1905

Auflösung des Reiches · Neues Kulturleben



Kaiser Maximilian I.

Von

Max Jansen

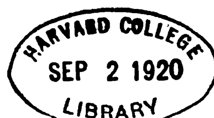


Mit 80 Abbildungen

Erstes bis fünftes Tausend



München
Kirchheim'sche Verlagsbuchhandlung
1905



E. H. Hallfund

Inhalt

Kunstdruckerei Meisenbach Riffarth & Co.
München

Maximilian I.



Abb. 1 · Kaiser Maximilian I. · Holzschnitt von Albrecht Dürer

Abb. 2 · Aus Dürers Ehrenpforte für Kaiser Max I.

Vorbemerkung

Eine der verhängnisvollsten Folgen der großen Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts ist zweifelsohne die falsche Beurteilung, welche dem ausgehenden Mittelalter jahrhundertelang zuteil geworden ist. Die Vorstellung von der Nacht des Mittelalters, die da wie mit einem Zauberschlage verdrängt wird durch das Erscheinen eines neuen Geistes, der sich in der Kunst, Wissenschaft und Religion offenbart, war fast zum Dogma geworden. In weiten, namentlich protestantischen Kreisen stand es oder steht es noch heute unumstößlich fest, daß mit dem Beginne des 16. Jahrhunderts der Welt nach jeder Richtung hin ein neuer Frühling geschenkt worden sei, während das ausgehende Mittelalter alle Anzeichen tiefsten Verfalles aufweise. Die Katholiken aber ließen allzulange den Zeitabschnitt, in dem ihre Kirche in so ungünstigem Lichte sich zeigte, am liebsten unbearbeitet oder schlossen den Mißständen gegenüber die Augen. So haben erst die letzten Jahrzehnte Werke katholischer und protestantischer Forscher gezeitigt, in denen von verschiedenem Standpunkte aus und mit verschiedenem Erfolge die bis dahin fast allgemein gültige Auffassung bekämpft wurde. Soviel darf man heute als gesichert ansehen, daß das ausgehende Mittelalter wie jede andere Zeit ein Glied in der Kette der Entwickelung der Menschheit ist: altes Erbe hat es getreulich bewahrt und der Nachwelt überliefert; neue Erscheinungen auf wirtschaftlichem, künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiete ringen sich empor und drängen zu glänzender Entfaltung; aber gerade diese neuen Stoffe wirken wiederum nach anderer Richtung hin zersetzend. Im kirchlichen Leben treten die Aeußerungen des Verfalles deutlich zutage; hier treibt alles einer Katastrophe entgegen. Die Regierungszeit des Kaisers Max I. bildet in gewisser Beziehung den Höhepunkt dieser Entwickelung. Zähes Festhalten an altüberlieferten Vorstellungen bildet den Grundzug seiner politischen Tätigkeit; seine Stellung gegenüber der Kirche und den Reformbestrebungen nimmt er auch innerhalb der Grenzen herkömmlicher kaiserlicher Politik. Aber daneben zeichnet diesen Herrscher doch der scharfe Blick aus, den er für die aufsteigenden Mächte, Wirtschaftsleben, Wissenschaft und Kunst hat. Hier wirkt er anregend und fördernd; Kaufleute, Künstler und Gelehrte haben ihm daher ein dankbares Andenken bewahrt. Es wurde deshalb ins Auge gefaßt, die Gestalt dieses Fürsten zum Mittelpunkte eines Bildes der Zeit zu machen. Da nun während des 13. Jahrhunderts die Spuren des Verfalles auf der einen Seite, die Keime eines neuen Lebens auf der anderen deutlicher hervortreten, so empfahl es sich in großen Zügen wenigstens von da an die Entwickelung zu führen, an die Max I. anschließt. Der Schilderung des kirchlichen und künstlerischen Lebens sollen von anderer Seite besondere Darstellungen gewidmet werden. Hier darf ich mich also ganz kurz fassen. Aber es hieße eine ganze Zeit mißverstehen, wollte ich auf eine Erörterung des äußeren kirchlichen Lebens verzichten, während die kirchliche Frage doch die besten Köpfe der Zeit beschäftigt hat, und es hieße einen Kaiser mit zu kleinem Maßstab messen, wenn nicht seine Beziehungen zur Kunst in dem Rahmen der Darstellung wenigstens angedeutet würden.

Ueberblick über die Reichsgeschichte seit dem 13. Jahrhundert

Königswahl und Kaiserkrönung


Die Auffassung des früheren Mittelalters von der Geschichte war vorwiegend theologisch. Der heilige Augustinus hat mit seiner Lehre, daß das Leben des Bösen sich im Diesseits erschöpfe, während es für den Guten nur eine Pilgerfahrt zu Gott sei, einen tiefgehenden Einfluß geübt. Die Lehre vom Gottesstaate, der alle Auserwählten umfaßt, mußte, folgerichtig durchgeführt, demjenigen, der die Seelen zum Himmel leitete, dem Papste, die hervorragendste Stellung schon auf dieser Welt zuerkennen. Da man sich aber nicht verhehlte, daß die Bösen immer wieder Anstürme auf die Guten versuchten, so mußte man auch zu dem Kaisertume, als der höchsten weltlichen Macht, seine Zuflucht nehmen. Kaiser und Papst sollten nach der fast allgemein herrschenden Vorstellung des späteren Mittelalters die Fülle der Macht in sich verkörpern. Sorgfältig haben Theoretiker die Rechte des Imperiums und des Pontifikates abgegrenzt, und wenn man den einen oder anderen der mittelalterlichen Traktate liest, könnte man zu der Annahme gelangen, als hätte nun immer eitel Friede zwischen den höchsten Würdenträgern herrschen müssen. Die Geschichte der rauhen Wirklichkeit lehrt uns anders.

Das Kaisertum hat bis zur Mitte des elften Jahrhunderts dem Papsttum wiederholt seine stärkere Macht zu fühlen gegeben. Dann folgt ein fast hundertjähriger Kampf, der dem Papsttume die gleich hohe Stellung neben dem Kaisertume sichert. Auf dem Friedenskongreß zu Venedig 1177 sehen wir Friedrich I. und Alexander III. gleich groß nebeneinander. In der Entwickelung aber gibt es keinen Stillstand. So blieb denn das Papsttum nicht neben dem Kaisertum stehen, sondern stieg über dasselbe empor. Das ist ein Ergebnis nicht so sehr weitausschauender, zielbewußter Politik, als vielmehr fast selbstverständlicher Ausnutzung der Weltlage und der Zustände im Deutschen Reiche. Denn das deutsche Königtum hatte in dem Ringen mit dem Papsttume seine besten Kräfte verbraucht und besonders durch die wiederholte Exkommunikation einzelner Herrscher einen guten Teil seines Ansehens verloren. Die Unbotmäßigkeit der Großen des Reiches stieg fort und fort; so oft sich nämlich Gegenkönige die Herrschaft streitig machten, lag bei ihnen die Entscheidung darüber, wieviel Einfluß sie dem Könige, zu dessen Anerkennung sie sich verstanden, in ihren Territorien gestatten wollten. Die Könige selbst aber verschenkten das Reichsgut mit vollen Händen, um sich Anhänger zu verschaffen, und beraubten damit sich selbst und ihre Nachfolger des kräftigsten Rückhaltes. Dieser Umstand mußte der Politik der Könige in dem Augenblicke eine verhängnisvolle Wendung geben, da man Männer auf den Thron setzte, die, selbst ohne in sich abgeschlossene Territorien, darauf ausgehen mußten, in eigennütziger Hauspolitik Fürstentümer sich zu erwerben. Die Selbstsucht der deutschen Fürsten trug bei dem Gegensatze von Kaisertum und Papsttum die reichsten Früchte davon. Sie wurden die erblichen Herrn mehr und mehr in sich erstarkender Ländergebiete. Demgegenüber hätte nur die reichsgesetzmäßige Anerkennung der Erblichkeit der Königswürde der Krone eine ebenmäßig wachsende Bedeutung sichern können. Heinrich VI., der kluge und machtvolle Erbe Friedrichs Barbarossa, erstrebte das (1196), drang aber bei den Fürsten nicht durch, zumal da diese von der Kurie in ihrem Widerstande bestärkt wurden.

Bezüglich der Königswahl aber trat nicht viel später eine wesentliche Aenderung ein. Hatten ursprünglich alle Freien, sodann ein engerer jedoch immer noch zahlreicher Kreis von Großen des Reiches an der Kur teilgenommen, so trat in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts die bevorrechtigte Stellung der drei rheinischen Erzbischöfe (Mainz, Köln, Trier), des Pfalzgrafen bei Rhein, des Königs von Böhmen, des Herzogs von Sachsen und des Markgrafen von

Brandenburg deutlich hervor. Zwar an der Wahl Friedrichs II. (1220) nahmen noch sämtliche Fürsten im Bunde mit den Genannten teil, aber das Sonderrecht der Sieben ist nicht zu verkennen. Der Sachsenspiegel, dessen Entstehung nicht viel später (1230) fällt, trägt nur der bis dahin erfolgten tatsächlichen Entwickelung Rechnung, wenn er sämtlichen Fürsten die Vorwahl, die eigentliche Kur aber den sieben erwähnten Fürsten zuweist. Das Vorrecht der vier weltlichen Fürsten leitet er von ihren Erzämtern her, also aus ihrer hervorragenden Stellung und Tätigkeit bei der Krönung des neuen Königs. Neuere Historiker haben dem Sachsenspiegel darin zugestimmt, ohne jedoch durchweg Anklang zu finden. Wie dem auch sei, im Jahre 1257 bei der unglückseligen Doppelwahl, die dem Reiche zwei Ausländer (Richard von Cornwallis und Alfons von Kastilien) als Könige schenkte, sind die sieben Fürsten allein im Besitze des Wahlrechtes, sie bilden das Kurfürstenkollegium und üben nun in ihrer Sonderstellung auch einen wesentlichen Einfluß aus auf die Regierung des Kaisers. Zu wichtigeren königlichen Verfügungen war ihre Zustimmung erforderlich, die sie in der Form der sogenannten Willebriefe erteilten. Die wichtigste Urkunde der mittelalterlichen Reichsverfassung, die Goldene Bulle vom Jahre 1356, legte der Kurfürsten Vorrechte gesetzlich fest. Sie sollten im Bartholomäusdome zu Frankfurt unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Mainz den neuen König wählen, der ihnen dann sofort alle ihre Rechte zu bestätigen hatte. Man vermißt in diesem Gesetze Bestimmungen über die Krönung sowohl zum König wie zum Kaiser. Nur nebenhin und in anderem Zusammenhange wird des Amtes des Kölner Erzbischofs gedacht, dem Erwählten das königliche Diadem aufs Haupt zu setzen. Und ebenso nebenbei wird stets nur von der Wahl des zum Kaiser zu befördernden Königs gesprochen. Der Mitwirkung des Papstes bei der Wahl und Krönung geschieht mit keinem Worte Erwähnung, obschon doch der Papst aus seinem Rechte, den Gewählten zum Kaiser zu krönen, wichtige Forderungen herleitete. Offenbar sollte die Wahl als rein weltlicher Akt das Recht des Königs auf Titel und Herrschaft begründen. Mit Stillschweigen wollte man die Ansprüche der geistlichen Gewalt übergehen, man wollte weder durch Zurückweisung kränken noch auch durch Zugeständnisse einen Rechtsboden schaffen. Doch dürfen wir billig fragen, ob durch diese leise Politik eine fast zweihundertjährige Entwickelung aufgehalten und namentlich der Einfluß der Kurie auf die Wahl lahm gelegt werden konnte.

Wir müssen uns hier erinnern, daß seit der unheilvollen Doppelwahl des Jahres 1198 die Päpste durch stets gesteigerte Ansprüche auf Mitwirkung bei der Königskur die Rechte der deutschen Fürsten mehr und mehr einzuschränken gesucht haben. Und wie oft gab ihnen während der beiden folgenden Jahrhunderte zwiespältige Wahl den Anlaß zur Einmischung! Im Jahre 1198 war auf der einen Seite der Staufe Philipp von Schwaben, auf der anderen der Welfe Otto IV. gewählt worden. Philipps Machtmittel waren größer. Er durfte sich außerdem auf sein Erbrecht an die Krone stützen, durch welches das Wahlrecht der Fürsten in gewisser Weise gebunden war. Seine Wähler begnügten sich denn auch mit einer einfachen Anzeige an Innocenz III., um zugleich den Gewählten der Gunst und dem Wohlwollen des Papstes zu empfehlen. Dagegen glaubten die Wähler Ottos sich der Unterstützung des Papstes am besten versichern zu können, wenn sie ihn um Bestätigung der Königswahl und -Krönung baten. Der Papst verhielt sich anfangs vorsichtig. Er hoffe, die Fürsten würden zur rechten Einsicht kommen, welche Person sich zum König und damit zum Kaiser eigne. Mit besonderer Wärme führt er dann auf, was für Otto IV. spricht (1200). Schärfer spannt der Papst im Jahre 1202 die Saiten. Die Bulle Venerabilem will zwar das Wahlrecht der Fürsten nicht antasten. Aber der König werde, so führt sie aus, später Kaiser und genieße diesen Vorzug, seitdem zu Karls des Großen Zeiten der Papst das Kaisertum von den Griechen auf die Deutschen übertragen habe. Darum müsse seine Wahl auch insofern der Prüfung des Papstes unterliegen, als festzustellen sei, ob sich kanonische Einwände dagegen erheben ließen. Herzog Philipp habe nun zur Zeit seiner Wahl der Exkommunikation unterlegen, er habe also nicht gewählt werden dürfen, und seine Wahl müsse für ungültig erklärt

werden. Der Papst wollte den deutschen Fürsten diese Forderung noch empfehlenswerter machen durch den Hinweis, daß durch die Wahl des Staufers ein Erbrecht dieses Hauses anerkannt und dadurch die Freiheit des Reiches geschmälert würde. Wir sehen, der Papst stellte auf Grund der Fiktion von der Uebertragung des Kaisertums auf die Deutschen Forderungen auf, die in dieser Begründung unberechtigt waren, sich aber wohl als schließliches Ergebnis einer viel früher einsetzenden Entwickelung erklären lassen. Denn in den Augen der Welt konnte der, welcher das Recht zur Krönung hatte, sehr leicht auch als der Höherstehende erscheinen.

Wenn Papst Innocenz IV. auf dem Konzil von Lyon (1245) Kaiser Friedrich II. absetzte und diese Befugnis damit begründete, daß er dem Könige das kaiserliche Diadem aufs Haupt setze, so war auch diese Anschauung unhistorisch. Nach den kanonischen Satzungen, deren Auffassung auch in die deutschen Rechtsbücher übergegangen ist, hatte der Papst das Recht, den König zu bannen wegen dreier Vergehen, ‚ob er an deme rechten gelouben zwifelit, oder sin echte wiph letzt, oder gotteshus zerstoret'. Auf dem Boden dieses Rechtssatzes ist der Anspruch des Papstes erwachsen, den König zu approbieren und gegebenenfalls abzusetzen, und zwar unter Gregor VII. (1076) der Anspruch, den König zu entthronen. Ob die Päpste freilich mit ihren Forderungen und Mandaten durchdrangen, war auch in jener Zeit, obschon sie in weit höherem Maße als die heutige von religiösen Momenten sich leiten ließ, eine Machtfrage. Aber das deutsche Reich mit seiner mehr und mehr sich zersetzenden Organisation bot weitestgehenden Aspirationen den gewünschten Nährboden.

Als seit 1257 die Ausländer Alfons von Kastilien und Richard von Cornwallis sich die deutsche Krone streitig machten und beide einen Teil der sieben Wähler hinter sich hatten, übernahm 1263 Papst Urban IV. die Entscheidung, freilich mehr als Schiedsrichter denn auf Grund eigenen Rechtes. Seine Bulle ‚Qui celum' ist deshalb besonders interessant, weil sie uns über die Vorgänge bei der Wahl von 1257, über die Stellung und Zahl der Wähler (sieben Kurfürsten) ziemlich genau unterrichtet.

Die Wahl Rudolfs von Habsburg zum Könige (1273) machte dem Interregnum ein Ende. (Abb. 3.) In der frohen Stimmung über die Wahl eines deutschen Mannes und in dem Bestreben, diesem die Wege möglichst zu ebnen, teilten die Kurfürsten dem Papste die Wahl mit und fügten die Bitte hinzu, er möge durch die Approbation seinen Beifall kundgeben und demnächst die Kaiserkrönung vollziehen. In dem Antwortschreiben, welches etwa ein Jahr später von der Kurie eintraf, wählte Gregor X. eine Formel (regem nominamus), die ganz verschieden gedeutet worden ist. Erklärte der Papst seine Bereitwilligkeit, den Erwählten König zu nennen, oder wollte er erst wirklich den König ernennen? Ich selbst halte das Erste für das Wahrscheinliche.



Abb. 3 · Rudolfs von Habsburg Grabstein

In den Tagen Rudolfs von Habsburg ist ein merkwürdiger Plan aufgetaucht, der, durchgeführt, das Reich von Grund auf umgestaltet hätte. Papst Nikolaus III., der seit 1277 die Tiara trug, verhandelte mit König Rudolf über die Zerlegung des ganzen Reiches in vier selbständige Königreiche, Deutschland, Burgund und zwei italienische Staaten. Für die Preisgabe der Reichsrechte an den abgetrennten Gebieten sollte König Rudolf das verkleinerte Reich erbrechtlich besitzen. Mit Nikolaus III. ist dieser Plan begraben; aber der feine Beobachter hört aus der leisen Klage patriotisch gesinnter Männer, wie des Jordanus

von Osnabrück, die tiefe Beunruhigung heraus über jene, wie es scheint, möglichst geheim geführten Verhandlungen.

Die Wahl Heinrichs VII. ist dem Papste einfach angezeigt worden. Dieser König, romantisch veranlagt, suchte die Kaiserherrlichkeit in Italien wieder zu erneuern. Sein ritterlicher Kampf um des Reiches Rechte gewinnt ihm unsere Zuneigung. Und doch hat ihn ein früher Tod (1313) nur vor einer schweren Enttäuschung bewahrt. Denn Heinrich war wohl mit der Zustimmung des Papstes nach Rom gekommen; aber seine weitergehenden Pläne wurden von seiten der Kurie mit Mißtrauen verfolgt.

Der helle Kampf entbrannte dann wieder, als die Doppelwahl von 1314 den Papst vor die Frage stellte, für welchen von den beiden Gewählten, für Friedrich von Oesterreich oder für Ludwig von Bayern er sich entscheiden wolle. Johann XXII. verharrte die ersten Jahre zuwartend. Dann trat er, nachdem eben Ludwig IV. seinen Gegner niedergeworfen hatte, mit dem ersten seiner Prozesse gegen den König hervor (1323). (Abb. 4.) Bei einer zwiespältigen Wahl, führte er aus, stehe dem Papste die Prüfung der Kandidaten und die Entscheidung zu. Alles, was Ludwig bisher als König vollzogen habe, sei darum ungesetzlich. Innerhalb dreier Monate solle er daher allen Rechten, ja auch dem Titel eines Königs entsagen und abwarten, bis der Papst seine Person geprüft und approbiert habe. Diese Forderung des Papstes und die gereizte, nun auch über das Ziel hinausschießende Antwort Ludwigs in der Sachsenhausener Appellation (1324) führten zu einer erbitterten literarischen Fehde zwischen den Anhängern Johanns XXII. und des Königs. Marsilius von Padua drückte in seinem Defensor pacis die Stellung des Papstes auf die niedrigste Stufe herab; nur noch aus Opportunitätsgründen wollte er überhaupt das Papsttum erhalten wissen. Dagegen steigerte ein Augustinus Triumphus die Rechte des Papstes ins Ungemessene. Ein Mann wie Konrad von Megenberg aber, den eine gleiche Liebe zu Kirche und Vaterland beseelte, gab der tiefsten Trauer über diese unseligen Zustände Ausdruck. (Grauert, Planctus ecclesiae in Germaniam, Hist. Jahrb. 1901.)


Abb. 4 · Grabdenkmal Kaiser Ludwigs des Bayern

Die Ansprüche des Papstes waren tatsächlich zu hoch gespannt. Die Kurfürsten, die sonst nur zu leicht das Wohl des Reiches aus Eigennutz vergaßen und dann wohl mit religiöser Gewissenspflicht ihre Untreue gegen das Reichsoberhaupt bemäntelten, besannen sich denn auch auf ihre Pflichten gegen das Vaterland. Der Kurverein zu Rense hat die reale Politik der Folgezeit nicht übermäßig stark beeinflußt; und doch wollen wir noch heute jene erhebende Stunde des 16. Juli 1338 begrüßen, in der die Kurfürsten mit seltener Einmütigkeit erklärten, daß sie des Reiches Ehre und Würde sowie ihre Rechte gegen jedermann verteidigen wollten. König sei der, welchen sie einhellig oder in ihrer Mehrzahl erwählten. Zur Ausübung der Rechte des Reiches bedürfe der Gewählte durchaus nicht der päpstlichen Approbation. Dasselbe, nur in noch schärferer Form, sagt die königliche Erklärung ‚Licet juris' vom 8. August: Der gewählte König ist auch Kaiser und hat seine Gewalt unmittelbar von Gott. In diesem Schriftstücke wird die Krönung des erwählten Herrschers, offenbar absichtlich, als ganz nebensächlich außer acht gelassen.

Aber Ludwig IV. hielt sich in seinem Kampfe mit dem Papsttum nicht in den richtigen Grenzen, er griff auch die kirch-

liche Autorität des Papstes an und setzte sich dadurch ins Unrecht. Zugleich verfolgte er mehr eine kleinliche Haus- denn eine wahrhaft königliche Politik und stieß so auch die Fürsten von sich ab. So erfolgte denn auf die Autorität des Papstes hin im Jahre 1346 die Wahl Karls von Lützelburg zum deutschen Könige. Der Papst konnte den wirklichen Verlauf der Dinge nicht treffender bezeichnen, als indem er erklärte, er habe Karl zum Könige (in regem) ernannt. Karl IV. hat 1376 die Wahl seines Sohnes Wenzel zum Könige durchgesetzt. (Abb. 5.) Die Kurie sah darin einen Versuch, die Krone erblich zu machen, und gab ihre Zustimmung nur unter der Bedingung, daß sowohl Karl wie Wenzel erklärten, daß bei Lebzeiten eines Herrschers niemals mehr ohne vorherige Benachrichtigung der Kurie ein Nachfolger gewählt werde. Wenzel war ein seinen hohen Aufgaben wenig gewachsener Fürst; so kamen die Kurfürsten 1400 zu dem Entschlusse, ihn abzusetzen, wollten sich aber vorher der Billigung des Papstes Bonifazius IX. versichern. Dieser antwortete ausweichend; die Kurfürsten führten dann ihre Absicht aus. Später aber, als der Papst den neuen König Ruprecht anerkannte (1. Oktober 1403), versicherte er, daß die Kurfürsten die Absetzung auf Grund einer päpstlichen Vollmacht ausgesprochen hätten. Wenn die Kurfürsten zu Bingen 1424 noch einmal feierlich erklärten, sie würden stets an ihren und des Reiches Rechten gegen jedermann festhalten, so bedeuteten solche papierenen Aeußerungen nicht viel gegenüber der Macht der Tatsachen. Wie oft blieben sie unbedacht, wenn persönlicher Eigennutz es forderte! Wenn das Reich in Zukunft von zwiespältigen Königswahlen verschont blieb und damit auch der Einfluß des Papsttums auf die Wahl allmählich verschwand, so lag das daran, daß seit Albrecht II. (1438) die Krone fast ohne Unterbrechung im Hause Habsburg vererbt wurde. Erblichkeit und Wahl, diese Gegensätze vereint, sollten, wie ehedem, so auch in Zukunft den deutschen Königswahlen das Gepräge geben. Uebrigens hat seit der Stauferzeit kaum noch die Hälfte der Könige die Krönung in Rom erhalten, Heinrich VII. durch einen päpstlichen Legaten 1312, Ludwig IV. aus den Händen des Sciarra Colonna (1328), Karl IV. (1355), Sigismund 1433. Die letzte Kaiserkrönung in Rom ist 1452 an Friedrich III. vollzogen worden.


Abb. 5 · Kaiser Karl IV. · König Wenzel

Parallel mit dem Streit über die Mitwirkung des Papstes bei der Königswahl gingen die Erörterungen darüber, ob Kaisertum und Papsttum einander im Range gleichständen. Die Anhänger des Kaisers vertraten im allgemeinen die Gleichordnung. Die Mehrzahl der mittelalterlichen Kanonisten aber glaubte, daß nur die päpstliche Gewalt unmittelbar von Gott sei und daß das Kaisertum erst vom Papsttum seine Autorität erhalte. Der Papst sei die Sonne, der Kaiser der Mond, der mit fremdem Lichte leuchte; oder in einem andern Bilde: Christus habe dem Petrus zwei Schwerter gegeben; eins davon, das weltliche, übertrage der Papst dem Kaiser, „daz bezeichent: daz swas dem papest widerstê, des er mit geistlichem gerihte niht betwingen mac, daz sol der cheiser und ander weltliche rihter betwingen mit der ehte“. So 1274 der Schwabenspiegel, während das ältere große Rechtsbuch, der Sachsenspiegel, um 1230 sich zu der Gleich-

ordnung der kaiserlichen und päpstlichen Gewalt bekannte. Dante stellt in seiner Monarchia (1300) Papst und Kaiser gleich. Dagegen möchte ein so verbissener Gegner des Papsttums wie Marsilius von Padua in seinem Defensor pacis (1324) dem Papste nur die Rolle etwa eines geistlichen Ministers neben dem die Volkssouveränität repräsentierenden Kaiser zuweisen. Doch von all den Uebertreibungen abgesehen, die sich in den Streitschriften extremer Anhänger des Papsttums und des Kaisertums finden, geht im 15. Jahrhundert im allgemeinen die Ansicht auch gut kaiserlich gesinnter Juristen dahin, daß das Papsttum die höchste Gewalt auf Erden repräsentiere. In diesem Sinne spricht sich z. B. der bedeutendste Staatsrechtslehrer dieser Zeit, Peter von Andlau, in seiner Schrift über das römische Reich aus (1460), er, der sich sonst nicht genug tun kann in der Schilderung der erhabenen kaiserlichen Würde.

Aber diese Erörterungen waren damals nur noch akademischer Natur. Sie hatten ihre Bedeutung im 13. und beginnenden 14. Jahrhundert, als ein starkes Papsttum einem morschen Königstum gegenüberstand und erfolgreich seine Forderungen stellen konnte. Inzwischen aber war wie der Staat, so auch die Kirche krank geworden.



Die Kirche · Mißstände und Reformversuche

Einer der feinsten Beobachter seiner Zeit, der Florentiner Staatskanzler Coluccio Salutati arbeitete im Jahre 1396 eine ergreifende Denkschrift für den Markgrafen Jobst von Mähren aus. Er legte all die Not dar, die jetzt über die Kirche hereingebrochen sei. Zwei Päpste ständen seit 1378 einander gegenüber, und die Christenheit sei in zwei Lager gespalten. Niemand wisse, wer der rechte Papst sei, ob der in Rom oder der in Avignon. „So bitte ich Dich denn, erlauchter Fürst und alle die anderen, in deren Händen das Schicksal des Erdkreises ruht, und die ihr, wie es heißt, in Frankfurt wegen des Schismas zusammengekommen seid, die Frage der Kirchenspaltung zuerst zu behandeln. Denn niemals werdet ihr das Reich lenken, wenn ihr nicht vorher auch das Papsttum gut bestellt habt, da von diesem zweifellos das Kaisertum abhängt... Der Friede in der Kirche wird auch dem Reiche den Frieden geben, den Feinden des christlichen Namens aber die schon fest gefaßte Hoffnung nehmen und alles nach Gottes Wohlgefallen und zum Troste der Menschen gestalten." Dieses Schreiben sagt uns zweierlei: einmal, wie mächtig auch so wenig religiöse Naturen, wie der Florentiner Staatskanzler durch die langdauernde Kirchenspaltung aufgeregt wurden, und dann, wie innig verquickt die kirchlichen und politischen Interessen des Reiches auch dem Fernstehenden erschienen. Tatsächlich haben die deutschen Kurfürsten für den 13. Mai 1397 zu einem Reichstage nach Frankfurt eingeladen ‚umb große noit und sachen der heilgen Kirchen des Kristenglauben des heilgen Roemischen reichs'. In diesen Tagen, da das Papsttum durch die verhängnisvollen Wahlen zweier Päpste zerrissen und in seiner Machtstellung sehr bedroht war, fanden die Publizisten und Geschichtschreiber auch den Mut, die Schwächen der Kirchenleitung, die schon lange beobachtet waren, laut zu brandmarken und mit den schwärzesten Farben das Verderben zu schildern, welches von Rom aus sich über die Welt ergieße. Männer, wie Matthäus von Krakau, Gobelinus Person und Dietrich von Nieheim meinten es gewiß gut; denn sie verfolgten zugleich mit ängstlicher Aufmerksamkeit die Bemühungen der maßgebenden Persönlichkeiten um die Wiederherstellung der Kircheneinheit.

Wenn die Welt nun ihre Hoffnung auf Herstellung der Kircheneinheit und Beseitigung aller Mißbräuche in erster Linie auf den deutschen König als Schirmherrn und Vogt der Kirche setzte, so sollte sie während der Regierungszeit des unfähigen Wenzel (1378—1400) und des ohnmächtigen Ruprecht (1400 — 1410) schwer enttäuscht werden. Erst König Sigismund besann sich auf seine Pflichten, und wohl seinen Bemühungen ist es zu danken, daß die unheilvolle Kirchenspaltung auf dem Konstanzer Konzile (1414—1418) beseitigt wurde und Otto Colonna, am 11. November 1417 zum Papst gewählt,



Abb. 6 · Hans Burgkmair der Aeltere · Christus auf dem Oelberg und Basilika St. Peter

als Martin V. einmütige Anerkennung fand. Die deutsche Nation hatte bis zuletzt die Reformation, wenigstens am Haupte der Kirche, vor der Neuwahl gewünscht, war jedoch von den übrigen Nationen überstimmt worden. Nur die Sache des Glaubens hatte einen greifbaren, wenn auch zweifelhaften Erfolg insofern aufzuweisen, als Hus, der Wiclefs Lehren nach Böhmen verpflanzt hatte, als Ketzer (1415) verbrannt und seine Lehre verdammt wurde. Doch entflammte Hussens Tod alle nationalen und religiösen Leidenschaften des böhmischen Volkes; die Hussiten trugen unter Ziskas und Procops Führung jahrelang die Verheerung in die deutschen Gaue. War dieses Ergebnis des Konzils beklagenswert, so war noch bedauernswerter die fast gänzliche Erfolglosigkeit in der Frage der Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern.

Gemäß den Bestimmungen des Konstanzer Konzils berief der Papst für 1423 eine allgemeine Synode nach Pavia, die 1424 nach Siena verlegt, eine größere Bedeutung nicht hatte. Sie bestimmte Basel als die Stätte des 1431 abzuhaltenden Konzils. Die Geschichte dieser Kirchenversammlung ist außerordentlich unerfreulich. Sowohl die Kurialen wie die Anhänger des konziliaren Gedankens, für die der Papst unter dem Konzile stand, ließen es an Verständnis und Entgegenkommen fehlen. Und doch, mögen die allgemeine Kirche und die einzelnen Nationen prinzipiell noch so scharf ihre Rechte vertreten, auf dieser Erde ist nur dann ein friedliches Nebeneinander möglich, wenn von beiden Seiten Entgegenkommen geübt wird. Das Oberhaupt der katholischen Kirche als einer weltumfassenden Institution kann nicht allen nationalen Bestrebungen Rechnung tragen, aber es wird bei feinem Empfinden sich doch davor hüten, in Fragen rein lokaler Natur stets einen entscheidenden Einfluß geltend zu machen. Im Mittelalter aber wurde durch Verletzung des nationalen Gedankens auf der einen und dann wieder durch Ueberspannen des nationalen Prinzips auf der anderen Seite schwer gefehlt. Wenn England im 14. Jahrhundert den Einfluß der Kurie fast lahmlegte, so folgte seit 1407 Frankreich auf diesem Wege. Die ‚gallikanischen Freiheiten', in England geboren und von da nach Frankreich verpflanzt, haben ihre scharfe Fassung in der Prag-

matischen Sanktion von Bourges 1438 erhalten, durch welche Frankreich sich alle die Basler Reformdekrete sicherte, welche dem Einflusse des Papstes in Frankreich abträglich waren. Mit starker Hand hat das gekräftigte französische Königtum trotz gelegentlicher Nachgiebigkeit in der Form an dem Wesen der gallikanischen Freiheiten festgehalten. Da hier dem nationalen Empfinden oft zum Schaden der Kirche mehr als Rechnung getragen war, so konnte in Frankreich die Neigung zum Abfall von Rom keinen breiteren Boden finden. Anders in Deutschland. Hier kam es wohl auch nach vielen Irren und Wirren zum Abschluß eines Konkordates zwischen Papst Nikolaus V. und König Friedrich III., aber dieses Wiener Konkordat von 1448, welches das Recht der Wahlkapitel und der Stellenbesetzung regelte, war doch zu ungenügend, um die nach Reform Drängenden zu befriedigen. Die politische Zerrissenheit Deutschlands brachte es dann noch mit sich, daß die Kurie niemals auf einmütigen Widerspruch stieß, wenn sie unter Mißachtung des Konkordates ihren Einfluß in den deutschen Territorien geltend machte. Und bestärkt wurde sie darin zu wiederholten Malen von den Landesherren, die lieber mit dem päpstlichen Stuhle als mit einem störrigen Wahlkapitel verhandeln wollten. Daher erschallte der Ruf nach wirklich durchgreifender Reform der Kirche fort und fort. In privaten Arbeiten und offiziellen Denkschriften sind die Beschwerden der deutschen Nation wiederholt zusammengestellt. So wird es auch hier nötig sein, einen Blick auf die Krankheitssymptome zu werfen, die sich in der Kirche bemerkbar machten.

Schwer ist gleich die Frage zu beantworten, wann und wie sie sich zuerst äußern. Denn alle Erscheinungen des geschichtlichen Lebens gehen so ineinander über, bedingen sich gegenseitig so sehr, daß es nicht leicht ist, hier Ursache und Wirkung scharf zu trennen. Da wollen die einen in der Einmischung der Kirche in politische Händel, in dem Obsiegen des Papsttums über die Staufen den Beginn des Niederganges sehen. Andere halten hinwiederum den Reichtum der Kirche für den Grund alles Uebels; ihnen verkörpert der hl. Franz von Assisi (um 1220) den bewußten Gegensatz gegen eine reiche und entartete Kirche. Noch andere leiten den Niedergang der Kirche von dem Aufenthalte in Avignon, dem sogen. babylonischen Exil her, und nicht wenige endlich machen die große Kirchenspaltung, welche mit dem Jahre 1378 begann, für alles Böse verantwortlich. Zweifellos haben alle diese Faktoren den Niedergang der katholischen Kirche beschleunigt, aber als die tiefere Ursache ist anzusehen



Abb. 7 · Dürer · Madonna

der Umschwung, der sich in den wirtschaftlichen und rechtlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Anschauungen seit dem zwölften Jahrhundert bemerkbar macht, um dann seit dem 13. Jahrhundert stark in die Erscheinung zu treten. Naturalwirtschaft, geübt auf größerem Grundbesitz im näheren und ferneren Umkreise Roms, ermöglichte es den Päpsten, bis zum Ausgang des zwölften Jahrhunderts, einen standesgemäßen Unterhalt aus eigenen Mittel zu bestreiten. Da es außerdem Barmittel in aller Welt nur wenig gab, so vollzog sich der Verkehr zwischen der Kurie und den kirchlichen Anstalten ohne Dazwischentreten finanzieller Abmachungen in glücklichster Weise. Als aber der päpstliche Hof den Grundbesitz und alle nutzbaren Herrschaftsrechte im Patrimonium mehr und mehr an die Adeligen verlor, die nun als Erblehensträger der Kurie nach Belieben schalteten und walteten, ohne regelmäßig ihren Zensus zu entrichten, da war jener vor die Notwendigkeit gestellt, sich in anderer Weise Geld zu verschaffen. Die Möglichkeit, größere Barmittel nach Rom zu ziehen, war nun durch die im 13. Jahrhundert ausgestaltete Geldwirtschaft gegeben. Von da an werden die Klagen über die Habsucht der Kurie immer lauter; jeder, der von einer Forderung betroffen wurde, machte seinem Unmute Luft, ohne immer zu bedenken, daß das Papsttum als internationale Institution doch auch das Recht haben muß, die kirchlichen Besitzungen zur Bestreitung der Unterhaltsmittel heranzuziehen. Der mittelalterliche Mensch unterschied sich nicht viel vom heutigen. Er gab nicht gern, ohne eine Gegenleistung zu empfangen. Mit dieser Eigenschaft rechnete die Kurie, wenn sie Zug um Zug geistliche gegen weltliche Güter auszuwechseln begann.



Abb. 8 · H. Holbein · Grablegung Christi

Die Steuern, welche die Kurie erhob, wurden meist in der Form von Zehnten oder Zwanzigsten auf die geistlichen Benefizien der ganzen katholischen Welt oder eines bestimmten Landes gelegt. Die erste solche Steuer, von Papst Innocenz III. zu Beginn des 13. Jahrhunderts ausgeschrieben, sollte den Kreuzfahrern unmittelbar zugute kommen; dann verfügte Honorius III. bei neuem Anlaß (1220), daß ein Teil des Geldes erst nach Rom gebracht werde. Daran reihen sich dann oft wiederholte Steuerausschreibungen bald zu diesem, bald zu jenem Zweck. So bewilligte Papst Bonifaz IX. dem Könige Ruprecht am 1. und 2. Oktober 1403 je einen Zehnten von allem Kirchengute in Deutschland, Brabant und Flandern, damit er eine Romfahrt zur Kaiserkrönung unternehmen könne. Diese

Steuern aber kamen nur unregelmäßig ein und haben in aller Welt, namentlich auch in Deutschland, viel böses Blut gemacht.

Eine regelmäßige Einnahme erwuchs der Kurie aus den Gebühren, welche die Bischöfe und die dem Papste unmittelbar unterstellten Aebte seit der Mitte des 13. Jahrhunderts zu bezahlen hatten. Diese Servitien (servicia communia) fielen halb dem Papste und halb den bei der Promotion anwesenden Kardinälen zu. Auch diese Abgabe wurde für einzelne Bistümer und Abteien sehr fühlbar, wenn eine öftere Erledigung eintrat.

Aber die Kurie ging noch weiter; sie behielt sich seit dem Beginne des 14. Jahrhunderts wiederholt die Annaten aller innerhalb einer bestimmten Zeit vakant werdenden Pfründen vor; d. h. es mußte von dem neuen Inhaber an sie der halbe Jahresertrag einer Pfründe abgeführt werden. Die von jeher zum Empfange der Annaten berechtigten Personen wurden dann auf das folgende Jahr verwiesen. So wurden auch die kleineren Benefizien zugunsten der Kurie stark belastet.

Ein weiterer Mißstand war, daß auch die Gnadenmittel der Kirche in Anspruch genommen wurden, wenn die Kurie sich in Geldnot befand. Hier war es gerade die große Kirchenspaltung von 1378, welche den ungünstigsten Einfluß übte. Papst Bonifazius IX. hat, um sein Papsttum zu behaupten, namentlich aus den Ablässen Gewinn zu ziehen gesucht. Für sein erstes Pontifikatsjahr (1390) ließ er ein Jubeljahr in Rom verkündigen und im Anschluß daran verlieh er als erster das Jubiläum in weitestgehendem Maße auch an italienische und besonders deutsche Städte. 1392 hatte München sein Jubiläum, 1393 Prag, 1394/95 Köln, 1395/96 Magdeburg. Ueberall sollte nach Erfüllung der kirchlichen Pflichten für die Gewinnung des Ablasses auch Geld bezahlt werden, und die Hälfte davon war nach Rom zu schicken. Es muß betont werden, daß auch in diesen Tagen, wie im ganzen Mittelalter, die Lehre vom Ablaß lauter und rein vorgetragen wurde, daß namentlich die Bestimmungen über die Erweckung der Reue ganz einwandfrei waren; aber es machte doch einen beschämenden Eindruck, daß die Geldfrage so sehr in den Vordergrund gestellt wurde. Und noch vertieft wurde dieser Eindruck dadurch, daß um 1395 zum ersten Male Ablaßkrämer im Auftrage der Kurie der Verkündigung des Ablasses beiwohnten. Ich habe an anderem Orte nachgewiesen, daß die unwürdige Art der Ablaßverkündigung gerade in jener Gegend, wo Luther 1517 seine Thesen an-



Abb. 9 · H. Holbein · Taufe des hl. Paulus · Rechts der Maler mit seinen Kindern

schlug, schon gegen Ende des 14. Jahrhunderts hochgehende Wogen der Entrüstung bei der Geistlichkeit hervorrief.

Aber auch der allzu große Einfluß des zu neuem Leben erwachten römischen Rechtes auf die Leitung der Kirche hat dem Papsttum in den Augen der Zeitgenossen geschadet. Wir werden noch sehen, wie die Machtmittel, welche das römische Recht dem Herrscher an die Hand gab, der weltlichen Herrschaft zugute gekommen sind. Im bürgerlichen Staate ist mit der straff durchgeführten Zentralisation der moderne Staat gezimmert worden. Die Kirche erstrebte in gleicher Weise die Zentralisation der Verwaltung, übersah aber dabei, daß sie doch mit den nationalen Instinkten rechnen müsse. Wenn die Kurie seit der Mitte des 14. Jahrhunderts mit Verwerfung der kanonisch erfolgten Wahlen fast nur durch eigene Ernennung die bischöflichen Stühle besetzte, ja auch die Pfarrer ernannte, so stieß sie fast regelmäßig auf hartnäckigen Widerstand. Einen Italiener als Bischof (1399) wollten sich die Paderborner denn doch nicht aufdringen lassen, und ebenso wenig die Merseburger einen Böhmen (1382 und 1390).

Kaiser Friedrich III. und Papst Nikolaus V. sollten sich täuschen, wenn sie glaubten, mit dem Wiener Konkordate den allgemeinen Unwillen beschwichtigt zu haben. Sie bewirkten durch ihr Zusammenhalten nur, daß das Streben nach Kirchenreform in Zukunft Hand in Hand ging mit dem Streben nach Reichsreform. Der Ruf nach Reichsreform erschallte um so dringender, als ein Mann das Szepter trug, der mit seiner Person nicht im geringsten über die Schwächen der Reichsverfassung hinwegtäuschen konnte; die Reform der Kirche aber erschien um so nötiger, als der weltliche Glanz, den die Päpste seit der Mitte des 15. Jahrhunderts entfalteten, die Vermutung nahe legte, daß sie über der Förderung von Kunst und Wissenschaft das Wesen ihrer Aufgabe vergessen hätten.

Im Rahmen dieser Karakterbilder wird ein anderer die Aufgabe erfüllen, die auch für den modernen Menschen stets reizvolle Tätigkeit der Päpste auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft zu würdigen. Hier mag die Andeutung genügen, daß mit Nikolaus V. die Renaissance und der Humanismus ihren Einzug in den Vatikan hielten und in steigendem Maße von den obersten Kirchenfürsten gepflegt worden sind. Die Vatikanische Bibliothek wurde errichtet und die Pläne zum allmählichen Umbau der Leostadt und des Vatikans entworfen. Für diese an sich nicht unedlen Zwecke wurde das Geld aus der ganzen Christenheit gezogen. Und doch glaubte das Volk, daß in dieser schweren Zeit, da die Türken die christlichen Völker von Jahr zu Jahr mehr bedrohten, da sie 1453 den Halbmond auf die christliche Hagia Sophia in Konstantinopel gepflanzt hatten, das Geld besser zu Kriegsrüstungen verwandt würde. Und dazu nahm in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts das Nepotentum in Rom besonders häßliche Formen an. Unter Kalixtus III. wurde Rodrigo Borgia 1456 Kardinal der römischen Kirche, er, der später als Alexander VI. ein Schandfleck in der Geschichte des Papsttums werden sollte.

So gewann denn die Opposition gegen das Papsttum seit der Mitte des 15. Jahrhunderts immer mehr an Boden. Als Nikolaus V. im Jahre 1450 den Bischof von Brixen, Nikolaus von Kues, nach Deutschland sandte, damit er hier einen Jubiläumsablaß verkünde und fördernd auf das kirchliche Leben einwirke, namentlich aber die vielfach verfallene Klosterzucht wiederherstelle, da tauchte nicht viel später die Beschwerdeschrift eines Klerikers auf, die seinem Vorhaben sehr abträglich sein mußte. In dieser Denkschrift wird unter übertriebenen Ausfällen auf Rom alles zusammengestellt, was ein demnächstiges Konzil zu erledigen habe. So heißt es: Rom, das einen Legaten mit Reformaufträgen schicke, habe allen Grund, bei sich am Haupte mit der Besserung zu beginnen. Der Verkauf geistlicher Pfründen, durch den das Geld nach Rom fließe, müsse beseitigt, die Kanzleitaxen müßten herabgesetzt werden. In grellen Farben wird das Leben an der Kurie, der Luxus der Kardinäle geschildert, tadelnd wird auf die Bankiers hingewiesen, die die Geldgeschäfte der Kurie besorgten. Kuppler und Dirnen sollen in Rom ihr Unwesen treiben, während aus dem armen Deutschland für Ablässe das Geld geholt werde. Da hätten es die Italiener doch besser, die nichts ausgäben und nur reichen Gewinn einheimsten. Wir sehen, wie nati-

onale Motive in die kirchliche Opposition hineingeworfen werden. Nicht lange nach dieser Denkschrift ist das erste offizielle Gravamen der deutschen Kurfürsten entstanden (1452). Ich bemerkte schon, daß von nun an die Fragen der Reichs- und Kirchenreform von den maßgebenden Persönlichkeiten in einem Zuge behandelt wurden. So werde auch ich weiter unten im Zusammenhange mit der Schilderung der Reichsreformpläne darauf zurückkommen.

Hier nur noch ein Wort über die Gesinnung, welche das Volk der Kirche und ihrem Oberhaupte entgegenbrachte. Man darf wohl sagen, daß es dem katholischen Glauben in alter Treue anhing. Ihm kamen ja im wesentlichen die Segnungen der Religion zu gute. Die sonntägliche Messe und Predigt hoben den Sinn des Bauern und des Bürgers über die kleinlichen Alltagssorgen empor, und die Kirche verschönte mit ihrem Pomp die vielen Feste, welche das Werktagsleben der Zünfte unterbrachen. An Verirrungen und Aberglauben freilich hat es nicht gefehlt; und der Hexenwahn trieb die tollsten Blüten. (Abb. 10.) Aber andererseits bemühte die Kirche sich, zum richtigen Verständnis der Messe und der Gnadenmittel Anweisung zu geben. (Ad. Franz, Messe.) Sie half auch mit ihren Wohlfahrtseinrichtungen manche Träne der Armen trocknen. Im Gegensatze zu heute war die Menge denn auch sehr religiös gesinnt. Das beobachten wir nicht nur an den tiefergreifenden Darstellungen aus dem Leben Christi und der Heiligen, wie sie jene Zeit in Wort und Bild uns bietet, sondern auch die Profangeschichte überliefert hier lehrreiche Züge. (Abb. 6–9.) Ein feiner Beobachter wie Enea Silvio Piccolomini, der als Sekretär im Dienste Friedrichs III. stand und später als Pius II. den päpstlichen Stuhl bestieg, erzählt zum Jahre 1450, wie der Franziskaner Giovanni da Capistrano von Papst Nikolaus V. nach Deutschland geschickt worden sei, um in den Tagen schwerster Türkennot das Volk aufzurütteln. ‚Er kam', so lautet der Bericht, ‚über Kärnthen und Steiermark nach Oesterreich. Ihm eilten Priester und Volk mit den Reliquien der Heiligen entgegen und empfingen ihn wie einen Legaten des apostolischen Stuhles als Verkündiger der Wahrheit, ja wie einen großen Propheten und Boten Gottes. Und als ob Petrus oder Paulus oder ein anderer Apostel seinen Weg hierher genommen hätte, stiegen die Bergbewohner alle in die Ebene hinab und strömten Giovanni zu, begierig den Saum seiner Kleider zu erfassen. Kranke und Sieche brachte man zu seinen Füßen, von denen viele, wie das Gerücht ging, wieder gesund geworden waren'. Eine andere Stimmung gegenüber der Kirche und ihrem Oberhaupte herrschte allerdings bei den Gebildeten und nicht zuletzt bei den Geistlichen, die durch die zahlreichen Anweisungen, die von Rom aus auf deutsche Pfarrkirchen gegeben wurden, schwer beunruhigt waren, da sie nicht wußten, wie lange sie im ungetrübten Besitze ihrer Pfarreien und Pfründen bleiben würden. Darin lag die schwerste Gefahr für Rom; denn allein eine unzufriedene Geistlichkeit war imstande, im geeigneten Augenblicke das glaubensfrohe Volk mit in den Abfall hineinzuziehen. Aber auch bürgerliche Kreise waren über die Kurie sehr verstimmt. Namentlich in politischen Fragen machte sich oft der Gegensatz zum Vatikan in der schärfsten Form geltend. Ich komme in anderem Zusammenhange noch auf Gregor von Heimburg zu sprechen und setze hierher als beste Verdeutlichung wiederum eine Episode, die Enea Silvio uns aufgezeichnet hat. Als bei den Oesterreichern 1451 Unzufrie-



Abb. 10 · Dürer · Hexe

denheit entstanden war über die Art, wie König Friedrich III. für seinen Vetter Ladislaus die Regentschaft führte, erklärte sich Papst Nikolaus V. für den König und bedrohte die Widerspenstigen mit den schwersten Strafen. Da erklärten die Oesterreicher auf einer Versammlung: Nikolaus sei ein verabscheuungswürdiger Mensch, denn wenn er gleich Papst wäre, dürfte er sich doch nicht in die weltlichen Angelegenheiten mischen und einem bedeutenden Fürsten, dem König von Ungarn, Unrecht tun. In kurzem werde ein Konzil stattfinden, wo man solchen Unbedachtsamkeiten Fesseln anlegen werde. Sie hätten vor, den Franzosen beizustehen und mit diesen ein Konzil zu veranstalten. Im Mittelalter war das Wort freier als heute. Trotzdem hätte man, selbst bei Fehlgriffen der Päpste, einen ehrerbietigeren Ton anschlagen dürfen. Sonst reizte man unnötig und erschwerte dadurch die Reform, die in befriedigender Weise doch nur im Einvernehmen mit der Kurie herbeigeführt werden konnte.



Das Reich · Seine Gliederung

Schwer krank wie die Kirche war auch das heilige römische Reich deutscher Nation. Es war noch immer mit einem Glorienschein umwoben. Man feierte es als das erste Reich der Erde; sein Herrscher stehe hoch über allen Fürsten der Welt, ihm obliege der Schirm der gesamten Christenheit und der Kirche. Einst hatte das Reich nicht nur deutsches Sprachgebiet, sondern auch einen Teil Italiens und Frankreichs umfaßt. Jetzt war es kaum noch imstande zu verhindern, daß die an den Außenlinien wohnenden Deutschen unter die Botmäßigkeit fremder Völker kamen. Die Schwäche des Reiches erklärt sich aus seiner Verfassung.

Das Reich galt staatsrechtlich als Monarchie. An seiner Spitze stand ein König, der die höchste Gewalt in sich verkörperte, der das Heer zum Kriege entbot, den Frieden schirmte und über hoch und niedrig richtete. Von ihm empfingen all die großen und kleinen Herrn des Reiches ihre obrigkeitlichen Rechte. Sie waren ihm als Lehnsträger dafür zum Gehorsam und zur Treue verpflichtet. Die Kurfürsten, die Fürsten, Bischöfe und Grafen waren alle des Königs Untertanen, mochten sie auch mit noch so großen Vorrechten begnadet sein. Von alters her war das höchste Gericht im Reiche an die Person des Königs geknüpft. Er konnte konkurrierend mit den niederen Gerichten alle Sachen zur Entscheidung sogleich an sich ziehen, oder auch, wenn an ihn Berufung eingelegt war, in seinem Gerichte (Hofgericht) die letzte und maßgebende Entscheidung fällen. Im Jahre 1235 auf dem Reichstage zu Mainz hatte der König Friedrich II. einen Hofrichter bestellt, der an seiner Stelle in allen minderwichtigen Prozessen das Urteil fällen sollte. Nur in wichtigeren Fällen, d. h. in allen Sachen, die Fürsten und Fürstengenossen betrafen, mußte die Sache vor dem König selbst zur Entscheidung gebracht werden. So wäre für das Reich aufs beste gesorgt gewesen, wenn nicht die vielgestaltige Wirklichkeit die Theorie von der Machtstellung des Königs völlig umgewandelt hätte. Wer hätte in dem merkwürdigen Staatsgebilde des 15. Jahrhunderts noch eine Spur des Beamtenstaates aus der Karolingerzeit entdecken mögen. Damals war das ganze Reich in Gaue zerfallen, an deren Spitze die Grafen als königliche Beamte die obrigkeitlichen Befugnisse ausübten. Das Lehnswesen griff auch hier umbildend ein. Mit dem Grundbesitz, der als Besoldung für die Amtsführung verliehen wurde, wurde auch das Grafenamt erblich. Die Grafschaften wurden wie Privatbesitz geteilt und dadurch zertrümmert. Die Befreiung von der allgemeinen Gerichtsbarkeit eines Sprengels (die Immunität), welche namentlich geistlichen Territorien verliehen wurde, half den Auflösungsprozeß hinsichtlich der alten Grafschaften beschleunigen. Aber es wuchsen auch wiederum ganze Grafschaften oder Teile verschiedener Grafschaften in einer Hand zusammen. Aus verschiedenen Wurzeln, obrigkeitlicher Befugnis, größerem Grundbesitz und vogteilicher Gerechtsame entstand die neue Grundlage des Reiches, das Territorium. Die Territorien waren natürlich ganz verschie-

den groß. Die alten Herzogtümer, welche durch die karolingische Verfassung zertrümmert waren und nur in verkleinerter Gestalt als Markgrafschaften zum besseren Schutze des Reiches fortgelebt hatten, waren seit dem Niedergange der Königsgewalt unter den letzten Karolingern wieder ins Leben getreten. Aber wie der Rechtstitel oder der Machtfaktor verschieden war, auf Grund dessen die bayerische, sächsische, schwäbische, fränkische und lothringische Herzogsgewalt neu entstand, so war auch ihre Machtausdehnung und ihre Entwickelung ganz verschieden. Einzelnen Herzögen, z. B. den bayerischen, ist es gelungen, sich die oberherrlichen Befugnisse über sonst selbständige Territorien, wie Bistümer, Abteien, zu bewahren; andere haben die Herzogsgewalt auf die Gebiete beschränken müssen, in denen sie grafschaftliche und grundherrliche Rechte innehatten. So schrumpfte das Herzogtum der Erzbischöfe von Köln in Westfalen aus dem Stammesherzogtum alter Art in ein Territorialherzogtum zusammen. Das Herzogtum Schwaben blieb nach dem Aussterben der Staufer (1268) unbesetzt; daher hier die Menge reichsunmittelbarer Kleinstaaten, die bisher unter dem Herzoge gestanden hatten. Das Titularherzogtum – denn viel mehr war es nicht – in Franken aber haftete im späteren Mittelalter an der Würde der Bischöfe von Würzburg. Neben diesen Territorien gab es nun im ganzen Reiche, weniger im Norden als im Süden, königliche Besitzungen. Doch hatten die Könige während der häufigen Thronstreitigkeiten das meiste an Parteigänger vergeben, um sich damit ihrer Treue zu versicheren; und gelegentliche Versuche kraftvoller Herrscher, dem Reiche sein Eigentum zurückzuerwerben, sind doch nur von teilweisem Erfolge begleitet gewesen, und zwar meist in der Art, daß das wiedererworbene Reichsgut nur den Herrn wechselte.

Das eigentlich staatliche Leben im Deutschen Reiche vollzog sich seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts in den Territorien. Zuerst erwarben die geistlichen und weltlichen Fürsten, d. h. die Machthaber, welche ihre Gewalt unmittelbar vom Könige hatten, z. B. die Bischöfe, Reichsäbte, die Herzöge, der Pfalzgraf bei Rhein, der Markgraf von Brandenburg, der Landgraf von Thüringen u. a., durch die Gesetze Kaiser Friedrichs II. vom 26. April 1220 (Confoederatio cum principibus ecclesiasticis) und vom 1. Mai 1231 bezw. 32 (Statutum in favorem principum) diejenigen Rechte, auf Grund deren sie ihre Landeshoheit ausbilden konnten. Doch darf man die Wirkung mittelalterlicher Gesetze nicht überschätzen. Gemeinhin bildete sich damals ein jeder soviel Recht, wie er mit dem Schwerte verteidigen konnte. So haben nicht nur die reichsunmittelbaren Fürsten, sondern auch kleinere Herren es verstanden, ohne gesetzliche Ermächtigung im Wege der Gewohnheit ihre Gebiete gegen Eingriffe höherer Gewalten möglichst abzuschließen und die Landeshoheit (dominium terrae) zu erwerben. Auch haben die Könige durch Erhebung in den Fürstenstand solchem Streben wiederholt die gesetzliche Anerkennung erteilt. So wurden u. a. 1235 die Welfen für ihre braunschweigischen Besitzungen und 1380 die Grafen von Berg zu Herzögen und Reichsfürsten erhoben. Die Fürsten waren der mächtigste Stand im Reiche. Sie konnten durch Zusammenschluß die Tätigkeit des Königs vollständig lahmlegen. Nur kam es selten vor, daß sie wirklich einig waren, und der König hatte meist die Genugtuung, sich auf einen Teil seiner Untertanen stützen zu können, wenn er den anderen bekämpfte. Wie sehr solche Zustände den Einheitsgedanken im Reiche verkümmern ließen, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Das Schlimmste war schon, daß jeder große und kleine Herr des Reiches das Recht für sich in Anspruch nahm, mit Umgehung der ordentlichen Gerichtsbarkeit selbst sein Recht zu suchen, indem er seinem Nachbarn die Fehde ansagte. Und was dann folgte, war in der Regel nicht der ritterliche Kampf des einen Herrn gegen den anderen, sondern der Kampf gegen die wehrlosen, ungeschützten Untertanen namentlich auf dem flachen Lande. Wie viel Dörfer sind in jener friedlosen Zeit niedergebrannt, wie viel Saaten vernichtet, wie viel Herden weggetrieben worden!

Unter den Fürsten nahmen die Kurfürsten eine besonders bevorrechtigte Stellung ein. Da sie, wie oben bereits erwähnt, den König wählten, so hatten sie es in der Hand, demjenigen, dem sie ihre Stimme geben wollten, gewisse Bedingungen vorzuschreiben, durch welche sie seine Politik im Reiche

festlegen oder ihren Gebieten besondere Vorteile zuwenden konnten. Es war wie bei den Papstwahlen! Die Kandidaten sind sehr oft auf solche Kapitulationen eingegangen, um sie nachher, wenn die Machtverhältnisse es gestatteten, nicht zu beachten. Die kurfürstliche Würde war an die Erzbistümer Mainz, Köln und Trier geknüpft, sowie an die Pfalzgrafschaft bei Rhein, die Krone Böhmen, das Herzogtum Sachsen und die Markgrafschaft Brandenburg. Es entsprach den tatsächlichen Verhältnissen, daß der Hauptinhalt der Goldenen Bulle Karls IV. von 1356 der Festsetzung der Vorrechte der Kurfürsten gewidmet ist. Das Gesetz regelt bis ins einzelne die Tätigkeit der Kurfürsten bei der Wahl des Königs und bestimmt, nach unserer Empfindung zu eingehend,



Abb. 11 · Aus Konr. Grünenbergs Wappenbuch (1480) · Wie die Kurfürsten die Reichslehen vom Kaiser empfangen sollen

doch der Neigung unserer Altvorderen ganz entsprechend, die Rangordnung derselben, sowohl wenn sie mit dem König im feierlichen Zug erscheinen als auch wenn sie mit ihm ein Festmahl einnehmen. (Abb. 11.) Sie werden wiederholt die unerschütterlichen Säulen und Grundfesten des Reichs genannt; sie stellen einen Teil der im Könige verkörperten Majestät dar, und deshalb gilt ein Anschlag auf ihr Leben als ein todeswürdiges Majestätsverbrechen. Mit den Kurfürsten soll der König noch außerhalb der allgemeinen Reichsversammlungen jährlich einmal vor Ostern Beratung pflegen und auf ihre Ansicht stets gebührend Rücksicht nehmen. Damit aber die Bedeutung der Kurfürstentümer nicht geschmälert werde, sollen die weltlichen ungeteilt stets auf den Erstgeborenen forterben, soweit nicht Geisteskrankheit oder anderes schweres körperliches Gebrechen die Nachfolge in der Kur ausschließen. Auch sollen die weltlichen Kurfürsten ihren Erstgeborenen eine gute Sprachbildung angedeihen lassen (Deutsch, Latein, Slavisch), auf daß sie bei der Vielsprachigkeit im Reiche den an sie herantretenden Forderungen gewachsen seien. Wird dadurch auf die glanzvolle äußere Stellung der Kurfürsten Rücksicht genommen, so wird ihre Macht wesentlich gefestigt durch die Bestimmungen, die zugunsten ihrer Territorialgewalt gegen die Eingriffe der Könige getroffen sind. Die Untertanen eines Kurfürsten sollen niemals an auswärtige Gerichte und auch an königliche Gerichte nur dann geladen werden, wenn den Klägern an kurfürstlichen Gerichten das Recht geweigert wird. Das Recht, die bestehenden Zölle zu erheben, Minen auszubeuten, Münzen zu schlagen und den Judenschutz auszuüben, sonst Regal, d. h. königliches

Hoheitsrecht, wurde den Kurfürsten zugestanden. So war die fast souveräne Stellung der Kurfürsten für alle Zeiten gesichert.

Die übrigen Fürsten hatten nach bestehendem Reichsrechte nicht so ausgedehnte Freiheiten; aber in Wirklichkeit haben sie auch alle die Befugnisse geübt, welche ihre Machtverhältnisse ihnen gestatteten. Trotzdem hat der Glanz des kurfürstlichen Standes stets anziehend auf die Fürsten gewirkt, und die größeren Territorien haben die Erhebung in denselben angestrebt. Namentlich Bayern, welches bei der zeitweiligen Verbindung mit der Rheinpfalz, die Kurwürde tatsächlich geführt hatte, beanspruchte auf Grund seines Herzogtums auch das Kurrecht. Doch wurde es durch die Bestimmungen der Goldenen Bulle, die statt auf Bayern, auf Böhmen Rücksicht nahm, jahrhundertelang zurückgedrängt. Ein anderer deutscher Fürst, der trotz eines großen Territoriums nicht zu der Zahl der bevorrechtigten Fürsten gehörte, wußte sich zu helfen. Rudolf IV. von Habsburg, ein tatkräftiger, hochstrebender Herr, verfälschte (1358/60) den Freiheitsbrief, welchen Friedrich Barbarossa 1156 dem neuen österreichischen Herzogtume gegeben hatte, in so ausgiebiger Weise, daß seine landesfürstliche Stellung auf Grund dieser Fälschung ebenso befestigt war wie die der Kurfürsten. Auch die äußere Stellung der Habsburger war bedacht; ihnen wurde als Erzherzögen der Rang gleich nach den Kurfürsten zugesprochen. So wäre denn Oesterreichs Macht auf gefälschten Freibriefen aufgebaut. Doch ist zu bedenken, daß die Fürstenmacht im Reiche mehr durch tatsächliche Erfolge emporgekommen ist als durch Privilegien. Gewöhnlich dienten damals die Gesetze nur zur Anerkennung dessen, was in Wirklichkeit bereits bestand. Auch Fälschungen sollten in der Regel kein neues Recht schaffen, sondern nur dem tatsächlich Vorhandenen die gesetzmäßige Grundlage sichern.

In den Fürstentümern des deutschen Reichs erwuchs im Laufe der Zeit der moderne Staat. Hatten die Fürsten daran gedacht, ihr Land gegen die Eingriffe höherstehender Gewalten, mochten sie königlich oder herzoglich sein, abzuschließen, so ging nunmehr ihr Streben dahin, auch im Inneren sich möglichst selbständig zu machen und mit dem Widerstande, den sie bei ihren Städten und Rittern fanden, gründlich aufzuräumen. Wohl war der Gedanke der Fürsten, alle Kraft des Territoriums nur sich und der fürstlichen Familie dienstbar zu machen, selbstisch; aber in diesem Falle ging doch das Interesse des Landesherrn mit dem der Untertanen Hand in Hand. Wenn der Fürst, um seine Einnahmen zu steigern, Handel und Wandel begünstigte und die Kaufleute und Städter gegen die Plackereien



Abb. 12 · Der geächtete Herzog Friedrich von Oesterreich schwört König Sigismund auf dem Konstanzer Konzil Gehorsam. Aus Ulrich von Richentals Chronik

durch die Ritter schützte, wenn er die ständische Libertät, mochte sie ihm bei Städten oder Rittern begegnen, trotz aller Proteste brach, so verwechselte er nach patriarchalischer Anschauung wohl sich und den Staat, aber er gewöhnte alle Klassen seiner Untertanen, die sonst im Gegensatze zueinander ihre eigenen Interessen verfolgten, daran, einem gemeinsamen Ganzen zu dienen. Die Fürsten nahmen im römischen Rechte geschulte Juristen als Beamte in ihre Umgebung, sie stießen auf Grund des alten kaiserlichen Rechtes manche graue Gewohn-

heit ihrer im römischen Recht unerfahrenen Untertanen um; aber so harte Uebergänge waren im Interesse des modernen Staates notwendig. Dazu kam, daß die mit der städtischen Kultur steigende Kapitalbildung ihnen die Möglichkeit bot, mit den von den Städten oder Kaufleuten geliehenen Geldmitteln eigene Soldtruppen zu unterhalten, die zum Teil im Besitze der unlängst erfundenen Feuerwaffen den Ritterheeren überlegen waren. Mit solchem Werkzeuge sind sie der offenen Widersetzlichkeit ihrer Untertanen erfolgreich begegnet, mit Geschützen haben sie die fast unzugänglichen Burgen der Raubritter gebrochen. Bald gaben auch große und glänzende Residenzen der Fürsten dem sinnenden Auge die Kunde, daß der Schwerpunkt des Reiches von den wandernden Hoflagern des Königs weggerückt sei in neue feste Mittelpunkte sich selbst genügender Welten. Um des Reiches Wohl und Wehe haben diese Fürsten sich sehr oft nicht gekümmert, aber dadurch daß sie für ihre Territorien Ersprießliches leisteten, haben sie doch zum Besten einer größeren Gemeinschaft gearbeitet. Dies läßt sich jedoch nicht von den vielen reichsfreien Herren sagen, die, namentlich in der Mitte und im Süden des Reiches, auf nur mäßiger Scholle sitzend, ebenso krampfhaft wie die größten Fürsten an ihrer Unabhängigkeit festhielten, ohne eine entsprechende Aufgabe zu erfüllen. Im Reiche fast ohne Rechte und Pflichten, ihren wenigen Untertanen gegenüber ohne Verantwortlichkeitsgefühl, bildeten sie ein störendes Einschiebsel in den an sich schon bunt genug zusammengesetzten Reichskörper.

Erfreut aber ruht das Auge auf jenen Gemeinwesen, die, wenn sie auch äußerlich keine allzugroße Vergangenheit hinter sich hatten, in ihrem Schoße doch Kräfte bargen, welche das ganze Leben der Zukunft umgestalten sollten: die Städte. Wir werden an anderer Stelle die Entstehung und Entwickelung der Städte zu schildern haben und müssen uns hier damit begnügen, ihr Verhältnis zum Reich zu kennzeichnen. Allerdings geraten wir da gleich in eine schwierige Lage. Denn jede Stadt hat je nach dem Grunde, auf dem sie stand, je nach den Mitteln, über die sie oder ihre Grundherren verfügten, sich anders entwickelt. Es gab Städte, die mit einem Teile ihrer Häuser auf Reichsgebiet standen, also hierfür ursprünglich dem Reichsbeamten unterstellt waren, mit einem anderen Teile aber einem Bischof oder weltlichen Fürsten unterworfen waren. Es ist ihren Verwaltungsbehörden nun wohl gelungen, die Gerichtsbarkeit in der Stadt zu erwerben und einheitlich zu gestalten; aber es gab doch vielfach Gelegenheit, so bei Bestätigung der Richter oder bei Huldigungen, wo der zwiespältige Karakter des Ursprungs der Stadt deutlich zutage trat. Das Trachten der Städte ging natürlich dahin, sich die besten Existenzbedingungen zu verschaffen, den mächtigsten und dabei doch weitest entfernten Herrn als ausschließlichen Gebieter anzuerkennen, kurz Reichsstadt zu werden. Im Kampfe mit ihren Bischöfen haben viele Bischofsstädte das erreicht; andere, die fast nur auf stiftischem Grunde entstanden waren, haben wenigstens ihre Herren fast ganz aus der Stadt gedrängt. Doch ist es in einzelnen Fällen dem Landesherren, wie in Mainz (1462) dem Erzbischofe, in Berlin dem Kurfürsten (1442–1448) gelungen, der Stadt seinen Willen dauernd aufzuzwingen.

Die Reichsstädte hatten nach verbreiteter Annahme die Pflicht, dem Könige eine gewöhnlich pauschalierte Steuer zu bezahlen, während die freien Städte des Reiches von dieser Pflicht befreit gewesen wären. Aber nach neueren Untersuchungen (Ehrentrauts) trifft das nicht durchweg zu. Es hat Reichsstädte gegeben, die durchaus nicht gesteuert haben; und freie Städte, die Abgaben an den König entrichteten. Man darf wohl sagen, daß ein größeres oder geringeres Maß von Pflichten nicht das Wesen der Städte veränderte. Hat es doch landesherrliche Städte gegeben, die so unabhängig waren wie nur irgend eine Reichsstadt. Im allgemeinen galt es als Grundsatz, die in der Reichsmatrikel genannten Städte als Reichsstädte anzusehen. Es ist begreiflich, daß die Fürsten, welche anfangs die Entwickelung der Städte in ihren Territorien gefördert hatten, mehr und mehr in die entgegengesetzte Neigung verfielen, den nach Unabhängigkeit strebenden Städten möglichste Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Von der Reichsgewalt wurden sie gelegentlich in diesen Bemühungen unterstützt. Aber trotzdem hat die Entwickelung

der Städte ihren ruhigen Verlauf genommen. Uebelwollenden Herrn gegenüber haben sie, gleichviel ob Reichsstädte oder Landstädte, sich zusammengeschlossen und mit geschlossener Macht eine achtungswerte Stellung errungen. Der rheinische Städtebund von 1254, der auch westfälische Landstädte und später selbst die Reichsstadt Regensburg umfaßte, wurde sogar vom Könige anerkannt. Er richtete sich namentlich gegen ungerechtfertigte Zollplackereien von seiten der Fürsten. Bedeutender in der Geschichte ist der Schwäbische Bund geworden, der ursprünglich von 14 schwäbischen Reichsstädten 1376 abgeschlossen wurde. Hier galt es, der Absicht Kaiser Karls IV., den Reichsstädten eine höhere Steuer aufzuerlegen, entgegenzutreten, und tatsächlich hat sich der Bund erfolgreich der Angriffe desselben erwehrt. So mußte Karl IV., der 20 Jahre früher in der Goldenen Bulle alle solche Einigungen streng untersagt hat, am eigenen Leibe erfahren, was Gesetze in diesem Reiche miteinander streitender Interessen vermochten. Das Beispiel aber, das dieser Schwäbische Bund gab, hat fortgewirkt. Wir werden dem Bunde in neuer Form in späterer Zeit begegnen. Die Strebungen der Fürsten und der Städte gingen auseinander. Jene wünschten möglichst festen Zusammenschluß ihres Territoriums; wer hinein oder hindurch wollte, mußte für Zoll und Geleit (Sicherheit gegen Belästigung) schwer zahlen. Die Städte aber richteten, nicht etwa von größeren Gesichtspunkten ausgehend, sondern in wohlverstandenem Eigennutz, ihre Blicke mehr auf das Reich, welches allein imstande war, Zölle und kleinliche Plackereien der Fürsten zu beschränken.

Das Reich · Verwaltung, Heer, Justiz

Wir haben gesehen, daß der König an der Spitze eines sehr buntscheckigen Gebietes steht; die Vielgestaltigkeit unserer deutschen Bundesstaaten gibt davon nur einen schwachen Begriff. Aber während der heutige deutsche Kaiser in den Bundesfürsten seinen Genossen sieht, war der alte römische König der souveräne Herr im ganzen Reiche. Und doch wie viel machtvoller ist heute die Zentralgewalt des Reiches, die unter dem mächtigen Einflusse und im Namen des Kaisers geübt wird, im Vergleiche zu den Institutionen, welche im Mittelalter das einigende Band um die Territorien des Reiches schlangen! Wohl repräsentierte der König und Kaiser mit seinem Namen eine Macht. Aber dabei hatte das Wort des Enea Silvio seine Richtigkeit, daß der Kaiser bei den Auswärtigen durch seinen Titel mehr bedeute, als bei seinem Volke durch seinen Einfluß. In beweglichen Worten klagte 1412 König Sigmund den Ständen seine Not: Weder in Italien, noch im Arelat, noch in Savoyen, Lothringen und Burgund stehe ihm ein Schloß unmittelbar zur Verfügung, und sein ganzer Nutzen, sein Einkommen aus deutschem Lande betrage, wie er nachweisen könne, nicht mehr als 13000 Gulden.

Es war gut, daß es neben der königlichen Gewalt noch eine Institution gab, welche von Zeit zu Zeit die Einheit des Landes zu sichtbarem Ausdruck brachte: den Reichstag. Der Reichstag, zur Karolingerzeit die Versammlung aller wehrhaften, freien Männer, zeigte deutlich den Wandel der Zeit. Es kamen jetzt nur noch die, welche im Besitz irgend welcher Macht waren und danach trachteten, ihren Einfluß zu mehren oder ihren Vorteil geltend zu machen. Auf dem Reichstage wurden die Stimmen der Anwesenden nicht mehr gezählt, sondern gewogen. Wer die größere Macht in die Wagschale zu werfen hatte, galt am meisten. Dem Könige stand das Recht zu, den Reichstag zu berufen und persönlich oder durch Gesandte seine Verhandlungen zu leiten. Doch haben auch die Kurfürsten solche Reichstage einberufen und unter einem säumigen Könige wohl gar Beschlüsse gegen diesen zustande gebracht. Zu den Reichstagen schickten auch die Städte ihre Boten. Aber geregelt war ihre Stellung sowenig auf dem Reichstage wie im Reiche. Im allgemeinen stimmten nur die Kurfürsten und Fürsten; höchstens daß gelegentlich die Städte ihre materielle Macht zugunsten dieses oder jenes Beschlusses einsetzen konnten. Durch den Reichstag ist die Stellung des Königs mehr und mehr eingeengt

worden; denn zur Durchführung wichtiger Unternehmungen, für die er die Hilfsmittel des Reiches heranzuziehen gedachte, war er unbedingt an die Zustimmung der Reichsstände gebunden. Diese haben sich manchmal von einer einsichtsvollen Politik, die auch das Wohl des ganzen Reiches im Auge hatte, leiten lassen, aber meist war doch das Interesse des eigenen Territoriums der Leitstern all ihres Handelns.

Entsprechend der politischen Zerfahrenheit waren die militärischen Leistungen im Reiche sehr gering. Nicht als ob es an kriegerischer Kraft im deutschen Volke gefehlt hätte; sie war im Ueberfluß vorhanden; aber es war unmöglich, sie zusammenzufassen und nach einem Punkte hinzulenken. Zur Zeit der Hussitenkriege trat das Elend der Heeresverfassung recht in die Erscheinung. Wohl bekundeten die Reichstage von Nürnberg 1422 und Frankfurt 1427 löblichen Eifer, indem sie das Reichsheer auf Grund der 1422 festgestellten Heeresmatrikel aufboten. Aber das Ende waren doch nur Mißerfolge. Da wurde im Dezember 1427 auf dem Reichstage zu Frankfurt der Beschluß gefaßt, durch eine Steuer die Mittel zur Aufstellung eines Heeres aufzubringen; man hoffte also mit einem Soldheere bessere Erfolge zu erzielen. Die Begründung dieses Gesetzes beleuchtet scharf die noch ungeregelten Verhältnisse auf dem deutschen Reichstage. ‚Geratschlagt und beschlossen durch unsern Herrn, den Cardinal von England, unsers heiligen Vaters des Papsts Legaten; unsere Herren die Kurfürsten und andere Fürsten, geistliche und weltliche Fürsten, und Herren Botschaft, Prälaten, Grafen und Herren, Ritter und auch Knecht, die auf dem Tag zu Frankfurt beieinander gewesen sind, wie man den Hussen und Ketzern zu Böhmen widersten mög, die Ketzerei zu vertilgen und auszurotten'. Der König oder sein Vertreter wird, wie man sieht, in so wichtiger Angelegenheit gar nicht genannt, wohl aber der päpstliche Legat. Der enge Zusammenhang rein weltlicher und kirchlicher Dinge begegnet fast von Zeile zu Zeile. So wird neben den vorgeschriebenen Steuern mit einer Mehreinnahme aus Ablaßgeldern gerechnet. Die Pfarrer sollen von den Kanzeln herab solche Opfer empfehlen. Das Schriftstück ist ferner bemerkenswert durch manch fruchtbare Gedanken, die aber den wirklichen Zeitverhältnissen vorausgeeilt waren: die Steuer war im großen und ganzen als Vermögenssteuer gedacht, nur gewisse Klassen, wie Grafen, Herren sollten nach ihrem Stande steuern. Das wichtigste aber war doch die verfügte allgemeine Wehrpflicht, freilich nicht in dem Sinne persönlicher Dienstleistung, sondern so, daß jeder, ob geistlich oder weltlich, zur Unterhaltung des Heeres beitragen sollte. Nur die Kurfürsten und Fürsten führen persönlich ihre Kontingente dem Reichsheere zu und sind daher von der Steuer befreit. Bezeichnend für die königliche Gewalt ist dann wieder der Beschluß, daß der Kardinal Heinrich von England und der Markgraf von Brandenburg das Söldnerheer führen sollen, und zwar ohne vom Könige ermächtigt zu sein. Ja, die Achtung vor dem Königtum war gesunken! Dagegen tritt die Bedeutung, welche die Städte erlangt hatten, ganz unbeabsichtigt, aber deshalb um so auffallender hervor. Ihre Mitwirkung beim Einsammeln der Steuern wird nicht nur festgesetzt, sondern fünf von ihnen, Köln, Nürnberg, Erfurt, Salzburg und Breslau werden als Zentralsammelpunkte für weitausgedehnte Gebiete bestimmt. Zu ihrer Verwaltung und


Abb. 13 · Kaiser Sigismund nach einer gleichzeitigen Handschrift im Geh. Hausarchiv zu München

ihrem Kredite hatte man ein Vertrauen, wie es sonst damals unbekannt war. Der Plan, mit Hilfe einer Steuer ein Heer zusammenzubringen, ist schließlich, wie jeder große Gedanke im Reiche, doch nur von mäßigem Erfolge gewesen. Das Geld lief spärlich ein; und die schwäbischen und fränkischen Ritter erklärten gerade heraus: Mit Leib und Leben, aber nicht mit Geld wollten sie dem Reiche dienen. Kurz, was das Reich auf militärischem Gebiete noch leistete, war elend. Und dieses Elend wurde aller Welt offenkundig, als ein ausnahmsweise gegen 100 000 Mann starkes Heer von den Hussiten 1431 bei Taus jämmerlich in die Flucht geschlagen wurde. Was hatten vollends die Türken, welche seit ihrem großen Siege von 1389 unaufhörlich in den Balkanstaaten und Ungarn vordrangen und die deutsche Reichsgrenze ständig bedrohten, von diesem Reiche zu fürchten? Und doch sollte sein Lenker das Haupt der Welt, der Vorkämpfer und Schirmherr des Christentums sein!

Die beste Kraft des Reiches wurde eben in den fast unaufhörlichen Fehden verbraucht, die das Reich fast aller Enden erfüllten. Das waren nicht nur Kämpfe zur Entscheidung von Gebiets- und Machtfragen zwischen größeren Fürsten, zur Abgrenzung der Rechte von Fürsten und Städten, sondern auch unbedeutende Raufhändel zwischen Rittern unter sich und zwischen Rittern und Städten. Diese kleinen Fehden waren den Rittern des Mittelalters das, was unserer vornehmen Gesellschaft heute der Sport ist; nicht übermäßig gefährlich, erhielten sie Herz und Leib gesund. Aber sie bedrohten die Rechtssicherheit, und namentlich der Bauernstand mußte die Kosten für solche Vergnügungen zahlen. Die Städte waren durch Mauer und Graben gegen überraschende Angriffe geschützt; das Eigentum des Bauern aber lag wehrlos da. So mußten neben den vielen Frohndiensten, die er dem Herrn zu leisten hatte, neben dem Wildschaden, den er über sich ergehen lassen mußte, diese Plackereien namentlich dazu beitragen, in dem Bauern des 15. und 16. Jahrhunderts die tiefgehende Erbitterung zu erzeugen, die in den Bauernkriegen zu so furchtbarem Ausdruck kam. Dabei handelten die Fehdelustigen nicht einmal ungesetzlich; denn die Reichsgewalt erkannte das Fehderecht des Herrenstandes unter der Voraussetzung an, daß vorher ein gerichtlicher Austrag ergebnislos gewesen war. Nur wurden für den Unfug gewisse Formen vorgeschrieben. In den Landfriedensbünden, welche Kaiser und Fürsten von Zeit zu Zeit gegen das Fehdewesen schlossen, offenbart sich doch die ganze Schwäche des Reiches. Jede ‚Widersage' (Fehdeankündigung) soll nach dem Reichslandfrieden Friedrichs II. von 1235 drei Tage vor Eröffnung der Feindseligkeiten erfolgen, und Aehnliches bestimmt die Goldene Bulle von 1356. Dieser auf die Dauer unerträgliche Zustand konnte nur durch Schaffung eines Gerichtes, wo der Beleidigte wirklich Genugtuung erhielt und durch Errichtung eines Organs, welches den Urteilen Nachdruck gab, endgültig beseitigt werden.

Aber von dem königlichen Hofgericht war in so weitgehendem Maße Befreiung erteilt worden, daß der größte Teil des Reiches von diesem Zentralgerichtshofe unabhängig war. Trotzdem blieb das Bedürfnis nach einem solchen obersten Gerichte bestehen, und es gelangte stets eine große Anzahl von Prozessen an den königlichen Hof. Nun war es Bedingung für eine ordnungsgemäße Besetzung des Gerichts, daß diejenigen, welche als Beisitzer tätig waren, dem Angeklagten im Range über- oder gleichgeordnet waren. Bei einer Klage gegen einen Fürsten mußten also die Beisitzer selbst Fürsten sein. Woher aber eine solche Zahl von Standesgenossen nehmen, wenn der König, wie zu Wenzels und Sigismunds Zeiten, lange Zeit außerhalb des Reiches weilte? Dieser Notstand erklärt es, wenn der König jetzt wiederholt an ihn gezogene Rechtshändel mit Rat, d. h. mit seinen Räten, erledigte. Aus diesem Gerichte, welches der König mit seinen Räten abhielt, ist das königliche Kammergericht erwachsen. Der Eintritt rechtsgelehrter Richter in die Umgebung des Königs beförderte die Bildung des Kammergerichts. Im Jahre 1415 unter Kaiser Sigismund finden wir zum ersten Male den Namen. Neue Forschungen (Lechners) haben ergeben, daß man bald auch haarscharf zwischen dem alten Reichshofgerichte und dem neuen Kammergerichte unterschieden hat. So erhoben die Kölner im Jahre 1448 Einspruch von des Kammer-

gerichts wegen, ‚da solches nicht gebürlich sei, denn unser herr der könig sollte ein Hofgericht nach alter gewonheit stellen, wenn er richten wolle'. Das Kammergericht hat sich trotzdem durchgesetzt, weil es dem Interesse des Königs und der Klagenden am meisten Rechnung trug. Denn für das neue Gericht galten die Privilegien de non appellando et non evocando, welche den meisten Territorialherren erteilt waren, nicht. Das Reichshofgericht ist seit der Mitte des 15. Jahrhunderts mehr und mehr eingegangen. Doch war mit dem Kammergericht noch keine Rechtssicherheit gegeben, weil es dem König an dem geeigneten Organe gebrach, seinen Willen energisch durchzuführen. Deshalb verstummten auch die Klagen über ungenügende Rechtspflege nicht. Es war doch mehr schön gesagt, als tatsächlich wahr, wenn es noch 1486 heißt, der König sei der ‚Brunnen, aus dem die Recht fließen'.



Abb. 14 · Vollzug verschiedener Strafen nach dem 1512 zu Augsburg von Hans Otmar gedruckten ‚New Layenspiegel' fol. 174

Königliche Gerichte, die ihre Zuständigkeit in möglichst weit gestreckten Grenzen ausgeübt haben, waren neben einigen ganz unbedeutenden das Hofgericht zu Rottweil und das Landgericht in Franken. Letzteres war im erblichen Lehenbesitz der Burggrafen von Nürnberg, der späteren Markgrafen von Brandenburg, und ist in der Hand energischer Fürsten ein Mittel geworden, um den eigenen Territorialbesitz zu erweitern. Anerkennung haben alle diese Gerichte nur dann gefunden, wenn es den Gerichtsherren gelang, durch Plackereien den Verurteilten müde zu machen. Wie oft hat eine Stadt, obwohl ihres guten Rechtes sich bewußt, doch dem Urteil sich gefügt, nachdem sie gewahr werden mußte, wie alle beutelustigen Herren die vom Rottweiler Hofgericht oder vom Burggrafengerichte verhängte Acht zum Vorwand nahmen, um mit einem Scheine von Recht über die Bürger und ihre Güter herzufallen. Jedenfalls hat eine solche Rechtsprechung dem Reiche nicht genützt.

Auch die westfälischen Freigerichte (Veme) behaupteten als königliche Gerichte für das ganze Reich zuständig zu sein. Sie genossen tatsächlich ein großes Ansehen, und wie der König, so hielten es die angesehensten Herren im Reiche für nicht unter ihrer Würde, Schöffen der westfälischen Freigerichte zu werden. Ueber ihre Wirksamkeit und ihre heimlichen und unheimlichen Sitzungen ist von Geschichtsschreibern und Dichtern viel gefabelt worden. In Wirklichkeit fanden die regelmäßigen Sitzungen dieser Gerichte offen und unter freiem Himmel statt, nur bei Verhandlungen, welche bestimmte ‚vemvrogige' Sachen betrafen, auf die die Todesstrafe stand, war die Oeffentlichkeit ausgeschlossen. Jedenfalls hat die Vemgerichtsbarkeit eine so furchtbare Wirksamkeit, wie ängstliche Gemüter glauben, nicht ausgeübt. Den Nimbus des Blutigen dürfte sie wohl dadurch erhalten haben, daß es den Schöffen freistand, einen Uebeltäter, den sie bei frischer Tat betrafen, ohne ordentliche Gerichtsversammlung selbst sofort zu verurteilen und zu richten. Im 14. Jahrhundert ging

die Würde eines obersten Stuhlherrn der westfälischen Freigerichte auf den Erzbischof von Köln als Herzog von Westfalen über. Unter seinem oder seines Vertreters Vorsitz sind dann wiederholt, später von Jahr zu Jahr Freigrafenkapitel abgehalten worden, die eine Berufungsinstanz für alle an Freigerichten verhandelten Sachen bildeten und namentlich auch Normen für den Prozeßgang aufstellten. Die Freigerichte haben sich der Wertschätzung einzelner Könige zu erfreuen gehabt, trotzdem sind sie im 15. Jahrhundert mehr und mehr zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Denn sie pochten auch den Königen gegenüber auf das ihnen vermeintlich von Karl dem Großen verliehene Recht. Das aber ließ Friedrich III. sich nicht bieten und so hat er wiederholt Freischöffenurteile umgestoßen, schließlich auch in weitestgehendem Maße Befreiung vom westfälischen Femgerichte gewährt. So legten die einzelnen Träger der Gerichtsbarkeit ihre Tätigkeit selbst lahm. Trotz der barbarischen Strafen, welche gewöhnlich die kleineren Diebe traf (Abb. 14), herrschte denn auch eine allgemeine Rechtsunsicherheit; und wer in den Chroniken des 15. Jahrhunderts liest, wird fast Seite für Seite finden, wie sehr der intelligenteste Teil der Bevölkerung, das Bürgertum, darunter litt.



Das Streben nach Reichs- und Kirchenreform

Wir haben oben bereits erwähnt, daß mit dem Beginne des 15. Jahrhunderts die konziliare Bewegung einsetzt, um der Kirche die Einheit zurückzugeben und zugleich auch die Schäden zu beseitigen, welche sich in die kirchliche Verwaltung eingeschlichen hatten. Die erste Aufgabe haben die Konzilien gelöst, an der zweiten sind sie zum Teil infolge ihrer Maßlosigkeit gescheitert. An ihrer Stelle haben vielmehr die Nationen durch Konkordate ihre Beziehungen zur Kurie geregelt. Andere Staaten konnten mit dieser Lösung zufrieden sein. In Deutschland aber gab jedesmal die Einmischung der Kurie in Fragen rein lokaler Natur, ihr Anspruch darauf, wenn es ihr beliebe, alle bischöflichen Stühle, ja alle Pfarreien zu besetzen, Anlaß zu neuem Verdruß. Gerade da zeigte sich, wie eng das Elend des Reiches mit den Mißständen in der Kirche verwachsen war. Ein in sich geeintes, von einem Willen gelenktes Volk hätte hier ohne Frage die Kurie zum Maßhalten veranlaßt; hatte doch selbst das verhältnismäßig kleine Venedig 1402 mit Erfolg durchgesetzt, daß niemand in seinem Herrschaftsgebiet eine geistliche Stelle bekomme, der mit einer Provision oder Exspektanz von Rom komme. Aber die Zerrissenheit des Landes öffnete Eingriffen Tür und Tor, und die Kurie, welche über soviele Mittel verfügte, hatte stets einen Teil der deutschen Fürsten hinter sich, wenn etwa ein anderer sich auflehnte. So gingen denn in Deutschland, nachdem das Basler Konzil unfruchtbar zu verlaufen drohte, die Bestrebungen, welche auf eine Reform der Kirche zielen, Hand in Hand mit denen, welche auf die Umgestaltung der Reichsverfassung gerichtet waren. Die Päpste sind diesen Bestrebungen abhold gewesen, nicht so alle Könige. Geradezu gesträubt gegen jede Aenderung seiner verfassungsmäßigen Stellung hat sich Friedrich III. Während seiner Regierung stößt die Partei, welche reformieren will, nicht nur bei den Päpsten sondern auch beim Kaiser auf Widerstand. Beide Machthaber stützen sich gegenseitig und verdanken diesem Umstande in erster Linie ihren Erfolg. (Abb. 15.)

Die Bestrebungen, den Zustand des Reiches zu bessern, sind alt. Bald handelte es sich darum, der fortschreitenden Schwächung der Reichsgewalt Einhalt zu tun, bald darum, die stets schwebende Frage der Abgrenzung königlicher und fürstlicher Rechte zu lösen. Allgemeiner wurde der Ruf nach Reichsreform in derselben Zeit, da die Beseitigung der kirchlichen Schäden energisch in die Wege geleitet wurde. Kaiser Sigismund, dieser rührige, aber mit vielseitigen Aufgaben zu schwer belastete Mann, hat wie der Kirchenreform so auch der Besserung der staatlichen Zustände sein Augenmerk zugewandt. Doch starb er dahin, ohne für das Reich etwas Bemerkenswertes und für die Kirche etwas dauernd Segensreiches geleistet zu haben. Aber sein guter

Wille war doch so bekannt geworden, daß seiner Anregung eine Arbeit zugeschrieben wurde, die als Reformation des Kaisers Sigismund eine eigenartige Stellung in der Geschichte der Publizistik einnimmt. Kirchliche und politische Reformen sind hier innig verquickt. Sie verrät einen starken Haß gegen die Bettelmönche und gegen die beute der Armen, die Kapitalbildung und dann die Münzverschlechterung müssen verhindert werden. Die Bischöfe und Aebte, die große weltliche Macht in Händen haben, sollen Land, Leute und Burgen verlieren und auf ein festes Gehalt gesetzt werden. Ihre Schlösser und Städte ‚sollent alle stan und vallen auf einen romischen Kunig zu



Abb. 15 · Aus Hartmann Schedels Weltchronik: Papst Pius II. und Kaiser Friedrich III. Verbindung von Kirche und Staat

Fürsten, will namentlich das Beste der Bürger und nimmt wiederholt auf Augsburg Bezug. Hier wird sie demnach entstanden sein. Da die Großen schlafen, ruft der Verfasser, so muß des Reiches Wohlfahrt von unten herauf bestellt werden. Der Friede muß allgemeine Untertanenpflicht sein. Der Fürkauf (d. i. das Aufkaufen von Gütern, um sie später mit Nutzen zu verkaufen), die wucherische Aus- dem reich'. Durch diese Maßregel wäre der König mit einem Schlage wieder der allmächtige Gebieter im Reiche geworden. Eine solche Macht, in einer Hand vereinigt, hätte den Landfrieden wohl besser geschirmt als die Kreisteilung des Reiches, welche die Flugschrift zum Schutze des Friedens forderte.

Diese Schrift enthält den Niederschlag gewisser Ideen, die 1438 in der Luft lagen.

Gleichzeitig sind diese Gedanken auch in einer anderen Schrift behandelt worden. Die Concordantia catholica des Nikolaus von Cues (Abb. 16) zeichnet sich nicht immer durch Folgerichtigkeit aus und bildet, als Ganzes betrachtet, dennoch die gründlichste und tiefstdurchdachte Reformschrift der damaligen Zeit. Auch sie befaßt sich mit der Besserung sowohl in Staat wie in Kirche und erwartet für beide das Heil von einem richtigen Verhältnis der Oberhäupter zu den Gliedern, von einem segensreichen Zusammenwirken aller Faktoren auf konstitutioneller Grundlage. Nikolaus ist kein abstrakter Theoretiker. Er hat ein Auge für das, was seiner Zeit nottut, und kennt die Geschichte gut genug, um aus ihr Lehren entnehmen zu können. Sein Ideal ist das Kaisertum der Ottonen. Die Zustände, wie sie damals geherrscht, scheinen ihm in mancher Beziehung noch für seine Zeit vorbildlich. Er rühmt, wie kräftig damals der König des Reiches Rechte in Italien, in Burgund und in Deutschland gewahrt habe, und mahnt dadurch den Herrscher, daß er nicht fernerhin an den Grenzen und im Innern die Macht des Reiches verkümmern lasse. Das wäre zu Kaiser Ottos I. Zeiten unmöglich gewesen, und zwar deshalb, weil König und Untertanen im besten Einvernehmen miteinander die Reichsangelegenheiten auf den Reichstagen beratschlagten. Damals haben die geistlichen Fürsten mit ihren Besitzungen segensreich gewirtschaftet und die weltlichen Fürsten in glücklichster Weise ergänzt. Dem hält Nikolaus das traurige Bild der eigenen Zeit entgegen: heute streben, um weltlichen Besitz zu erlangen, ganz Untaugliche nach geistlichen Würden; die weltlichen Fürsten aber leben, ohne sich um Reich und Reichstage zu kümmern, ganz ihrem Eigennutze. Möchten sie nicht, warnt er, wie sie jetzt das Reich verschlingen, so selbst später von den Gemeinen verschlungen werden. Bitter tadelt er die Großen und die Kleinen, die mit einem Fehdebrief glauben all das Elend entschuldigen zu können, welches sie über den Nachbarn bringen. Sollten diese Zustände weiter andauern, so wird das Reich noch ganz der Raub der Feinde, die Deutschen die Untertanen eines fremden Volkes werden. Wie kann das verhindert werden? Nikolaus glaubt, daß wieder jährlich Reichstage abgehalten werden müßten. Der Kaiser soll sie nach Frankfurt einberufen und mit bestimmten Forderungen an die Stände herantreten. Zur besseren Sicherung des Landfriedens hält Nikolaus die Einteilung des Reiches in zwölf Gerichtssprengel für zweckmäßig, an deren Spitze je ein Richterkollegium stehen soll, das sich aus einem geistlichen, einem adeligen und einem bürgerlichen Richter zusammensetzt. Ihm fällt namentlich die Ueberwachung des Landfriedens zu, und außerdem obliegt ihm die Bestrafung der Uebeltäter. In wichtigen Fällen kann es die Entscheidung dem Reichstage anheimgeben. Der Reichstag aber hat dafür zu sorgen, daß die guten löblichen Gewohnheiten der Gerichtssprengel aufgezeichnet werden, damit nicht nach totem Buchstaben Recht gesprochen werde. Dann – und das ist besonders bemerkenswert – soll der Reichstag die Mittel zur Unterhaltung eines stehenden Heeres bereitstellen, welches den Frieden nach außen und innen schirmen kann. Gesunde Rechtspflege, stehendes Heer – die Verwirklichung dieser Forderungen hätte dem Reich an erster Stelle notgetan, sie hätte unfehlbar der Schwächung des Reiches nach außen, der Zerrüttung seiner Gebiete im Innern Einhalt geboten.

Nikolaus ist gegen das weltliche Regiment der geistlichen Fürsten. Nicht als ob ihnen ihre Herrschaften nun mit einem Schlage genommen werden sollten. Aber die Verwaltung wird im Einvernehmen mit dem betreffenden geistlichen Fürsten einem königlichen Beamten anvertraut. Auf die Weise wäre ebenso wie durch die Forderung des Augsburger Reformators die königliche Macht wesentlich gestärkt worden. Aber wie stellten sich denn die geistlichen Fürsten dazu? Nikolaus selbst hat die Antwort als Bischof von Brixen gegeben, indem er mit größter Schärfe die weltlichen Rechte seines Sprengels gegen den Herzog Sigmund von Tirol verteidigte. Er hatte inzwischen, ebenso wie es Enea Silvio als Papst tat, mit den Anschauungen, die er auf dem Basler Konzil vertreten hatte, gründlich gebrochen.

Nikolaus von Cues hat seinen Reformentwurf dem Kaiser Sigismund gewidmet. Doch erst Albrecht II. konnte am 13. Juli 1438 dem Reichstage den Ent-

wurf einer Landfriedensordnung vorlegen, der zur besseren Handhabung der Exekution auch eine Teilung des Reiches in vier Kreise vorsah. Aber auch er ist, obschon er am 16. Oktober 1438 dem Reichstage eine neue Vorlage machte, in der sechs Kreise abgegrenzt waren, nicht zum Ziele gekommen. Und wie verheißend klang doch die Forderung, ‚das alle vehde abgetan werden, und das aller menglich diesen unsern geordneten friden halten solle!‘ Erst Kaiser Friedrich III. brachte am 14. August 1442 einen allgemeinen Landfrieden zustande, der aber durchaus keine Bürgschaft bot für die Besserung des heillosen Zustandes. Denn wenn das Gesetz auch forderte, daß bei vorkommenden Händeln zuerst der Rechtsweg beschritten werde, so ließ es doch zu, daß nach ordnungsmäßiger Ankündigung der Fehde zur Eigenhilfe gegriffen werde. Dies Gesetz am Anfang einer überlangen Regierung karakterisiert die staatliche Ordnung am besten. Es stellt sich dar als Hohn auf geordnete Verhältnisse. Damals hat denn auch der Magdeburger Domherr Heinrich Toke in einer Schrift, die Gustav Beckmann jüngst aufgefunden hat, energische Vorschläge für die Neuordnung des Gerichts, Einsetzung eines Gerichtshofes nach dem Muster des Pariser Parlaments und des Londoner Gerichtes, Erhebung einer jährlichen Reichssteuer gemacht. Doch der Erfolg solcher Schriften war äußerst gering.



Abb. 16 · Nikolaus von Cues nach einer im Geheimen Hausarchiv zu München befindlichen gleichzeitigen Handschrift

Das Jahr 1444 ist insofern denkwürdig, als in ihm Friedrich III. auf Jahre hinaus zum letzten Male einen Reichstag besuchte. Wiederholt haben die Kurfürsten versucht, ihn durch Drohungen zum Erscheinen zu veranlassen. So erklärten sie 1456, wenn er nicht nach Nürnberg zu dem Reichstage komme, würden sie auch ohne ihn handeln, d. h. die Fragen der Kirchen- und Reichsreform allein erledigen. Trotzdem kam der Kaiser nicht. Die Schriftstücke der Kurfürsten und Fürsten aus diesem Jahre verraten denn auch eine besondere Schärfe. Sie fordern rücksichtslose Durchführung der Konstanzer und Basler Reformdekrete, insbesondere Beschränkung oder doch genaue Regelung des päpstlichen Rechtes der Stellenbesetzung, Festlegung des Prozeßganges an der Kurie, Beseitigung des Uebermaßes an Ablässen, Verwendung des für den Türkenkrieg gesammelten Geldes für diesen Zweck. Diese Forderungen sind zum eisernen Bestande der Gravamina der deutschen Nation geworden. Auch gut päpstlich gesinnte Männer haben sie sich zu eigen gemacht.

Weiter ging der Erzbischof Jakob von Trier im Jahre 1458, als der päpstliche Stuhl durch den Tod Papst Calixts III. erledigt war; er legte dem Kaiser nahe, dem Nachfolger nur dann die Obedienz zu leisten, wenn er auch dem Reiche ein Selbstverwaltungsrecht in kirchlichen Dingen etwa im Umfange der pragmatischen Sanktion von Bourges (1438) zugestehe. Die gallikanischen Freiheiten sollten damit auch dem Reiche zugute kommen. Aber der Erzbischof hat an den maßgebenden Stellen keinen Anklang gefunden und hat, wie es seine Art war, bald wieder anderen Plänen gehuldigt.

Aber nun nahm ein anderer Kirchenfürst, der Erzbischof Diether II. von Mainz (1459), der mit Papst Pius II. in Konflikt geriet, die Reformbewegung in die Hand. Er wollte, nicht in reiner Absicht, sowohl

die Kurie wie auch den Kaiser einschüchtern, wenn er Pläne von einem Konzile und einer Beiseiteschiebung des Kaisers laut werden ließ. Doch ist er in diesem Kampfe unterlegen, da der Papst ihn bannte und absetzte und genug Fürsten im Reiche fand, die bereit waren, auf den stolzen Kirchenfürsten loszugehen. Mit Diethers Sturz (1462) waren die Bemühungen der Reformpartei auf Jahre hinaus lahmgelegt. Aber trotzdem wurden noch Stimmen laut, welche dem Kaiser den Weg zeigen wollten, wie er die Kirche reformieren könne, und den Papst aufforderten, einen Reichstag zu berufen, damit trotz des untätigen Kaisers Beschlüsse zum Besten des Landes gefaßt würden. So stark war die Vorstellung von der Zusammengehörigkeit von Kirche und Staat geworden, daß man die Zuständigkeit der Oberhäupter kaum noch schied.

Und wirklich haben Papst und Kaiser zusammengewirkt, um gelegentlich die schreiendsten Mißstände zu beseitigen. So vereinten sie auf dem Nürnberger Reichstage von 1466 ihre Bemühungen zum Schutze des Landfriedens und setzten ebenso gemeinsam 1471 zu Regensburg einen Beschluß durch, daß ihnen der gemeine Pfennig, d. h. eine Vermögenssteuer aus dem ganzen Reiche bewilligt wurde, um damit einen größeren Heereszug gegen die Türken zustande zu bringen. Aber es fehlte vollständig an einem Organ, um solche Beschlüsse auch durchzuführen; ebenso wie es dem Kaiser an Mitteln gebrach, um seiner Erklärung von 1467 Nachdruck zu geben, daß er nicht gewillt sei, die Eigenhilfe im Reiche zu dulden, selbst nicht in dem von der Goldenen Bulle und seinem eigenen Landfriedensgesetze vorgesehenen Falle. Es blieb doch alles beim alten, und ein schlichter Bürger von Augsburg gibt wieder, was wohl viele, die es mit dem Reiche gut meinten, täglich beteten; er brach nach dem Attentat des Herzogs von Bayern auf die Stadt Donauwörth in die Worte aus: ‚O lebendiger Gott, wie liderlich und on not ist ain guete, werliche stat verlorn worden. O der großen Falschhait und untreu, und alle poshait hat uberhand genommen und reichsnot überall. Gott behuet uns arm reichsstett.‘



Kaiser Friedrich III.

Es ist kein Gesetz, aber beinahe eine Regel, die sich aus der Geschichte ableiten läßt, daß Vater und Sohn, wenn sie nacheinander zur Regierung kommen, einen Gegensatz des Handelns und der Neigungen in sich verkörpern. Schon deshalb würde es anziehend sein, ehe wir Maximilians Gestalt dem Leser nahe bringen, einen Augenblick bei der Person seines Vaters zu verweilen. Es ist das aber auch deshalb notwendig, weil gerade unter Friedrich III. die schwierigen Verhältnisse im Reiche geschaffen wurden, die Maximilians Handeln im Anfange eine bestimmte Richtung gaben. Es kann sich hier natürlich nur um die Andeutung leitender Gesichtspunkte und die Heraushebung der wichtigsten Begebenheiten handeln.

Friedrich V. von Habsburg, Herzog von Kärnten und Steiermark, als König Friedrich III. im Jahre 1440 der Nachfolger seines Vetters Albrecht, war von Natur nicht unbegabt, doch fehlte ihm vollständig die Energie, das Nächstliegende tatkräftig zu erstreben. Gegenüber Gefahren ging er gewöhnlich zurück und überließ die Dinge ihrem Lauf. Dabei hatte er den Ehrgeiz, nach dem Höchsten zu streben, und den Eigensinn, selbst dann noch an allen seinen Rechten festzuhalten, wenn er in Wirklichkeit gar nicht mehr imstande war, sie irgendwie auszuüben. Fest glaubte er an die Zukunft seines Hauses Habsburg; Austriae Est Imperare Orbi Universo oder Alles Erdreich Ist Oesterreich Untertan, das war seine ganze Hoffnung. Sein Geiz war allgemein bekannt. Joseph Grünpeck, der Historikus Kaiser Maximilians, will die Güte Friedrichs ins rechte Licht setzen und offenbart uns unabsichtlich, aber darum desto schärfer die ganze unkönigliche Schwäche dieses Mannes, die im Rahmen einer elenden Reichsverfassung erst recht deutlich wird. Der König, heißt es da, rächte sich nicht mit dem Schwerte an seinen Fürsten, die ihm Uebles getan, sondern hetzte sie aneinander, so daß sie sich gegenseitig bis aufs äußerste schwächten. ‚Wenn dann die Aufrührer, in die höchste Not gebracht, sich an ihn wandten, sind sie, nachdem sie durch unsäglich langes Warten — wozu man an dem Hofe eines so bedeutenden Fürsten, an dem

alles der Reihe nach geht, leicht kommen kann – durch beständiges Herumlaufen bei denen, welche die Angelegenheiten zu besorgen hatten, aufs äußerste geplagt worden waren, und dann doch erst nach einer Audienz, die sie um ungeheuren Preis und mit Verlust von einigen tausend Goldgulden erkaufen mußten, und in der sie schließlich trotzdem eines gütigen Bescheides nicht sicher waren, aus ihrer schwierigen Notlage befreit worden.' Wenn Joseph Grünpeck daraus folgert, durch diese geistigen Fähigkeiten habe der milde Kaiser seine Fürsten allmählich zu unbedingtem Gehorsam gebracht, so war das allerdings ein Irrtum. Denn alle Welt erkannte den hilflosen Zustand von Kaiser und Reich; selbst die Fürsten, die doch bei der Schwäche des Oberhauptes am besten ihren Eigennutz befriedigen konnten, sahen wohl ein, daß es so nicht weiter gehen durfte.

Luxemburg fiel 1443 trotz des Widerspruchs Friedrichs III. dem Herzoge von Burgund zu. Die Schweiz löste ihre Beziehungen zum Reiche immer mehr, indem sie das Haus Habsburg ganz vom Boden der Kantone verdrängte. Friedrich schloß zwar mit Zürich, das Sonderbestrebungen verfolgte, einen Bund (1442) und warb selbst vom französischen König Karl VII. Kriegsvolk (Armagnacs) gegen die Schweiz; aber wenn auch die Schweizer bei St. Jakob an der Birs (1444) der Uebermacht erlagen, schließlich zwangen sie doch der Stadt Zürich ihren Willen und den Verzicht auf das österreichische Bündnis auf. Noch Jahrzehntelang hat das Haus Oesterreich den Kampf mit mehr oder weniger Energie fortgeführt. Die ‚Ewige Richtung' zu Konstanz (1474) stellte endlich den Frieden zwischen dem Könige und der Schweiz her; das Haus Habsburg aber verlor durch diesen Vertrag seine Schweizer Stammlande endgültig.

Inzwischen rückte im Norden Dänemark in gefahrdrohende Nachbarschaft. Im Jahre 1459 starb der Herzog Adolf von Schleswig, zugleich Graf von Holstein aus dem Hause Schaumburg, ohne erbberechtigten Nachfolger. Da wählten die Stände der beiden Fürstentümer 1460 den König Christian I. von Dänemark zu ihrem Herzog und Grafen, der nun in eine merkwürdige Stellung kam, da die Grafschaft Holstein zum deutschen Reiche gehörte, während Schleswig dänisches Lehen war. Und doch sollten sie ‚up ewig ungedeelt' bleiben. Diese Bestimmung mußte bei der staatsrechtlich verschiedenen Lage der verbundenen Fürstentümer den Keim von Verwickelungen in sich tragen, die erst im letztvergangenen Jahrhundert mit dem Schwerte gelöst worden sind. Im 15. Jahrhundert hatte man kein Verständnis für die Gefahr, welche in Zukunft aus der Festsetzung eines fremden Souveräns auf deutschem Boden erwachsen konnte.

Auch über das deutsche Ordensland, dessen Stellung zum Reiche allerdings nicht klar war, das aber als deutsches Kolonistenland doch den Schutz des Reiches hätte genießen sollen, brach unter Friedrich III. die Katastrophe herein. Die inneren Zustände im Orden waren haltlos geworden; die Ordensverfassung machte ein gedeihliches Zusammenwirken des Landadels und der Städte mit dem herrschenden Ritterorden, den Deutschrittern, ganz unmöglich. Da der Orden zu Reformen nicht geneigt war, so bildeten sich im Lande Ritter- und Städtebünde, welche die Befreiung von der Ordensherrschaft anstrebten und an Polen, dem alten Gegner des Ordens, den nötigen Rückhalt fanden. Im Jahre 1454 kam es zum letzten großen Ringen zwischen dem Orden und Polen. Der Krieg dauerte dreizehn Jahre. Wohl kämpften die Ritter ihres alten Ruhmes würdig; aber der Erfolg war bei den Polen, die 1460 auch die Marienburg, den Hochmeistersitz, eroberten. Der Friede von Thorn 1466 besiegelte die Niederlage des Ordens. Dieser mußte Westpreußen an den Feind abtreten und für Ostpreußen die Lehensherrlichkeit Polens anerkennen.

Auch Ungarn und Böhmen, deren Interessen eine Zeit lang mit denen des Reiches vereint gewesen waren, suchten unter Friedrich III. wieder ganz eigene Wege zu gehen. Albrecht II. hatte seinem nachgeborenen Sohne Ladislaus (Posthumus) Oesterreich und Ansprüche auf Ungarn und Böhmen hinterlassen. Doch die Ungarn wählten in ihrer Mehrzahl den König Wladislaw von Polen zum König (1440), weil sie von diesem eine energische Verteidigung gegen die Türken erwarteten. Wladislaw ist dann im Kampfe mit den Türken bei Varna 1444

gefallen, und jetzt erst erkoren sich die Ungarn den jungen Ladislaus zum Oberhaupte, wählten aber während der Zeit seiner Minderjährigkeit den Johann Hunyadi zum Verweser, der gegenüber dem Vormunde des Ladislaus, Friedrich III., nicht geringere Selbständigkeit bewies als Tapferkeit gegen die Türken.

In Böhmen lagen die Dinge ähnlich. Noch im Jahre 1440 boten die Stände dem Herzoge Albrecht von Bayern-München die Krone an unter der Bedingung, daß er sein Erbland in Böhmen einverleibe. Doch der Herzog weigerte sich. Dann ersah man sich Friedrich III. als König aus. Aber dieser betonte das Recht seines Mündels. Während solcher Verhandlungen ging der Stern Georgs von Podiebrad auf, der es vom einfachen Edelmanne zum Gubernator, dann nach des Ladislaus Tode zum Könige von Böhmen (1458) brachte und schließlich seine Hand auch nach der deutschen Königskrone ausstreckte.

* * *

Friedrich III. selbst leitete die Erziehung seines Vetters Ladislaus und übte die Vormundschaft für ihn in Oesterreich. Aber auch hier führte er das Regiment so wenig energisch, daß die Stände es wagten, sich gegen ihn aufzulehnen. Unter der Führung Ulrichs Eizinger, der als Hubmeister (Kammerdirektor) Albrechts II. emporgekommen war, versammelten sich die Unzufriedenen in Wien und warfen dem Könige unter anderem vor, er wolle sein Mündel der Erbschaft berauben. Bei der Lässigkeit Friedrichs, der trotz der näherliegenden Gefahr nach Rom zum Empfang der Kaiserkrone (1451/52) zog und auch nachher sich vollständig überraschen ließ, gelang es den Oesterreichern, die Herausgabe des Ladislaus zu erzwingen (1452), der nunmehr auch in Böhmen (1453) als König anerkannt wurde, ohne aber irgendwelchen bedeutenden Einfluß auszuüben. Er blieb ein Spielball in den Händen seiner Günstlinge, die sich bis auf den Tod bekämpften. Ladislaus starb 1457; in Ungarn folgte ihm durch Wahl Matthias Korvinus, des Johannes Hunyadi Sohn. Er mußte aber verschiedene Schwierigkeiten überwinden, bis ihm Friedrich III., der 1459 von Gegnern des Matthias zum König von Ungarn gewählt war, die Stephanskrone gegen eine ansehnliche Geldentschädigung überließ (1463). So war Oesterreich seiner Vorwerke Böhmen und Ungarn vorerst wieder beraubt.



Abb. 17 · Grabplatte Kaiser Friedrichs III

Friedrich III. mochte eine Entschädigung darin finden, daß er im Jahre 1463 in den Besitz von ganz Oesterreich kam, das er 1457 nach dem Tode des Ladislaus mit seinem Bruder Albrecht VI. hatte teilen müssen. Auch hier hatte seine Regierung bisher Schiffbruch gelitten, da er neben seinem Bruder, den Königen von Böhmen und Ungarn auch fast sämtliche Untertanen als Gegner hatte. Erst seines Bruders Tod

brachte ihm mit dessen Erbe einen bedeutenden Zuwachs an Macht.

In Böhmen war mit der Wahl Georgs von Podiebrad zum Könige die Ruhe nicht eingekehrt. Nicht allein böser Wille, sondern hauptsächlich die Unmöglichkeit, es Katholiken und Utraquisten recht zu machen sowie den Papst für die Kompaktaten zu gewinnen, machte des Königs Stellung außerordentlich schwierig. Lange Verhandlungen mit dem Papste führten zu keinem Ergebnis; Paul II. erklärte vielmehr Georg als Ketzer des Thrones für verlustig und gewann auch den König Matthias von Ungarn für den Kreuzzug gegen den Böhmen. 1469 ließ Matthias sich von den Gegnern Georgs zum König von Böhmen ausrufen; doch Podiebrad kämpfte ungebrochen und im großen und ganzen erfolgreich bis zu seinem Tode 1471. Ihm zur Seite stand mit seiner scharfen Feder der alte Gegner der Kurie, Gregor von Heimburg. Als König von Böhmen wurde nunmehr der polnische Prinz Wladislaw gewählt, aber er mußte 1479 dem Könige Matthias Mähren, Schlesien und die Lausitz abtreten.

In Oesterreich suchte Matthias Korvinus gleichfalls Boden zu gewinnen. Verschiedene Streitigkeiten Friedrichs III. mit den Untertanen seiner Erblande gaben dem Ungarn bequeme Gelegenheit, ohne großen Widerstand zu finden, in Oesterreich einzurücken. 1485 kam sogar Wien in seine Gewalt. So hilflos wie damals war Friedrich noch nie gewesen: er, der König des Reiches, als Kaiser das Haupt der Welt, irrte flüchtig in seinen eigenen Erblanden umher!

* * *

Friedrich III. war vom ersten Tage seiner Regierung an so sehr in die Händel seiner Erblande verstrickt, daß eine energischere Natur dazu gehört hätte, hier die Oberhand zu gewinnen und dann auch noch in die tausendfachen Irrungen, die das ganze Reich erfüllten, ordnend einzugreifen. Da versuchte der Erzbischof von Köln mit einem gewaltigen Heere die Stadt Soest in die alte Abhängigkeit zurückzuwerfen (1447). Doch gelang es den Bürgern, sich hinter festen Mauern der Uebermacht zu erwehren. In langwieriger Fehde rangen dann seit 1449 der Markgraf Albrecht Achilles und die mit ihm verbündeten Fürsten und Herren gegen Nürnberg und dessen Bundesgenossen. Vergebens suchte hier der Kaiser seine Autorität geltend zu machen. Die Nürnberger mußten trotz gelegentlicher Erfolge schließlich mit einer Geldzahlung den Frieden erkaufen, um ihren Handel vor einer dauernden Schädigung zu bewahren. Auch in Schwaben kam es zu Kämpfen der Fürsten gegen die Städte, die nur durch engen Aneinanderschluß ihre Unabhängigkeit behaupten konnten. ‚Beklagenswert', schreibt Enea Silvio, ‚waren die Zustände in Deutschland; nirgends der Reisende sicher. Ein Feuerbrand derselben Art suchte Schwaben, Franken, Bayern heim, indem hier die Fürsten Beutezüge unternahmen, dort die Städte die Felder mit Feuer und Schwert verwüsteten. Auch die Bischöfe von Bamberg, Augsburg und Eichstädt unterstützten die Sache des Markgrafen. Der Würzburger Kirchenobere hatte sich allein von allen Fürsten Deutschlands der Partei der Städte angeschlossen. Tapferen und unerschrockenen Mutes schützte er sein Land und befehdete die Nachbarn, welche zum Markgrafen hielten.'

Wir fühlen aus den Worten eines so feinen Beobachters, wie Enea Silvio es ist, heraus, welche Aufmerksamkeit er dem Gegensatze der Fürsten und der Städte schenkt. Die Städte sind im allgemeinen Willens, die Macht des Reiches zu stärken, eine kaiserliche Politik zu unterstützen, dagegen denken die Fürsten daran, die in ihren Gebieten liegenden Städte in ihre Territorialmacht hineinzuziehen. Zu einer Lösung dieses Konfliktes ist es während der Regierungszeit Friedrichs III. nicht gekommen, da die Fürsten untereinander selbst nicht einig waren. Auch schwächten die wiederholten Teilungen fürstlicher Territorien und die daran sich schließenden Erbstreitigkeiten meist die Angriffskraft der Herren.

An Ueberraschungen und Kämpfe war man bei diesem Zustande im Reiche gewöhnt. Wenn trotzdem der Kampf des Erzherzogs Sigmund von Tirol mit dem Bischofe von Brixen, Kardinal Nikolaus von Cues, ungewöhnliches Aufsehen erregte, so lag das wohl an den Personen, welche an diesem Streite teilhatten. Nikolaus (geb. zu Cues an der Mosel) war 1450 vom Papste zum Bischof von Brixen ernannt worden. Das Domkapitel, welches

bereits einen Bischof gewählt hatte, und der Herzog Sigmund von Tirol fühlten sich in ihren Rechten verkürzt und legten Berufung nach Rom ein. So war das Verhältnis des Bischofs zum Herzog von vornherein getrübt, und der Zusammenstoß trat denn auch bald ein, als Nikolaus 1452 wirklich im Bistum erschien. Der Konflikt verschärfte sich schließlich so sehr, daß es zu Blutvergießen kam. Nachdem Papst Pius II. vergeblich den Streit beizulegen versucht hatte, erließ er seine berühmt gewordene Bulle Execrabilis, in der er jede Appellation an ein Konzil untersagte. Das richtete sich gegen Sigmund; doch wurde dieser so wenig eingeschüchtert, daß er 1560 den Kardinal in Brunneck auf einige Zeit gefangen nahm. Nun ging der Papst entschlossen gegen Sigmund und seinen Wortführer Gregor von Heimburg vor, indem er sie bannte. Eine erbitterte literarische Fehde folgte, und Gregor von Heimburg erging sich in den schärfsten Angriffen gegen Papst und Kardinal, die einst Schulter an Schulter mit ihm auf dem Baseler Konzil die Ansprüche der Kurie bekämpft hatten. Das Leben hatte die an Geist gleich hochstehenden Männer weit auseinandergeführt. Erst der Tod des Nikolaus von Cues 1564 machte diesem Streite ein Ende.

Bewegt wurde die Zeit außerdem durch den Gegensatz der Häuser Hohenzollern und Wittelsbach, der bei verschiedenen Anlässen zu erbittertem Ausdruck kam. Der tatkräftige Markgraf Albrecht Achilles wollte als Inhaber des kaiserlichen Landgerichtes in Franken seine Machtstellung auf Kosten der umwohnenden Fürsten, Herren und Städte erweitern. Er verfolgte in erster Linie die Politik des Kaisers; konservativ gesinnt, war er im allgemeinen ein eifriger Gegner der Reformbestrebungen, die sich gegen Kaiser und Papst richteten. Da die Wittelsbacher ein ebenso starkes Verlangen nach Machterweiterung trugen, so gab die Nachbarschaft den Anlaß zu einem Konflikt ganz von selbst. Nun war der Pfälzer Friedrich I. 1449 seinem Bruder Ludwig IV. als Vormund von dessen minderjährigem Sohne gefolgt, hatte aber zu seiner ‚Arrogation' von 1451, durch welche er sich die vollen Rechte des Kurfürsten beilegte, die Zustimmung des Kaisers nicht erlangen können, obschon er die Rechte seines Neffen für die Zukunft unangetastet zu lassen versprach. Dann hatte Herzog Ludwig der Reiche von Bayern Ingolstadt-Landshut durch die Besetzung der reichsfreien Stadt Donauwörth (1458) den Zorn des Kaisers auf sich geladen. Im Namen des Reiches ergriff deshalb der Markgraf Albrecht Achilles die Gelegenheit, den Herzog seine Macht fühlen zu lassen. Aber er unterlag und mußte 1460 einen für ihn sehr ungünstigen Frieden schließen. Doch es sollte nur eine Ruhe vor stärkerem Sturme sein.

Wie dem Held Tewrdannckh ein Vnglückher geist erschin vnnd Im riet Er solt der Künigin beger volg thůn.



Abb. 18 · Maximilian als Held Teurdank · Aus der 1517 erschienenen Ausgabe

Der Erzbischof Dieter von Mainz, der 1459 vom Domkapitel gewählt worden war, wollte sich den drückenden Bedingungen, von denen der Papst die Bestätigung abhängig machte, dadurch entziehen, daß er Pius II. durch eine gegen die Kurie gerichtete scharfe Reformpolitik einzuschüchtern versuchte. Doch kam er nicht zum Ziel. Vielmehr setzte der Papst den Erzbischof 1461 ab und ernannte an seiner Stelle den Grafen Adolf von Nassau zum Erzbischof. Der Streit der beiden Rivalen schlug weithin Wogen. Die Wittelsbacher hielten schließlich mit dem reformfreundlichen Dieter, also standen der Markgraf und sein Anhang zu Adolf. In dem nun folgenden Kriege unterlag Albrecht Achilles gegen den Herzog Ludwig von Bayern bei Giengen 1462; auch der Pfalzgraf Friedrich wurde seiner Gegner Herr. Trotzdem war die Sache Dieters verloren; besiegt, gab er den aussichtslosen Kampf auf und zog sich gegen eine angemessene Entschädigung zurück. Nach Adolfs Tode hat er dann den erzbischöflichen Stuhl von Mainz wirklich bestiegen (1476) und eine segensreiche Tätigkeit für Stadt und Bistum Mainz entfaltet. Bemerkenswert ist, daß die Stadt Mainz, welche stolz auf ihre Reichsfreiheit war und es mit Dieter hielt, im Jahre 1462 von Adolf erobert und zu einer bischöflichen Landstadt herabgedrückt wurde.

Friedrich III. sah dem untätig zu. Es gibt in seinem Leben nur wenig Augenblicke, da er zu einer großzügigen Politik wenigstens den Anlauf nimmt, freilich um sofort wieder einzulenken, wenn das österreichische Hausinteresse ihm eine Aenderung in der Haltung vorschreibt. Das bewies er namentlich gegenüber Burgund.

Das Herzogtum Burgund, in seinem ursprünglichen Bestande lehensabhängig von Frankreich, hatte seit dem Jahre 1363, als Philipp, ein Sohn des Königs Johann des Guten von Frankreich, die Regierung antrat, im Laufe des Jahrhunderts einen Machtumfang angenommen, der die Erinnerung an das alte Königreich Lothringen, welches sich im neunten Jahrhundert zwischen das östliche und westliche Frankenreich geschoben hatte, wieder aufleben ließ. An das Herzogtum waren 1384 die Grafschaften Artois und Flandern, sowie die vom Reiche abhängige Freigrafschaft Burgund angegliedert. Im 15. Jahrhundert kamen Namur, Brabant, Limburg, Holland, Hennegau und Luxemburg hinzu, sodaß Herzog Philipp der Gute (1419-1467) bereits auf den Gedanken kommen konnte, seiner wahrhaft königlichen Macht mit dem entsprechenden Titel auch den äußeren Glanz zu verleihen. Hochstrebender noch als sein Vater, ließ Herzog Karl mit dem Beinamen der Kühne keine Gelegenheit ungenutzt, um von dem linken Rheinufer immer neue Stücke an sich zu reißen. Auf den Sundgau hatte er schon 1469 seine schwere Hand gelegt, Lothringen sollte folgen. Wie das Reich, so war auch das Haus Habsburg in seinem alten Stammsitze bedroht. Da tauchte der Plan auf, durch eine Familienverbindung die neue Großmacht, welche zum Teil auf Kosten der Habsburger entstanden war, doch wieder in Oesterreichs Interesse hineinzuziehen. In der großen Politik wird hier zum ersten Male der 1459 geborene Sohn Kaiser Friedrichs aus seiner Ehe mit der Prinzessin Leonore von Portugal genannt. (Abb. 18). Erzherzog Maximilian sollte Marie, die Tochter und Erbin Karls des Kühnen, heiraten. Der Herzog sowohl wie der Kaiser wären geneigt gewesen; nur um den Preis konnte man sich auch auf einer Zusammenkunft zu Trier 1473 nicht einigen. Karl der Kühne setzte nunmehr seine Gewaltpolitik am Rheine fort, er mischte sich in den Streit des Erzbischofs von Köln mit seinem Domkapitel und belagerte 1474 das dem Kapitel anhängende Neuß. Jetzt aber rüstete man auf allen Seiten gegen den ehrgeizigen Mann; selbst das Reich stellte dem Kaiser eine Macht zur Verfügung, wie sie lange nicht gesehen war. Während sich das Reichsaufgebot dem Herzog bei Neuß gegenüberlegte, fielen die elsässischen Städte von ihm ab, rüsteten die Schweizer im Bunde mit dem Könige von Frankreich gegen ihn. Trotzdem hielt der Herzog vor Neuß aus. Hier zeigte sich bei ihm zuerst die krankhafte Hartnäckigkeit, die das Unmögliche möglich machen wollte. Schließlich aber mußte er nach einem Vertrage mit dem Kaiser die Belagerung der Stadt aufgeben. Selten ist ein Ereignis im ganzen Deutschen Reich mit größerem Jubel gefeiert worden. Die tapferen Neußer wurden in Wort und Bild gefeiert. In diesem Jahre nun ist der Kaiser ohne allzu

große Opfer zu seinem Ziele gekommen. Maximilian wurde mit der Erbtochter verlobt. ‚Tu felix Austria, nube!' ‚Durch Heirat mache dein Glück, Oesterreich!' Jetzt konnte Friedrich III. den Herzog gewähren lassen, wenn er die Schweiz unterwarf und Lothringen unter seinen Willen zwang. Die Früchte mußten am Ende doch Oesterreich in den Schoß fallen. Aber die Erfolge und Tage Karls des Kühnen waren gezählt. Bei Granson und Murten (1476) von den Schweizern geschlagen, ihm eine größere Macht zur Verfügung gestellt hatten, und wenn er, statt mit kriegerischem Lorbeer geschmückt, mit einem vorteilhaften Vertrage nach Oesterreich zurückkehrte. Insofern hat Friedrich III. die Verhältnisse geschaffen, welche jahrhundertelang die Beziehungen Frankreichs und Deutschland aufs tiefste beeinflußt haben. Oesterreich ist in diesen westlichsten Bezirken des Reiches als Vorposten auf die Wacht gerückt; das sollte sein Gutes haben, indem die Macht Habsburgs hier

Abb. 19 · Vermählung Maximilians mit Maria von Burgund · Vom Grabmal des Kaisers in Innsbruck

verlor er am 5. Januar 1477 im Kampfe gegen die Lothringer und Schweizer bei Nancy Sieg und Leben. Nun konnte Maximilian die Braut heimführen und dann versuchen, die auseinanderstrebenden Teile des burgundischen Reiches, die nur durch die überlegene Tatkraft der früheren Herzöge vereinigt waren, durch eine zielbewußte Staatskunst zusammenzuhalten und die Vereinigung mit Oesterreich anzubahnen. (Abb. 19.) Denn Oesterreichs Gedeihen hatte doch sein kaiserlicher Vater zuerst im Auge, wenn er 1475 bei Neuß ganz vergaß, weshalb in patriotischer Aufwallung die deutschen Fürsten und Städte dem Reiche gegen das Andringen Frankreichs zu Hilfe kam, aber vielleicht noch mehr Böses, indem später die Reichsstände nicht mehr des Reiches Wohl und Wehe in diesem Kampfe aufs Spiel gesetzt sahen, sondern nur das des Hauses Oesterreich. Sie fürchteten dem Hause Oesterreich die Dienste zu leisten, welche sie dem *Reiche* in seiner höchsten Not vielleicht gebracht hätten. Dagegen nahmen sie Oesterreichs gesamte Machtmittel immer gern in Anspruch, wenn es galt, unbequeme Lasten auf kräftige Schultern abzuwälzen. Aus dieser Erwägung ist hauptsächlich wohl die Bereitwilligkeit der Kurfürsten erwachsen, den Sohn

des Kaisers neben dem Vater zum römischen Könige zu erwählen. Von ihm erhoffte man namentlich größere Energie im Kampfe gegen die Türken, welche schon seit dem Ende des 14. Jahrhunderts immer tiefer in Ungarn und die benachbarten deutschen Gebiete eindrangen und, seitdem sie 1453 Konstantinopel erobert hatten, alle Welt in Schrecken setzten.

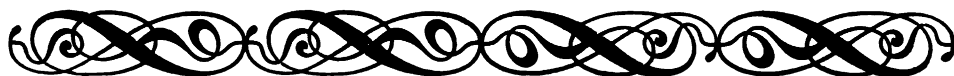
Es war ja in der deutschen Geschichte nichts Ungewöhnliches, daß man schon zu Lebzeiten eines Kaisers den Sohn zum Könige wählte und damit als Nachfolger vorherbestimmte. So legte namentlich die völlige Untätigkeit Friedrichs III. nicht nur maßgebenden Kreisen den Gedanken nahe, dem Kaiser einen energischen König zur Seite zu stellen, sondern auch Publizisten haben diese Idee bereitwillig aufgegriffen, mit besonderem Eifer Martin Mair. Als Doktor der Rechte hochangesehen, wurde dieser Mann von Fürsten und Städten gern in Dienst genommen. Er war nacheinander, ja oft gleichzeitig der Berater der Stadt Nürnberg, des Erzbischofs Dieter II. von Mainz, des Pfalzgrafen Friedrich und seit 1459 des Herzogs Ludwig des Reichen von Bayern-Landshut. Mit fast sämtlichen Fürsten, mit allen berühmten Zeitgenossen, einem Enea Silvio, Gregor von Heimburg ist er in enge Berührung getreten. Durch seine geistige Gewandtheit, sein sicheres Auftreten, seine formvollendete Rede machte er sogar bei den Italienern Eindruck und wußte auch dem Kaiser Teilnahme abzugewinnen. Sein Geist ist nie müde geworden, immer neue Projekte zu machen. Verbesserung der Reichsgerichtsbarkeit, der Münze, Schaffung neuer Reichsämter waren die Hauptforderungen seines großen Reformplanes von 1463. Der Kaiser selbst ließ sich von Martin einen mehrstündigen Vortrag halten; aber es blieb dann doch alles wie zuvor. Wenn Martin Mair nun auch noch in Vorschlägen für eine Königswahl sich überbot, so mußten seine Anregungen dem auf seine Macht eifersüchtigen Kaiser doppelt unangenehm sein. Der setzte all den Kandidaturen, die nacheinander auftauchten, passiven, aber um so nachhaltigeren Widerstand entgegen. Und sollten es die Kurfürsten wirklich wagen, in dieser Zeit äußerer und innerer Reichsnot einen Gegenkönig zu wählen und damit den Bürgerkrieg heraufzubeschwören?



Abb. 20 · Maximilian I. in Hartmann Schedels Weltchronik

Daher mußte es ihnen am besten erscheinen, wenn sie schon mit der Wahl des Königs den Kaiser kränkten, ihn doch als Vater durch die Erhebung des Sohnes zu versöhnen. Tatsächlich hat Friedrich auch dann nur nachgegeben, als er Maximilians Versprechen hatte, daß dieser ihm wohl zur Wiedererlangung Oesterreichs behilflich sein werde, ohne sich jedoch irgendwie in die Regierung des Reiches und der Erblande einzumischen. So konnten denn die Kurfürsten am 16. Februar 1486 den

jungen Erzherzog, der fern in Burgund weilte, zum Könige erheben. Jubelnd stimmten alle Patrioten zu; denn der neugewählte Herrscher hatte sich durch sein ritterliches Verhalten in Burgund die Herzen derer gewonnen, die Tatkraft und Energie noch für Vorzüge eines Fürsten hielten. Alle erhofften in ihm den Befreier des Reiches von der Türkennot. Vorerst waren ihm freilich noch die Hände gebunden; denn um mehr als sieben Jahr hat Friedrich die Wahl seines Sohnes zum König überlebt. Als er am 19. August 1493 starb, wird man seinen Tod als Erlösung betrachtet haben. Noch in demselben Jahre trat die große Hartman Schedelsche Weltchronik aus der Druckerei Anton Kobergers in Nürnberg ans Licht. Sie brachte ein Bild des noch jugendlichen Herrschers (Abb. 20), einen Abriß seines Lebenslaufes und sprach dann aus, was alle von ihm im Kampfe gegen den Türken erwarteten: ‚Aber wir wöllen hoffen, das aus götlicher winckung der sig und uberwindung unserm könig Maximiliano unzweifellich künftig sei, so die andern nationen disem könig und allerbesten heerfürer nachfolgen und das Reich, Welschland, das edel Gallia, das starck Hispania und das streidsam und volkreich teutschland hilf und beistand tun werden; die dann an waffen, an geraysigen gezeug, an gelt und an Kreften die Ungläubigen übertreffen.... Und so nu der unüberwintlichst König Maximilianus ... nach erniderlegung und undertruckung der Türcken und nach wiedereroberung des heiligen gelobten lands wider herhaim keren wirdt, so werden ime die Teutschen vor ime verschieden Fürsten untödliche Danckſagung bey dem untödlichen got sprechen. O wie wird ime Welsch- und Teutschland einen wagen beraiten, was danckperkeit wirdt die kirch erzaigen, was hochzeitlicher Frolockung wirdt alle cristenliche gesellschaft ausüben. Die könige des Nidergangs und mitternacht werden dem widerkerenden großen Roemischen Koenig als einem Halter gemayns cristenlichs stands grüssen und ime alle cardinel und bischoff der Kirchen und der Römisch Rat zu Rom weyt heraus fur die statt heiligtum tragend entgegengeen'. Weiter malt der Chronist aus, wie der Kaiser unter dem Jubel des Volkes zu Rom in den Vatikan einziehen wird, um vom Papste Alexander, als dem wahren Statthalter Christi, empfangen zu werden. Dann werden Kaiser und Papst im Innern des Palastes eine lange Unterredung haben über den Lauf der Welt und die deutschen und wälschen Händel. Der gekrönte Dichter Celtis aber wird die Begebenheit in einem Gedichte verherrlichen und der Geschichtschreiber M. Antonius Sabellicus wird sie der Nachwelt überliefern. Welch ein Ausblick in die Zukunft! Die Türken besiegt, der Friede in der Christenheit hergestellt, der feinen Bildung, verkörpert in Celtis, die Bahn gebrochen! Wird der König diesen Aufgaben gerecht werden?



Ueberblick über die Regierung Maximilians I.

Bis zum Tode des Vaters



Die Lage des Reiches, an dessen Spitze seit 1486 Max I. neben seinem Vater gestellt war, haben wir auf den vorstehenden Blättern gezeichnet. Friedrich III. ging in der Sorge für seinen Hausbesitz auf und hatte ihn doch verloren. Die große Politik, die Berührung mit den mächtigen umliegenden Ländern vermied er und hatte doch seinen Sohn in eine Lage versetzt, die über kurz oder lang eine Auseinandersetzung mit Frankreich herbeiführen mußte. Denn nur infolge der Machtstellung Karls des Kühnen hatte der französische König die burgundische Frage ungelöst gelassen. Während aber der burgundische Herzog an seiner Maßlosigkeit zugrunde ging, hatte Ludwig XI., den Fußtapfen seines Vaters Karls VII. folgend, die Allgewalt der fran-

zösischen Krone begründet. Trotz einzelner Mißerfolge hatte er mit ausdauernder Energie und abschreckender List die trotzigen Vasallen, die Herzöge und Grafen, unter seinen Willen gebeugt. Ein stehendes Heer, regelmäßige Steuern, die treue Ergebenheit des Bürgertums waren die Mittel, auf die gestützt die französischen Herrscher es in der Folgezeit wagen konnten, kühn in das Meer der europäischen Politik hinauszusteuern.

Einen solchen Rückhalt hatte Maximilian, als er 1477 nach Burgund kam, weder an seinem Vater, noch auch an dessen Hausmacht. Auf das innerlich zerrissene Reich, das seine Grenzen nicht schützen konnte, durfte er erst recht nicht zählen, zumal da er noch nicht König war. Und in dem Lande, welches er nun an der Seite seiner Gemahlin verwalten sollte, konnte er als Fremdling nur schwer festen Fuß fassen. Franzosen wie Flamländer und Holländer sahen mit gleichem Mißtrauen auf ihn. Sie wollten im behaglichen Genusse die Einkünfte eines reichen Landes, einer blühenden Industrie und eines einträglichen Handels verzehren und fürchteten nichts so sehr, als ihren Reichtum der Politik irgend eines Fürsten dienstbar machen zu müssen.

Aber Maximilian griff kühn zu. Es scheint, daß die Beimischung portugiesischen Blutes von seiten seiner Mutter Eleonore ihm den Zug ins Große und Fernliegende gegeben hat. War er sich bewußt, in welche Bahn er die deutsche Geschichte der nächsten Jahrhunderte lenkte, als er selbst den Kampf um den Bestand des burgundischen Reiches mit der Krone Frankreich auf sich nahm und mehr und mehr das widerstrebende Deutsche Reich in sein Interesse hineinzog? Denn das Interesse, welches das Reich an seinem linken Rheinufer hatte, fiel doch nicht ganz zusammen mit dem Streben, das großburgundische Reich um jeden Preis in seinem Bestande zu erhalten.

Mit gutem Erfolge trat Maximilian anfangs den Wühlereien und kriegerischen Unternehmungen entgegen, mit denen Ludwig XI. von Frankreich seine Stellung in Burgund untergraben wollte. Der Sieg bei Guinegate (1479) über ein französisches Heer machte den jungen Fürsten auch in Deutschland populär. Aber nachdem er 1482 seine Gemahlin durch einen Unglücksfall verloren hatte, begannen die Angriffe der Franzosen mit erneuter Heftigkeit. Nur in den beiden Kindern, welche seine Gemahlin ihm geschenkt hatte, besaß er noch den Rechtstitel, um weiterhin die Regentschaft zu führen. Diese ihm zu nehmen, war das Bestreben der Franzosen und der mit ihnen verbündeten Parteien des Landes. Tatsächlich mußte Maximilian sich 1482 zu dem Frieden von Arras bequemen, in welchem er dem französischen Thronfolger seine Tochter Margarete als Gemahlin versprach und ihr als Mitgift einen wertvollen Teil des Herzogtums, die Freigrafschaft Burgund nebst Artois, zusicherte. Auch sollte die junge Prinzessin sofort an den französischen Hof geschickt werden, um daselbst ihre Erziehung zu erhalten. Den vereinigten Ständen des Herzogtums aber mußte Maximilian zusichern, daß er seinen Sohn Philipp fern vom Hofe nach heimischer Sitte werde aufziehen lassen. Trotz jenes Vertrages haben die Franzosen nicht aufgehört, dem Herzoge immer neue Schwierigkeiten zu bereiten; daher mußte es diesem erwünscht sein, durch die Wahl zum römischen Könige ideell wenigstens die Unterstützung des Reiches zu gewinnen. Und tatsächlich zeigte sich der Erfolg, als er 1488 hinterlistig von den Bewohnern der Stadt Brügge gefangen genommen wurde. (Abb. 21.) Da kamen der sonst so gleichgültige Kaiser, das sonst so untätige Reich in Bewegung. So sehr war das nationale Gefühl in den Deutschen nicht erstorben, daß sie nicht das Schmachvolle dieser Gefangennahme eines Königs empfunden hätten. An der Spitze eines stattlichen Heeres zog der Kaiser gegen die verräterische Stadt; und diese ungewohnte Energie bewirkte allein die Freilassung des Königs. Beruhigt zog der alte Kaiser heim, er hatte den Sohn befreit; würde dieser nun auch bald das Schwert ziehen, um dem Ungarnkönige die österreichischen Erblande zu entreißen und sie dem Vater zurückzugeben?

Maximilian ist tatsächlich 1489 ins Reich zurückgekehrt. Den Kleinkrieg in Burgund und den Niederlanden überließ er dem Herzoge von Sachsen, einem Haudegen, der Hab und Gut zusetzte und sein eigenes Land vergaß, um seines Königs Stellung und Rechte mit dem Schwerte zu wahren.

Ihm hatte Maximilian es zu danken, wenn er in den nächsten Jahren, losgelöst von den Sorgen im Westen, sich den Aufgaben widmen konnte, welche der Südosten Deutschlands ihm stellte. Der König sah wohl ein, wie schwer es war, Matthias Korvinus aus seiner Machtstellung zu verdrängen. Er versuchte daher zwischen dem Kaiser und den Ungarn zu vermitteln. Doch der Kaiser hielt in allerformellster Weise an seinen Rechten fest; und so war es ein Glück, daß der Tod des Matthias 1490 mit einem letzte Mal doppelt so groß als sonst. Maximilian trieb die ungarischen Besatzungen vor sich her und drang dann in Ungarn bis Stuhlweißenburg vor, um hier von dem Reiche Besitz zu nehmen, auf welches er nach dem Gutachten der Juristenfakultät zu Wien begründete Ansprüche hatte. Aber die Unbotmäßigkeit des Heeres machte es Maximilian ganz unmöglich, dauernd in Ungarn festen Fuß zu fassen. Die Ungarn hielten in ihrer größeren Mehrzahl zu dem Könige Wladislaw von Böhmen; und mit

Abb. 21 · Maximilians eidliche Zusicherung der Straflosigkeit für die Flamänder 1488 aus Oesterreichisches Ehrenwerk von Hans Jacob Fugger

Schlage alle Schwierigkeiten beseitigte. Denn nun schüttelten Oesterreich, Kärnten und Krain sofort die Fremdherrschaft ab. Freilich von dem alten starrsinnigen Kaiser wollten die österreichischen Länder nichts mehr wissen. Vielmehr huldigten die Stände in Wien dem Könige an erster Stelle, daneben dem Kaiser. (Abb. 22.) Mit welchen Hoffnungen ein patriotisch gesinnter Mann, wie der Wiener Arzt Johann Tichtel, den neuen Fürsten begrüßte, sagt die Bemerkung in seinem Tagebuche, daß Gott der Welt den glorreichen und tapferen König Maximilian geschenkt habe, und dies Maximilian schreibt er viermal in verschiedenen Farben, das diesem schloß dann auch Maximilian 1491 einen Erbvertrag, wodurch der Dynastie Habsburg die Nachfolge in Ungarn zugesichert wurde für den Fall, daß die männliche Nachkommenschaft des Wladislaw aussterbe. Man sieht, wie wenig Rücksicht damals noch auf das Selbstbestimmungsrecht eines Volkes genommen wurde. In Wirklichkeit haben allerdings gerade die Ungarn solche Pläne der Regierenden oft durchkreuzt.

Viel glücklicher noch als in den Händeln mit Ungarn war Maximilians Eingreifen in die Tiroler Frage. In Tirol lebte Herzog Sigismund ganz seinen fürstlichen Neigungen, die ihn in steter Geldnot hielten. Gegen

den Kaiser, seinen Vetter, hegte er alten Groll. Diesen Umstand benutzten die Bayernherzöge, indem sie sich durch wiederholte Darlehen die Gunst des kinderlosen Herzogs erwarben. So verpfändete er denn die Markgrafschaft Burgau in Schwaben dem Herzoge Georg von Bayern-Landshut. Dem Herzog Albrecht IV. von Bayern aber übergab er als Gemahlin des Kaisers Tochter, die seiner Obhut anvertraut war, (1487) und sicherte ihm auch den Anfall Tirols an Bayern zu. Durch diese Vorgänge war der Ansprüche Bayerns tatsächlich beseitigt. Die eigentlich österreichischen Hausangelegenheiten hatte König Maximilian mit gutem Geschick erledigt; nur hatte es den alten Herrn verdrossen, daß sein Sohn gar so selbständig in den österreichischen Stammlanden waltete. Erst als ihm der König 1492 wieder alle und jede Rechte des Landesherrn überließ, schien er versöhnt. Des Königs Gedanken waren, nachdem er von den nächstliegenden Sorgen befreit war, wieder in die Ferne geschweift.



Abb. 22 · Einzug Maximilians in Wien · Vom Grabmal des Kaisers in Innsbruck

Kaiser tief erregt und rüstete im Einvernehmen mit dem Schwäbischen Bunde zum Kriege gegen die bayerischen Herzöge. Doch gelang es hier den Bemühungen Maximilians, noch in letzter Stunde den Frieden zu vermitteln. Wir kommen an anderer Stelle darauf zurück. Inzwischen hatte der König durch das Bezaubernde seiner Persönlichkeit auch den Tiroler Vetter umgestimmt. Dieser überließ ihm 1490 die Regierung im Lande, behielt sich nur die Einkünfte, Fisch- und Jagdgerechtsame vor und gestand damit zu, daß die Grafschaft nach seinem Tode ohne weiteres auf die Hauptlinie des Habsburger Hauses übergehen solle. Damit waren die Er war Witwer und dachte daran, seine Hand einer Fürstin zu reichen, die ihm eine möglichst stattliche Mitgift zubringen würde. Sein Blick war schon lange auf Anna, älteste Tochter und Erbin des 1488 verstorbenen letzten Herzogs von Bretagne gefallen, die in steter Sorge vor der sie immer enger umschließenden Macht Frankreichs lebte. Ihr trug der König 1490 Hand und Schutz an. Die vierzehnjährige Herzogin war bereit, und die Ehe wurde einem Fürstenbrauche entsprechend durch Prokuration in Abwesenheit des Bräutigams abgeschlossen. Für Frankreich, welches Rechte auf die Bretagne hatte und das Versprechen

des letzten Herzogs besaß, daß Anna nur mit Zustimmung des französischen Königs eine Ehe eingehen dürfe, war Maximilian als Herzog unannehmbar. Sogleich begann es den Kampf und bedrängte die verlassene Herzogin so sehr, daß sie am 16. Dezember 1491 mit dem Könige von Frankreich eine neue Ehe einging. Karl VIII., der Maximilians Tochter, die bereits an seinem Hofe weilte, hätte heimführen sollen, heiratete nun dessen Gemahlin und schickte die Braut heim. Das war eine doppelte Schmach; und Maximilian hat sie auch dem französischen Königshause nicht so bald vergessen. Mit ihrem Könige trauerten die besten Patrioten, und namentlich ein Mann, der als Hüter des Deutschtums gegen wälsche Anmaßung im Elsaß treue Wacht hielt, Jacob Wimpheling, gab seiner Entrüstung ergreifenden Ausdruck in einem Gedichte, welches dem französischen Könige das Welken „der Lilien", die im französischen Wappen prangten, verkündete. Die deutschen Fürsten aber blieben ungerührt. Als Realpolitiker mochten sie wohl einsehen, daß der König einem Traumgebilde nachgejagt hatte, das, solange Frankreich sich selbst nicht verloren gab, keine Wirklichkeit erlangen konnte. So schenkten sie auch dem Gesuche des Königs um Unterstützung zu einem Rachekriege kein Gehör. Maximilian rüstete also selbst mit Hilfe seines Vaters ein Heer aus und errang in der Franche Comté gute Erfolge gegen die Franzosen. Die Schlacht von Dournon 1493 stellte sein durch die letzten Ereignisse gesunkenes Ansehen wieder her; und Frankreich bot nunmehr die Hand zum Frieden von Senlis (23. Mai 1493), in dem es versprach, mit der Tochter des Königs zugleich auch einen Teil der Mitgift, den es bereits besetzt hatte, wieder herauszugeben. Damit war vorerst zwischen Maximilian und Frankreich ein erträgliches Verhältnis hergestellt. Der König versparte die Rache bis zu gelegener Zeit.

Maximilian suchte nun wieder Ungarn tiefer in Oesterreichs Interesse einzuziehen, um dieses Land zum Stützpunkt für die großen Unternehmungen zu machen, die er gegen die Türken plante. Man sprach viel von seinen Absichten, und bei Hofe war alles erstaunt über die genauen Kenntnisse, welche der König sich über die Donauländer verschafft hatte. Aber da der König von Ungarn den Absichten Maximilians mißtraute, so kam nichts zustande, obwohl gerade im Jahre 1493 die Türken einen Heereszug tief in Kroatien und Krain hinein unternahmen. Währenddem starb der alte Kaiser (19. August 1493), der bis zuletzt eifersüchtig die Tätigkeit seines Sohnes überwacht hatte. Maximilian hätte sich nunmehr von jeder Fessel freiwähnen können, wenn nicht das Reich selbst seinen Entwürfen den Hemmschuh angelegt hätte. Hatte er schon früher erfahren, daß seine persönlichen Neigungen nicht zu denen des Reiches und der Fürsten stimmten, so sollte ihm diese Erkenntnis für die Zukunft noch weniger erspart bleiben.



Maximilian in Italien · Der Kampf mit der Schweiz

Bald nach seines Vaters Tode heiratete Maximilian in zweiter Ehe die Blanca Maria Sforza, die Nichte des Herzogs Lodovico Moro von Mailand. Es war keine Neigungsheirat, und die junge Gemahlin hat sich wiederholt bitter über Vernachlässigung von seiten ihres Gatten beklagt. Es mag dahingestellt bleiben, wieweit ihre Launen die Schuld an der Gleichgültigkeit des Königs trugen. Soviel ist sicher, daß sie oft unter der drückendsten Geldnot zu leiden hatte und wiederholt ihren Schmuck, ja ihre Leibwäsche zum Pfande für drängende Gläubiger zurücklassen mußte. Man hat wohl vermutet, daß König Max, der selbst stets in Geldverlegenheit saß, der bedeutenden baren Mitgift wegen die Italienerin geheiratet habe, oder daß er, um einen Angriffskrieg gegen die Türkei auch über Italien unternehmen zu können, hier nach einem Stützpunkt gesucht und ihn in Mailand gefunden habe. Die einfachste Erklärung ist doch wohl die, daß Maximilian ein feines Gefühl dafür besaß, daß auf Italiens Boden demnächst die entscheidenden Kämpfe zwischen Frankreich und dem Reiche ausgefochten werden mußten, daß es sich also empfahl, in dem Mailänder Herzog einen geeigneten Bundesgenossen

zu gewinnen. Jedenfalls darf die Ehe mit der Sforza als ein Symbol angesehen werden für die Stellung, die der Kaiser Italien in seinen Plänen für die Zukunft anwies.

Für den Augenblick aber hatte der König seines Amtes noch diesseits der Alpen zu walten. Als er 1494 ins Reich kam, drohte ein schwerer Krieg zwischen dem Erzbischofe Berthold von Mainz und dem Pfalzgrafen bei Rhein. Zollplackereien hatten wieder einmal den Anlaß gegeben, daß ganz Südwestdeutschland einander in Waffen gegenüberstand. Denn der schwäbische Bund machte Bertholds Sache zur eigenen, und da hielten die wittelsbachischen Vettern natürlich zum Pfalzgrafen. Die ersten Zusammenstöße waren bereits erfolgt, als das Machtgebot des Königs den Kampf verhinderte. Ein Schiedsgericht sollte die strittigen Punkte erledigen.

Dann zog Maximilian nach den Niederlanden, wo er einen Ausgleich mit Karl von Egmont anstrebte, der, von Frankreich unterstützt, seine Ansprüche auf Geldern mit den Waffen erfolgreich geltend machte. Auch hier sollte ein Schiedsgericht der Kurfürsten den Frieden begründen. Doch ist es dazu nicht gekommen, und der Kleinkrieg gegen Karl von Egmont hat den König noch während seiner ganzen Regierung beschäftigt.



Philipp von Burgund　　Maximilian　　Donna Juana
Karl V.　　Ferdinand

Abb. 23 · Aus Oesterreichisches Ehrenwerk von Hans Jacob Fugger

Seinen Sohn Philipp, der inzwischen 15 Jahre alt geworden war, erklärte er für großjährig und setzte ihn in die Rechte des Herzogs von Burgund ein. Er gab ihm einen österreichisch gesinnten Rat zur Seite und hoffte auf diese Weise, einmal einen Teil der Regierungssorgen auf andere Schultern abzuwälzen und dabei doch die Verknüpfung des burgundischen und österreichischen Interesses gewahrt zu sehen. Die Niederländer aber waren hocherfreut, endlich von der Regentschaft Maximilians, den sie nie sonderlich geliebt hatten, befreit zu werden und einen Herrn zu haben, der nur des Landes Wohlfahrt im Auge habe. Sie haben alles getan, um den Einfluß Maximilians auf seinen Sohn zu lähmen.

Das bereitete Maximilian mancherlei Verdruß. Aber der heitere Sinn des Königs hat auch Schwereres überwunden. Und gerade hier in den Niederlanden durfte er von einer glänzenden Zukunft seines Hauses träumen. Denn kaum hatte er seine Tochter Margarete, die unter so demütigenden Umständen aus Frankreich zurückgekehrt war, in der Heimat wieder begrüßt, da dachte er daran sie als Königin auf einen anderen Thron zu erheben. Wann das Projekt, durch eine Doppelheirat Deutschlands und Spaniens Interesse aneinander-

zuketten, zuerst aufgetaucht ist, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Jedenfalls war schon lange unterhandelt, bevor der Ehekontrakt am 5. Nov. 1495 feierlich geschlossen wurde: Danach sollte Erzherzog Philipp der Burgunder die Donna Juana, die zweite Tochter des spanischen Herrscherpaares heimführen und Don Juan, der spanische Thronerbe, die Tochter des Kaisers. 1497 trat Margarete die Reise nach Spanien an und fand dort an der Seite ihres Gemahls ein nur kurzes Glück. Denn Don Juan starb bereits 1497, ohne einen Sprossen zu hinterlassen. Die Donna Juana aber begab sich 1496 nach den Niederlanden, verfiel jedoch später zunehmender geistiger Umnachtung. Doch hat sie ihrem Gemahl zwei Söhne geschenkt, Karl und Ferdinand, welche nach dem Tode aller näheren spanischen Thronberechtigten die Träger der spanischen und österreichischen Dynastieen werden sollten. (Abb. 23.)

So trat Spanien in das europäische Konzert ein, in dem es bisher nur eine Nebenrolle gespielt hatte. Denn seine Lage am äußersten Ende der bekannten Welt, dazu die langwierigen Kämpfe mit den Mauren, die Schritt für Schritt von der Halbinsel verdrängt werden mußten, und die schwer zu beseitigende Kleinstaaterei hatten es dem Lande unmöglich gemacht, energisch aus sich herauszugehen. Das war jedoch anders geworden, seitdem die Länder Kastilien und Aragon durch die Vermählung der Königin Isabella mit dem Aragonier Ferdinand (1469) in engere politische Verbindung gebracht und dann durch die vereinigte Kraft auch noch die Mauren aus ihrer letzten Hochburg, Granada, gedrängt waren (1492). Fast gleichzeitig hiermit rückte Spanien aus seiner Seitenstellung in den Mittelpunkt des Handelsverkehrs, dem durch die Entdeckung Amerikas neue Wege gewiesen wurden. Man begreift demnach, daß Frankreich es nicht an Bemühungen hat fehlen lassen, die Vereinigung Spaniens und Deutschlands unter dem Zepter e i n e s Herrschers zu hintertreiben. Da Spanien sowohl wie Frankreich Ansprüche auf Neapel erhoben, da in Oberitalien Deutschlands und Frankreichs Interessen hart aufeinanderstießen, so mußte aller Wahrscheinlichkeit das in sich zerrissene Italien der Kriegsschauplatz für die Heere aller dieser Völker werden. Maximilian glaubte durch Familienbande für die Zukunft seines Hauses nach jeder Richtung hin gesorgt zu haben; er selbst mit dem Herzoge von Mailand verschwägert, hatte an diesem einen tatkräftigen Bundesgenossen gegen das französische Vordringen in Italien; und die Verbindung mit Spanien, von ihm energisch ausgenutzt, konnte seinem Sohne oder Enkel leicht alles das in den Schoß werfen, was Spanien auf italienischem Boden für sich errang. Dieser Gedanke ist von Maximilian selbst dann mit zäher Ausdauer verfolgt worden, als die Politik des spanischen Königs Ferdinand andere Wege einschlug. D a r i n, nicht in der Art, wie er zu den einzelnen politischen Fragen und ihrer Lösung Stellung nahm, ist Maximilian folgerichtig geblieben und darin hat er auch sein Ziel erreicht.

Während Maximilian so für die Zukunft Pläne machte, hielt Karl VIII. von Frankreich, der 1483 seinem Vater auf den Thron gefolgt war, den Zeitpunkt für gekommen, die italienische Frage im Sinne Frankreichs mit dem Schwerte zu lösen. Er war in seiner Tatkraft dem deutschen Herrscher vergleichbar, übertraf ihn aber an äußeren Machtmitteln, weil er beinahe unumschränkt über die reichen Kräfte Frankreichs gebot.

Das Jahr 1494 wurde für Italien verhängnisvoll. Der Einmarsch des Franzosenkönigs, der in langsamem Zuge über Florenz, wo der Medici vertrieben wurde, und über Rom, wo er mit Alexander VI. zusammentraf, nach Neapel zog, eröffnete die Reihe der Kabinettskriege, die Italien während der Folgezeit über sich ergehen lassen mußte. Italien war damals wohl das politisch ohnmächtigste Land der Erde. So unermeßlich reich an innerer Kultur, an wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen, so reich auch an Schätzen, die gesteigerter Handelsverkehr mit sich brachte, fehlte es ihm doch an einem Mittelpunkte, der die zersplitterten Kräfte zu einer militärischen Aktion hätte einigen können. Es zeigte sich damals so recht, wie wenig für ein Volk hohe politische Begabung und höchste Geisteskultur genügen, um eine leitende Stellung im Rate der Völker einzunehmen. Dazu gehört an erster Stelle Macht, repräsentiert durch ein großes,

seiner selbst bewußtes Volk, das geleitet wird von einem Willen, der alle militärischen, wirtschaftlichen und geistigen Kräfte des Volkes in den Dienst der Gemeinsamkeit stellt. In Italien aber gab es neben Neapel, dem Kirchenstaat, Venedig, Mailand und Florenz, die alle eifrig über ihre Unabhängigkeit wachten, noch eine Reihe kleiner Fürstentümer und Stadtstaaten, fast sämtlich ausgezeichnet durch ein kunstsinniges Herrscherhaus oder ein opferfreudiges Bürgertum. Aber sonst fehlte dem Lande noch, was Dante im 14. Jahrhundert für das zerrissene Volk erfleht, daß ihm ein Retter und Messias erscheine, der ihm endlich den Frieden gebe. Dante dachte an Kaiser Heinrich VII. Doch der Kaisertraum war in Italien verflogen. So stark war das Nationalgefühl der Italiener, daß man keinen fremden Herrscher wollte; aber andererseits war keine italienische Dynastie so stark, daß sie selbst die Einigung hätte durchführen können.

In Neapel herrschte seit 1458 Ferdinand, ein natürlicher Sohn Alphons V. aus dem Hause Aragon. Er verwaltete das Land mit durchgreifender Strenge, stellte aber gute Ordnung her; daher war sein Tod (1494) für das Volk ein harter Schlag, zumal da sein Sohn und Nachfolger ein ebenso willkürliches wie unfähiges Regiment führte. Dieser dankte denn auch ab, als Karl VIII. sich Neapel näherte; sein Sohn Ferdinand II. zog sich vor der Uebermacht der Franzosen zurück, und so konnte sich Karl VIII. am 12. Mai 1495 in Neapel feierlich zum König erklären, obschon der Papst als Oberlehensherr von Neapel Einspruch erhob. Auch Aragonien und Kastilien waren mit dieser Besitznahme nicht einverstanden. Die Herrschaft der Franzosen in Neapel hat denn auch nicht viel länger gedauert, als Karl VIII. selbst mit seinem Heere anwesend war. Schon im Laufe des Jahres kehrte er, nicht ohne auf seinem Marsche Schwierigkeiten zu finden, nach Frankreich zurück. Die Besatzung, welche er im Königreich Neapel zurückgelassen hatte, war nicht stark genug, um den Scharen des spanischen Feldherrn Gonsalvo de Cordova zu widerstehen. Auf Atella zurückgedrängt, mußte sie sich 1496 ergeben.

Wie stellte sich Maximilian zu dieser Unternehmung Karls VIII.? Man würde den König falsch beurteilen, nähme man an, er sei mit dem Machtzuwachs, welchen Frankreich erhoffte, einverstanden gewesen. Wenn er trotzdem vorerst nichts tat, so lag das an dem mangelnden Entgegenkommen, welches er bei den Ständen seines Reiches fand. Wohl schrieb er Ende 1494 an den Kardinal von Gurk, er werde im Frühjahr 1495 in Italien sein, um dort sich mit dem Könige von Frankreich zu einem Türkenkrieg zu vereinen und zugleich Venedig zu demütigen, mit dem er schon länger Streit über einige Gebiete in Friaul hatte. Später kehrt das Projekt, auf Venedig die Hand zu legen, bei Maximilian noch öfter wieder. Ob er es wirklich damals schon ernstlich ins Auge gefaßt hat!

Dann müßte erst die Besorgnis, Karl VIII. werde auf Grund von Abmachungen mit dem Papste die Kaiserkrone erlangen, den König zu einer vollständigen Schwenkung veranlaßt haben. Solche Gerüchte waren damals verbreitet. Auch der Franzose Philipp de Commynes erwähnt sie in seinen Memoiren, erklärt sie aber für haltlos. Tatsache ist, daß Maximilian am 31. März 1495 mit Spanien, dem Papste, Venedig und Mailand einen Bund schloß gegen jeden, der Italiens Ruhe störe. Gemeint war Frankreich, wenn es auch nicht genannt wurde. Dieser Bund hat denn auch König Ferdinand II. bei der Wiedereroberung Neapels unterstützt, und ebenso legte er Karl VIII. bei der Rückkehr nach Frankreich Schwierigkeiten in den Weg. Maximilian selbst schickte eine Abteilung unter dem Hauptmann Georg von Ebenstein nach der Lombardei, um dem Herzoge Lodovico bei der Abwehr der Franzosen Hilfe zu leisten.

Großzügige Politik zu treiben, die Franzosen etwa in Burgund anzugreifen, dazu war der König nicht imstande. Denn es fehlte ihm, wie so oft am Gelde. Das Reich aber hatte eigene Nöte, und war nicht willens, dem Könige auf das Meer der hohen Politik zu folgen. So ergab sich der Zusammenstoß der widerstreitenden Interessen des Königs und des Reichs von selbst.

Der Reichstag zu Worms 1495 sollte nach Maximilians Willen nun die Mittel zum Kriege gegen die Franzosen bereitstellen; die Fürsten aber, und namentlich

der vornehmste unter ihnen, Berthold von Henneberg, Erzbischof von Mainz, dachten anders. Ihnen lag daran, die brennendsten Fragen der Reichsreform zur Erledigung zu bringen. Der Verlauf des Reichstages wird an anderer Stelle zu schildern sein. Der König willigte schließlich in die Aufrichtung eines ewigen Landfriedens und die Bildung eines Reichskammergerichtes. Dafür bewilligten die Stände dem Könige als Beitrag zu seinen Kriegen 150000 Gulden und dann noch einmal 150000 Gulden als Antizipation auf den zu erhebenden gemeinen Pfennig.

Aber wenn das Geld auch bewilligt war, so hatte es der König doch noch lange nicht. Und schon stellte sich der erste Gläubiger mit drohender Mahnung ein. Herzog Albrecht von Sachsen, der für ihn in den Niederlanden gekämpft und selbst die schwersten Opfer gebracht hatte, forderte endlich die ihm versprochene Entschädigung. Mit Mühe ließ er sich bis auf Neujahr vertrösten, und zwar unter der Bedingung, daß es ihm im Falle der Nichtzahlung dann gestattet sein solle, selbst sein Recht mit Gewalt zu suchen. Eben erst war der ewige Landfriede beschlossen, und jetzt wurde seine Gültigkeit schon wieder eingeschränkt und noch dazu zugunsten eines Fürsten, der gegen den König sein Recht suchen wollte. Kein anderes Beispiel könnte so treffend den Zustand des Staatsgebildes beleuchten, welches man das heilige römische Reich nannte. Fest geordnete, staatliche Verhältnisse, in die sich hoch und niedrig zu fügen hatte, wie etwa in Frankreich, galten eben den deutschen Fürsten als ‚viehisches Servitut'.

Der gemeine Pfennig brachte dem König wenig ein. Nur die Städte und einige opferwillige Fürsten, gaben sich wirklich Mühe, ihren Verpflichtungen nachzukommen. Die schwäbische und die fränkische Ritterschaft aber wollten überhaupt nicht steuern. Auch Anleihen glückten dem Könige nicht. Trotzdem versprach er sich mehr von Verhandlungen mit den einzelnen Ständen als mit dem Reichstage. Wiederholt ging er einzelne Stände an, ihm den ‚guten Willen' durch Anweisung einer Geldsumme zu bekunden. Aber Absage folgte auf Absage. Da mußte er sich doch, nachdem er eben den Frankfurter Reichstag (Anfang 1496) unberücksichtigt gelassen hatte, entschließen, einen neuen Reichstag auszuschreiben, diesmal nach Lindau. Im August 1496 sollte dieser zusammentreten. Der Kaiser hatte jedenfalls vor, persönlich hier den Fürsten seine Wünsche vorzutragen. Aber wohl kamen die Reichsboten, und wohl verging Monat auf Monat nach der Eröffnung der Versammlung. Der König aber kam nicht.

Der war des Handelns mit den deuschen Fürsten und Räten müde geworden. Im Hochgebirge lag er seiner Lieblingsbeschäftigung, der Jagd, ob, und im Hochgebirge scheint sich ihm auch das Herz zu neuem Ringen um ein hohes Ziel geöffnet zu haben. Maximilian hatte schon im Jahre 1495 mit der Republik Venedig und dem Herzoge Lodovico Moro ein Abkommen getroffen, wonach er im Notfalle den beiden Mächten gegen feste Entschädigung eine bestimmte Mannschaft zu Hilfe führen sollte. Man hat wohl gesagt, daß ein solcher Vertrag dem Ansehen des Königs abträglich gewesen sei, weil er dadurch zum Kondottiere der italienischen Staaten geworden sei. Demgegenüber muß doch darauf hingewiesen werden, daß im allgemeinen das Empfinden der Menge in Geldsachen damals wenig feinfühlend war, daß man wie den Päpsten, so auch den weltlichen Herrschern auf diesem Gebiete vieles nachsah. Und Maximilian fühlte sich auch gar nicht als Söldner. Er ging nach wie vor seine eigenen Wege und suchte die beiden kapitalkräftigen Staaten durch den Vertrag nur enger an seine Politik zu fesseln.

Er selbst sah noch immer in den Franzosen die Hauptgegner und gedachte die letzten Reste ihrer Herrschaft in Italien vernichtend zu treffen. Die Florentiner aber sollten es besonders büßen, daß sie dem Reichsfeinde so willig die Tore geöffnet hatten. In jenen Tagen kam Maximilian in Tirol mit dem Herzoge Lodovico, der seine allerdings illegitime Herrschaft von den Franzosen bedroht sah, zusammen und verabredete mit ihm den Kriegsplan. Aber er konnte von den deutschen Fürsten für diese Zwecke kein Geld bekommen und nahm wie so oft seine Zuflucht zu den Kaufleuten, die gegen genügende Sicherheit auch aushalfen.

Aber das, was Maximilian auf diese Weise zusammenbrachte, hätte ihm doch zu un-

genügend erscheinen müssen, um ohne jeden weiteren Rückhalt einen Zug nach Italien zu unternehmen. Der König hoffte offenbar durch den Glanz seines Namens das zu ersetzen, was ihm an wirklicher Macht abging. War er erst einmal in Italien, dann würden ihm, dem Könige, der das Recht auf die Kaiserkrone habe, alle die zujauchzen, welche die Freiheit des Landes von Frankreich bedroht fühlten.

Selten ist eine überschwengliche Hoffnung schmählicher enttäuscht worden. Venedig, das in der Stunde der Not so laut um Hilfe rief, erklärte dem Könige, der inzwischen den Boden Italiens betreten hatte, von französischer Seite drohe durchaus keine Gefahr; des Königs Erscheinen sei also überflüssig. Auf eine Unterstützung von dieser Seite hatte Maximilian also nicht zu rechnen. Trotzdem verlor er den Mut nicht. Auf der Burg Vigevano hielt er mehrere Wochen Hof und wartete einigen Zuzug für seine schwache Schar ab. Gleichzeitig überbot er sich in immer neuen Entwürfen, wie er dem französischen Einfluß auf Italien einen Riegel vorschieben könne. Da sollten die Alpenpässe durch Burgen, die mit zuverlässiger Mannschaft besetzt waren, gesichert werden; ein anderes Mal wollte er zu Schiffe nach der südlichen Küste Frankreichs fahren und dort dem spanischen Könige zum Kriege gegen den gemeinsamen Feind die Hand reichen. In diesem Sinne ging Mitte September sogar eine Gesandtschaft nach Spanien ab. Die Pläne, welche der König entwarf, verraten alle einen großen Zug. Man mag sie heute als die Entwürfe eines unbeständigen Projektemachers hinstellen; tatsächlich erfaßte Maximilian die Aufgabe, den Kampf gegen Frankreich, richtiger als die meisten Zeitgenossen. Er wußte, daß Frankreich bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit wieder nach Italien einbrechen und dann vielleicht mit besserem Erfolge Deutschland von Süden aus umfassen werde. Diesen Gefahren wollte er vorbeugen, und es war sein Unglück, nicht seine Schuld, daß er keine Mittel zur Verfügung hatte, um seine Absichten durchzuführen.



Abb. 24 · Eine belagerte Stadt ergibt sich dem König · Aus A. Dürers Ehrenpforte für Kaiser Max I.

Maximilian sah selbst ein, daß er sich in seinen Zielen bescheiden müsse. So wollte er denn Florenz demütigen. Von Genua aus fuhr er am 8. Oktober 1496 nach Pisa ab. Diese alte Gegnerin der Welfenstadt sollte der Stützpunkt seines Unternehmens werden. Im Kriege fühlte Maximilian sich wohl. Mit größtem Eifer übernahm er alle die Pflichten des Feldherrn. Zuerst wollte er Livorno, durch welches Florenz sich den Zugang zum Meere offen hielt, mit einer Belagerung vom Lande und von der See aus zur Uebergabe zwingen. Befreit von all den langweiligen Erwägun-

gen der Diplomaten, freute er sich, an der Spitze eines erprobten Heeres und einer stattlichen Flotte der Welt beweisen zu können, daß doch immer dem Schwerte die letzte Entscheidung gehöre. Aber auch hier verfolgte ihn das Mißgeschick. Andauernd schlechtes Wetter entmutigte die Landtruppen, und die heftigen Stürme zwangen die Flotte, auf der er herangekommen war, selbst anderswo Schutz zu suchen. So konnten die Franzosen, kaum gehindert, Lebensmittel, Soldaten und Kriegsmaterial in die Stadt werfen. Auch in Pisa erlahmte der Eifer der Bürgerschaft für einen König, der immer in Geldverlegenheit war und kaum die Kosten seines Unterhaltes bestreiten konnte. Endlich verzagte Maximilian selbst. Als er von Pisa abzog, versprach er Florenz selbst anzugreifen. Aber das war wohl nur ein Vorwand, um die Niederlage, die er im Kampfe gegen die Welfenstadt und die Franzosen erlitten hatte, zu verdecken. In Wirklichkeit zog er nach Norden in die Lombardei. Am 2. Dezember war er in Pavia.

Da traf nun eine unerfreuliche Nachricht nach der andern ein. Spanien machte mit Karl VIII. seinen Frieden. Auch der Papst zog milde Saiten gegen Frankreich auf. Außerdem zeigten sich seine italienischen Bundesgenossen sehr zweideutig. Und in der Heimat wurde die Stimmung auf dem Reichstage immer gereizter gegen den König, der, statt sich um die Sorgen und inneren Nöte des Reiches zu kümmern, fernen Abenteuern nachjage.

Das alles veranlaßte Maximilian, sobald als möglich den Boden Italiens zu verlassen, den er einige Monate zuvor so hoffnungsfreudig betreten hatte. Er hatte zum ersten Male große Politik treiben, einen Krieg führen wollen, der nicht gerade der Verteidigung seiner Erblande galt, und sofort mußte er erfahren, daß es keine Fürsten und Ritter mehr gab, die ihrem Herrn zum Kampfe in die Ferne folgten. Dem Aar waren die Flügel gestutzt; und es darf uns nicht wundernehmen, daß er in den nächsten Jahren tief unten an der Erde schwebte. Auch er trieb nun wieder ebenso wie die Fürsten Hauspolitik.

In Tirol angelangt, widmete sich der König mit bestem Erfolge der Verwaltung dieses Landes. Manche zweckdienliche Reformen wurden hier eingeführt. Aber auch den Reichsangelegenheiten und besonders dem Lindauer Reichstage wandte er seine Aufmerksamkeit zu. Hier besorgte der Erzbischof Berthold von Mainz im Bunde mit den Räten der übrigen Fürsten die Geschäfte. Welch ein Gegensatz zwischen diesem Fürsten und dem König! Der Erzbischof durchdrang mit scharfem Geiste alle Schwächen der Reichsverfassung, wollte hier stets bessern, von innen aus den Neubau des Reiches beginnen. Der König aber wollte erst die in seiner Person verkörperte Macht des Reiches im Kampfe mit den äußeren Gegnern glanzvoll erneuern und dann, gestützt auf große Erfolge und eine gewaltige Hausmacht, die Frage der Reichsreform in die Hand nehmen. Beide Männer,



Abb. 25 · Kriegsschiffe · Aus dem Weißkunig

gleich patriotisch in ihren Hoffnungen und Zielen, haben sich nicht verstanden. Und das war sicher ein Unglück. Maximilian hegte gegen die in Lindau versammelten Stände bitteren Groll, weil er ihnen das Mißlingen des italienischen Zuges zur Last legte. In scharfer Form ließ er ihnen ihre Sünden vorhalten. Aber Stände und König waren doch zu sehr aufeinander angewiesen. So kam es nach schroffen Auseinandersetzungen doch immer wieder zur Einigung auf der mittleren Linie. Ein Anlehen wollten die Stände dem Könige nicht bewilligen; sie verlangten auch, daß er Rechnung lege über die Einnahmen aus dem gemeinen Pfennig in seinen Erblanden und in Burgund. Das war nun wieder dem Könige unangenehm. Trotzdem war man auf beiden Seiten geneigt, etwas mehr Nachdruck hinter die Eintreibung des gemeinen Pfennigs zu setzen; der König, um seinen Anteil davon zu bekommen, die Stände und vornehmlich der Erzbischof von Mainz, um die Mittel zur Unterhaltung des Reichskammergerichtes zu gewinnen.

Was von Maximilians Regierung während der Jahre 1497 und 1498 zu sagen ist, gehört zum größeren Teil in den Abschnitt über die Reform der Reichsverfassung. Zwar beschäftigte ihn die hohe Politik auch damals. Aber als auch er nach dem Vorgange Spaniens seinen Frieden mit Frankreich machte (1497), schien die Ruhe des Reiches auf lange Zeit gesichert. Freilich hat der König nicht auf seine Forderungen an Frankreich verzichtet, er verlangte nach wie vor die Herausgabe aller von dem Gegner besetzten ehemals burgundischen Gebietsteile. Doch von dem Reiche und den Bundesgenossen im Stich gelassen, zwang ihn seine Ohnmacht, den Streit mit Frankreich vorerst ruhen zu lassen.

Da eröffnete ihm der unerwartete Tod Karls VIII. (7. April 1498) neue Aussichten auf Landerwerb. Vielleicht konnte er bei der Erschütterung, welche der Uebergang der Krone auf eine neue Dynastie hervorzurufen pflegt, jetzt, ohne Widerstand zu finden, seine Ansprüche durchsetzen! Wenn Maximilian dabei wahrscheinlich auf den Leichtsinn rechnete, den der neue König als Herzog von Orleans an den Tag gelegt hatte, so sollte er schwer enttäuscht werden. Ludwig XII. hat während seiner ganzen Regierung das Staatswohl höher gestellt als seine persönlichen Neigungen. Und dabei war er gefährlicher noch als Karl VIII., weil er der Träger der Rechtsansprüche des Hauses Orleans auf Mailand war. Als Nachkomme der Valentine Visconti, der Tochter des größten Mailänder Herzogs Gian Galeazzo (gest. 1402), bestritt er die Rechte des Hauses Sforza und besonders die des Lodovico Moro auf Mailand. Jetzt kamen für den Herzog, der noch dazu keine Stütze in den Sympathieen der lombardischen Bevölkerung hatte, schwere Tage der Sorge. Seine einzige Hoffnung war nun wieder der deutsche König.

Der hatte schon im Juni des Jahres 1498 ein Heer nach Burgund geschickt, um womöglich die Herausgabe des eigentlichen Herzogtums von Frankreich zu erzwingen. Er selbst aber begab sich nach Freiburg i. Br., wo der Reichstag versammelt war, und fand auch durch sein energisches Auftreten einiges Entgegenkommen für seine Pläne. Wenigstens wurde ihm auf den 1495 bewilligten gemeinen Pfennig eine Restzahlung geleistet. Da traf die Nachricht ein, daß Herzog Philipp, der doch die nächsten Rechte auf Burgund hatte, mit Frankreich am 2. August seinen Frieden gemacht habe. Er hatte auf das Herzogtum Burgund im engeren Sinne zugunsten Frankreichs verzichtet und erlangte dafür einige andere von den Franzosen besetzte Gebietsteile zurück. Der König war mit dieser Nachgiebigkeit seines Sohnes gar nicht zufrieden, hatte aber, da er der Entschließung eines näher berechtigten, volljährigen Fürsten gegenüberstand, keinen Grund mehr, den Krieg in Burgund fortzusetzen.

Aber nachdem er sich von dem Ungemach des Jahres 1496 genügend im geliebten Tirol erholt hatte, fühlte er jetzt wieder frischen Tatendrang in seiner Brust. Vielleicht ist die Hoffnung, welche Hartmann Schedel in seiner Weltchronik 1493 ausgesprochen hatte, nicht ohne Einwirkung auf Maximilians empfängliches Gemüt geblieben. Jedenfalls plante er 1498 einen gewaltigen Krieg gegen die Türken. Als Oberhaupt der Christenheit wollte er alle christlichen Reiche um sein Banner scharen. Der Papst würde dann ein Jubiläum ausschreiben und den Geldbetrag, der einkäme, zu den Kriegskosten beisteuern. Vorerst for-

derte er von den Ständen des Reiches nur 60000 Gulden. Doch die Fürsten und Stände erklärten sich außerstande, nachdem, was sie eben erst bewilligt hatten, schon wieder eine solche Summe aufzubringen. Und der König von Frankreich, dem in dem Türkenzuge eine große Rolle zugedacht war, ließ noch im September als Antwort auf Maximilians Angriff auf das Herzogtum Burgund einen Einfall in die Freigrafschaft, also in deutsches Gebiet, machen. Sofort war Maximilian bereit, mit dem Schwerte Deutschlands Unabhängigkeit zu wahren, und es zeugt von seinem Geschick als Feldherrn, daß es ihm trotz seiner nur geringen Heeresmacht gelang, die Feinde vor sich herzutreiben.

Doch Frankreich kam es gar nicht darauf an, solche Kleinkriege mit der ganzen hinter ihm stehenden Macht aufzunehmen und fortzusetzen. Es plante Größeres. Während es den König in unbedeutende Aktionen verwickelte, schürte es unaufhörlich zwischen der Schweiz und dem deutschen Reiche zum Kriege. Die Schweizer hatten vor zwanzig Jahren in den Burgunderkriegen Frankreichs Geschäfte besorgt; sie sollten auch jetzt wieder der Ausdehnung von Frankreichs Macht vorarbeiten.

Es gährte schon lange bedenklich zwischen dem Herzoge von Tirol und der Schweiz. Den Hintergrund bildete die Frage, wer in Zukunft in Graubünden den maßgebenden Einfluß üben werde, der Herzog oder die Eidgenossenschaft. Von diesem Hintergrunde hoben sich ab die fortwährenden Streitigkeiten des Bischofs von Chur und der Graubündner mit dem Herzoge um eine Reihe von Gerechtsamen. So hätte diese unklare Lage im Grunde nur Tirol und die Eidgenossenschaft angegangen, da diese sich der Graubündner annahm. Aber der Streit wurde dadurch verwickelt, daß der Herzog von Tirol zugleich deutscher König war und daß gleichzeitig auch zwischen dem Reiche und der Schweiz eine Streitfrage schwebte. Die Schweiz gehörte staatsrechtlich noch zum Deutschen Reiche, und so hatte das 1495 errichtete Reichskammergericht sich auch für zuständig erachtet, in einer St. Galler Sache ein Urteil zu fällen. Das erachteten die Schweizer Kantone als Eingriff in ihre Selbständigkeit und waren entschlossen, jede Exekution mit Gewalt abzuwehren. Das Jahr 1499, in welchem es zum offenen

Abb. 26 · Ritter im Kampf mit den Türken · Vom Grabmal des Kaisers in Innsbruck

Kriege zwischen der Schweiz und dem Reiche kam, brachte den Schweizern neuen Kriegsruhm, dem Reichsheere und dem Kriegsvolk des Schwäbischen Bundes aber neue Demütigung. Sowohl an der Tiroler wie an der schwäbischen Grenze heftete sich Mißerfolg auf Mißerfolg an die Fahnen des Reichsheeres. Der König selbst mochte gehofft haben, durch seine Gegenwart mehr Nachdruck in die Kriegsführung zu bringen. Der Tag von Dorneck aber sollte den letzten Rest seiner Hoffnungen zerstören. Es mochte ihn tief grämen, daß nun auch er vor dem Bauernvolke, das so viel verspottet wurde, den kürzeren ziehen sollte. Aeußerlich aber trug er das Mißgeschick mit Würde. Wilibald Pirkheimer, der berühmte Humanist, welcher die Abteilung der Reichsstadt Nürnberg in diesem Kriege führte und später mit seiner klassischen Feder den Schweizer Krieg schilderte, hat uns überliefert, wie der König die Niederlage des Grafen von Fürstenberg bei Dorneck aufnahm. Er weilte gerade in Lindau und ließ auf die Trauerkunde hin die königliche Burg schließen. Dann schalt er des Grafen Unklugheit und Leichtsinn. Abends aber speiste er in der Vorhalle des Palastes und begab sich bei Einbruch der Nacht ans Fenster, um sich über die Stellung und den Lauf der Gestirne zu unterhalten. ‚Als ich das sah und hörte', fährt Pirkheimer fort, ‚hielt ich es für ein Zeichen einer glücklichen Natur, wenn jemand trotz so schwerer, kaum wieder gutzumachender Unglücksfälle so schnell vergessen kann. Am folgenden Tage fuhr der Kaiser wieder nach Konstanz, und obwohl ich mit ihm in demselben Schiffe fuhr, nahm ich doch nicht die geringste Spur von Aufregung an ihm wahr, vielmehr ergötzte er sich am Spiel, an Erzählungen und frohen Scherzen und verbrachte so in heiterer Stimmung den Tag'. Das war die Ruhe des Mannes, der an den Wechsel alles Irdischen gewohnt, nie über dem Mißlingen den Mut zu neuem Wagen verlor.

Noch rangen das Reich und die Schweiz im blutigen Hader miteinander, da hielt Ludwig XII. von Frankreich die Zeit für gekommen, um seine Ansprüche auf Mailand zu verwirklichen. Lodovico Moro bedurfte daher mehr als je des Schutzes des deutschen Königs und so gab er sich die größte Mühe, den Frieden zwischen den kämpfenden Parteien zustande zu bringen. Er selbst brachte dabei Geldopfer. Um die Ehre des Reiches zu wahren, wurden im Baseler Frieden einzelne Fragen in der Schwebe gelassen, d. h. tatsächlich zugunsten der Schweiz entschieden. In Wirklichkeit trat mit dem Jahre 1499 die volle Lösung der Schweiz vom Reiche ein. Obschon von nun an des Reiches Verwandte, haben die Schweizer doch keine Teilnahme mehr für das Reich gezeigt, vielmehr ihm noch mancherlei Abbruch getan. Im Jahre 1501 trat Basel, bis dahin Reichsstadt, der Eidgenossenschaft bei.



Das Reichsregiment

Der Verlust der Schweiz war für das Reich tief beklagenswert; denn es handelte sich um die Loslösung einer zum großen Teil deutschen Bevölkerung. Die Staatsmänner des Mittelalters legten ja nicht sehr viel Wert auf die Nationalität. Es kam ihnen nicht darauf an, Völker, die eine gemeinsame Sprache und Kultur, gemeinsames Interesse und Recht hatten, zusammenzuhalten, sondern vielmehr darauf, der stark ausgeprägten Ländergier der Herrschenden Rechnung zu tragen. Machiavelli hat in jenen Tagen den Herrscher als das Ideal gefeiert, der nicht etwa auf sittlichem Prinzipe seine Regierung aufbaue, sondern durch Kunstgriffe das Volk am Gängelbande führe. In keiner Zeit ist Politik so sehr Kunst gewesen wie damals, und zwar nicht die Kunst, das Mögliche, sondern das geradezu Unmögliche zu leisten. Was eine Dynastie an Ländern durch Kauf, Heirat, Pfandnahme zusammenbrachte, sah sie als ihre Domäne, ihren Staat an. Ob die nationalen Instinkte, die wirtschaftlichen Strebungen der Völker auseinandergingen, danach wurde kaum gefragt, wohl aber danach, was diese dem Regierenden einbrachten. Mit dem letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts setzt diese Politik kräftig ein. Aus ihr sind die Kabinettskriege der folgenden Jahrhunderte hervorgegangen. Nicht um große, tiefgehende Lebensfragen der Völker wurde gestritten, sondern um die Befriedigung des

ländersüchtigen Ehrgeizes der Fürsten. Italien hat zuerst den Schauplatz für die intrigierende, immer neue Möglichkeit ersinnende europäische Diplomatie abgegeben.

Im Juli 1499 zog ein starkes französisches Heer durch die Alpenpässe in die lombardische Ebene hinab. Der Herzog mußte fliehen und suchte in Tirol bei König Max Hilfe. Im September rückte das französische Heer in Mailand ein, und im Oktober bereits folgte Ludwig XII., um sich feierlich zum Herzog zu erklären. Für ihn war ein großer Teil der norditalienischen Fürstenhäuser, für ihn namentlich auch Papst Alexander VI., der mit seiner Hilfe die aufsässigen Großen des Kirchenstaates zu bezwingen hoffte.

Maximilian war durch das Vorgehen des Franzosenkönigs tief beunruhigt. Man erzählte sich ja auch, daß der Papst diesem die Kaiserkrone aufs Haupt setzen wolle. So nahm er sich denn des Herzogs an. Freilich war sein Versuch, Lodovico zum Mitglied des Schwäbischen Bundes zu machen, vergeblich. Aber er blieb dabei, daß Mailand noch zum Reiche gehöre und daß des Herzogs Sache die dringendste Unterstützung von seiten der deutschen Stände beanspruchen dürfe. So berief er am 2. Dezember 1499 von Innsbruck aus die Fürsten und Städte des Reiches zu einem Reichstage nach Augsburg, der am 25. Februar 1500 beginnen sollte. Da sollte über den Einfall der Franzosen in Italien, über den Türkenkrieg und innere Angelegenheiten beraten werden. Dem Könige kam es natürlich in erster Linie auf Maßnahmen gegen die Franzosen an.

Aber der Herzog wollte so lange nicht warten, zumal da er von den Erfolgen seines Vetters Galeazzo Visconti hörte, der mit ein paar tausend Knechten die Franzosen von Ort zu Ort aus der Lombardei zurückdrängte. Obschon Maximilian ein Vorgehen des Herzogs noch für verfrüht hielt, unterstützte er ihn doch. Tatsächlich zog Lodovico als Sieger in Mailand ein. Aber es war nur ein kurzes Glück. Die Schweizer Knechte, die er in Sold genommen hatte, verrieten ihn und lieferten ihn den Franzosen aus. In enger Haft hat er auf französischem Boden sein Leben beschlossen. Der Kaiser aber gab deshalb den Krieg gegen Frankreich nicht verloren.

Es ist interessant zu beobachten, wie Maximilian, der sonst die Stände stets warten ließ, dieses Mal, da er selbst so große Anliegen hatte, der erste in Augsburg war. Die Stände aber mußten in einem neuen Ausschreiben auf den Ernst der Lage aufmerksam gemacht werden, ehe sie sich im April am Orte der Tagung einfanden. Der König versuchte von vornherein, die Stände zu Schritten fortzureißen, welche einen Krieg des Reiches mit dem Könige von Frankreich unvermeidlich machten. Es sollte ein Brief an Ludwig geschickt werden, der die schlimmsten Anschuldigungen gegen ihn enthielt. Darauf nun wollten die Stände, geleitet von Berthold von Henneberg, nicht eingehen. Sie waren nur zur Absendung eines Schreibens bereit, auf Grund dessen sich freundliche Verhandlungen mit dem französischen Könige anbahnen ließen. Maximilian sah ein, daß die Opposition mächtiger war als er selbst, und war nun bereit, auf den Wunsch der Stände einzugehen, durch innere Reformen die Kraft des Reiches zu stärken. Vielleicht hoffte er, daß auf diese Weise doch noch eine Waffenmacht entstehe, die unter seiner Führung ein furchtbares Werkzeug gegen Türken und Franzosen werden könne. Was Maximilian 1495 verweigert hatte, bewilligte er nunmehr. Ein



Abb. 27 · Margarethe, Tochter Maximilians, mit ihrem zweiten 1504 gestorbenen Gemahl Philibert von Savoyen

ständiges Reichsregiment, bestehend aus Vertretern der verschiedenen Stände, sollte in Nürnberg zusammentreten und in Anwesenheit eines Kurfürsten einen Teil der Reichsgeschäfte erledigen. Der König stellte damit all sein Handeln unter die stete Kontrolle eines mit einschneidenden Rechten ausgestatteten Ausschusses der deutschen Reichstagsberechtigten.

Schon im Jahre 1495 hatte Hans von Hermansgrün in einem Traumbilde eine Versammlung der deutschen Stände gesehen, in der die vom Tode erwachten Kaiser Karl und Otto der Große sowie Friedrich II. erschienen, um unter Hinweis auf die schwierige Lage des Reiches zur Einigkeit und Tatkraft zu ermahnen. Da waren die alten Kaiser entrüstet gewesen über die schmähliche Haltung ihres Nachfolgers, der sich von einem Könige von Frankreich ungestraft habe die Gattin wegnehmen und die Tochter zurückschicken lassen. Wenn der König in den Armen seiner Frau die Ehre des Reiches vergesse, dann müßten die Stände wachen und einen Regenten bestellen, der auch die Grenzen des Reiches schirme. Aufs schwerste sei Italien bedroht. Wenn hier der König sich von den Franzosen verdrängen lasse, dann sei das Kaisertum den Deutschen verloren. Die blühenden Gefilde Italiens mit ihrem unerschöpflichen Reichtum an Lebensmitteln müßten deutsch werden, jedenfalls dürften sie nicht in Frankreichs Hände fallen. Das war ein patriotischer Appell an die deutschen Stände, der 1500 noch so zutreffend war wie 1495. Nur das war nicht richtig, was 1495 Hans von Hermansgrün gegen den König geschrieben hatte. Der hatte es nicht an sich fehlen lassen. Er hatte persönlich die größten Opfer gebracht, um seine und des Reiches Ehre zu wahren, aber bei den Ständen nur wenig Teilnahme gefunden; diese schieden allzu sorglich des Königs Sache von dem Nutzen des Reiches. War der König sprunghaft in seinen Entschließungen, so kam das doch zum guten Teil daher, daß ihm zur Durchführung großer, manchmal genialer Pläne die notwendigen Mittel vom Reiche versagt blieben und er sich daher mit kleinen, unzulänglich vorbereiteten Unternehmungen begnügen mußte.

Die Notwendigkeit zur Bestellung eines Reichsregiments ergab sich daher nicht aus der Tatenlosigkeit des Herrschers. Im Gegenteil wollte man seinem Tatendrang im Interesse des Reiches Fesseln anlegen. Maximilian fühlte das wohl, als er am 13. August 1500 vor die versammelten Stände trat und nach einer längeren Rede des getreuen Eitelfritz von Zollern sich selbst mit den bitteren Worten an die Herren wandte: ‚Wenn man nicht anders tue, als es bisher geschehen, so wolle er nicht warten, bis man ihm die Krone vom Haupte nehme, sondern er wolle sie selbst vor seine Füße werfen und nach den Stücken greifen'. Doch die Stände hielten an friedlicher Erledigung der Streitfragen fest, und in diesem Sinne waren die Aufträge der Gesandten gehalten, welche sich nach Frankreich zu Ludwig XII. begaben, um zwischen dem Reiche und Frankreich zu vermitteln. In Plessis bei Tours trafen sie am 21. November 1500 mit dem Könige zusammen. In den Verhandlungen, welche hier und in Paris gepflogen wurden, führten die Gesandten eine scharfe Sprache. Sie wiesen energisch die Einmischung der Päpste in die Reichsangelegenheiten zurück, da ein römischer König in weltlichen Dingen ein Statthalter Gottes und der lebendige Brunnen seiner Obrigkeit sei. Als es aber wirklich darauf ankam, die Rechte Deutschlands in Oberitalien auf die Spitze des Schwertes zu stellen, zogen sie sich zurück und schlossen mit Frankreich einen Waffenstillstand bis zum 1. Juli 1501; d. h. wenn der Kaiser den Vertrag vor dem 1. März 1501 genehmige, sollte kein feindliches Vorgehen von beiden Seiten erfolgen.

Maximilian selbst hatte eine Empfindung dafür, wie wenig es der Ehre des Reiches entsprach, nur zu drohen, ohne durch energische Rüstungen Nachdruck hinter seine Forderungen zu setzen. Er hoffte aber durch geschickte Schachzüge doch noch das Reich in einen Krieg mit Frankreich hineinzutreiben. So sollte das Regiment fordern, daß der König von Frankreich einzelne Stücke Oberitaliens herausgebe und von Neapel seine Hände lasse. Dann sorgte er dafür, daß den Ständen zu Ohren kam, mit welcher Genugtuung Ludwig XII. von dem mit dem Reiche geschlossenen Vertrage spreche; er sei glücklich, daß er vor dem Reiche Ruhe habe, denn nun werde er sich ungehindert auf die italienischen Fürsten und

Städte werfen, um sie zum Anschluß an Frankreich zu zwingen.

Am 25. Januar 1501 beschäftigte sich das Reichsregiment zu Nürnberg mit diesen Fragen. Berthold von Mainz hielt eine sehr scharfe Rede gegen Maximilian, den er als den eigentlichen Störenfried hinstellte und verantwortlich dafür machte, wenn es zum Bruche zwischen den benachbarten Reichen komme. Man solle abwarten, ob Ludwig XII. wirklich noch auf andere Eroberungen in Italien ausgehe. Das Reich solle bei dem Waffenstillstande verharren, selbst auf die Gefahr hin, anfangs zwei oder drei Städte in Italien zu verlieren. Die Ordnung des Reiches, die auf dem Augsburger Tage geschaffen sei, müsse unbedingt aufrecht erhalten werden, das sei wichtiger, als wenn halb Italien dem Reiche verloren gehe. Die anderen Fürsten, namentlich der Kurfürst von Sachsen, sprachen gemäßigter. Zwar teilten sie nicht die Kriegslust des Königs, wollten aber auch nicht an den Vertrag mit Frankreich gebunden sein, wenn Ludwig XII. selbst ihn verletze.

Der Brief, der als das Ergebnis dieser Verhandlungen an den Kaiser abging, mahnte ihn bald beim Regimente in Nürnberg zu erscheinen, damit man in gemeinsamer Sitzung Rat halten könne. Aber es wurde noch manch bittere Verhandlung hüben und drüben gepflogen, ehe der König sich entschloß nach Nürnberg zu gehen. Die Hoffnung, dem Regiment seine Kriegslust mitzuteilen, gab er nicht auf.

Am 13. April ritt Maximilian in Nürnberg ein — am 21. früh verließ er die Stadt in aller Stille, getäuscht in den schönsten Hoffnungen, die er auf sein persönliches Erscheinen gesetzt hatte. Wieder hatte er in Berthold von Mainz seinen Meister gefunden, der die Regimentsräte derartig beherrschte, daß auch der Zauber der Persönlichkeit, den Maximilian zu entfalten vermochte, nicht imstande war, die eisige Haltung, die man allen Plänen des Königs entgegensetzte, zu brechen. Maximilian wünschte vergebens, daß das Regiment dem Könige von Frankreich erklären lasse, es werde einen Angriff Ludwigs XII. auf Neapel als Friedensbruch ansehen und dementsprechend handeln.

Maximilian besuchte den Regimentstag, auf dem er sich in seiner Würde verletzt gesehen hatte, nicht mehr; nur eine

Abb. 28 · Denkmal des Berthold von Henneberg im Mainzer Dom

Denkschrift widmete der Herrscher den Ständen, in der er noch einmal dringend darauf hinwies, welche Gefahr es mit sich bringe, wenn der Franzose im Besitze Italiens auch die Kaiserkrone erlange und dann sich von Süden aus den Weg ins Herz des Reiches bahne. Zugleich legte er in einer Reihe geheimer Artikel die Umtriebe des Franzosenkönigs klar.

Aber der König und das Regiment hatten kein Vertrauen zueinander. Man setzte die letzte Hoffnung auf den Reichstag, der im November 1501 zu Frankfurt zusammentreten sollte. Da geschah etwas, was alle überraschen mußte. Am 13. Oktober 1501 schloß Maximilian zu Trient einen Präliminarfrieden mit Frankreich. Mancherlei mochte ihn dazu bewogen haben. Vielleicht die Rücksicht auf die Verlobung, welche zwischen seinem Enkel, Philipps Sohne Karl, und Ludwigs XII. Tochter Claudia vereinbart worden war; vielleicht das Streben, sich als friedliebenden Herrscher hinzustellen, dem es in erster Linie auf einen Türkenzug ankomme; sicher aber der Haß gegen das Reichsregiment, das ihn in all seinen Plänen gestört hatte, und dem er nun zeigen wollte, daß er dem Franzosenkönige nur die Hand entgegenzustrecken brauche, um mit Umgehung des Reichsregimentes zu einem Frieden zu gelangen. Bei diesem Gegensatze von Kaiser und Ständen fand der König der Franzosen an erster Stelle seinen Vorteil. Er behielt Mailand, erkannte allerdings die Lehenshoheit des Reiches an, und versprach dem deutschen Könige Unterstützung im Türkenkriege und Hilfe zur Erlangung der Kaiserkrone.

Der König von Frankreich schränkte durch eine Interpretation diese Zugeständnisse nachher so weit ein, daß Maximilian im Februar 1502 froh war, den Vertrag mit gutem Grunde ganz abweisen und die Belehnung verweigern zu können. Unbekümmert um das Reichsregiment, lud er nunmehr die Reichsstände zur Heerfolge beim Türkenkriege auf. Die Kurfürsten sahen darin einen Bruch der zu Augsburg neu errichteten Reichsordnung und rüsteten sich zur Abwehr.

Das Jahr 1502 ist wohl eines der unerquicklichsten aus der Regierungszeit Maximilians I. Der Kaiser beschuldigte das Regiment des Einverständnisses mit dem Könige von Frankreich und zieh namentlich den ersten Fürsten des Reiches, den Erzbischof Berthold, des Hochverrats. Wenn das Reich ihm nicht mehr folgen wolle, so werde er etwas tun, dessen man sich zu ihm nicht versehe. Ob er damit meinte, was er schon einmal den Franzosen gegenüber angedeutet hatte, daß er sich mit den Türken gegen Frankreich verbünden und ihnen dafür Italien überlassen wolle? Das Reichsregiment schob der Kaiser tatsächlich beiseite und forderte dem Erzbischofe von Mainz das Regimentssiegel ab.

Im Kurfürstenkollegium war man aufs äußerste gereizt. Wenn es nicht möglich war, mit dem Reichsregiment dem Könige Schach zu bieten, so sann man auf ein anderes Mittel. Damals hat man, scheint es, Besprechungen eingeleitet, den König abzusetzen und einen neuen zu wählen. Es ist ein eigenartiges Schauspiel. Im Jahre 1400 hatte man einen Wenzel abgesetzt, weil er in träger Ruhe die Rechte des Reiches verkümmern lasse. Sollte einem Maximilian hundert Jahre später dasselbe Schicksal drohen, weil er stets unermüdet zum Kampfe gegen Frankreich mahnte, welches die Rechte des Reiches verletzt habe? Wer konnte es den deutschen Fürsten denn noch recht machen? Die Seele der gegen Maximilian gerichteten Bestrebungen war Erzbischof Berthold. Der war nicht nur durch das Scheitern seines Reformwerkes gereizt, sondern auch aufs tiefste durch die Verdächtigung des Königs gekränkt. Wer weiß, wozu der Zwiespalt zwischen den beiden gleich hochstrebenden Fürsten noch geführt hätte, wenn Berthold nicht gegen Ende des Jahres 1504 gestorben wäre?



Absichten auf Venedig

Man hat König Maximilian wohl sprunghaft in seinen Entschließungen genannt. Und wer seine Politik in den nächsten Jahren überschaut, kann wohl an ihm irre werden. Aber gerade hier gilt es nicht nur die Tatsachen, sondern auch die Gründe ins Auge zu fassen, und dann ergibt sich eine milde Beurteilung von selbst.

Wir haben den tiefen Groll des deutschen Königs gegen Ludwig XII. kennen gelernt. Krieg gegen Frankreich war die Losung, die er nicht nur vertrauten Freunden, sondern auch den Reichsständen gegenüber immer wieder ausgegeben hatte. Aber nur bei wenigen fand er Verständnis — und gar keines bei d e n Fürsten, deren wirkliche Macht in einem Kriege bedeutend in die Wagschale gefallen wäre. Dagegen hatten Ludwig XII. und Ferdinand von Aragon sich noch im Jahre 1501 über gemeinsames Handeln gegen Neapel geeint. Der König Wladislaw von Böhmen und Ungarn war durch Heirat mit einer französischen Prinzessin (1502) in Frankreichs Interesse gezogen, Venedig und der Papst hielten zu Ludwig XII., der wie im Triumph 1502 Italien durchzog. Dazu kam, daß Maximilians Sohn Philipp stark unter französischen Einfluß geraten war. So lag die Gefahr nahe, daß der deutsche König völlig vereinsamt wäre, wenn er nicht auch den Anschluß an Frankreich vollzogen hätte. Auch bedurfte er für einige Zeit nach außen der Ruhe, um im bayerischen Erbfolgestreit mit um so größerem Nachdruck die Sache seines bayerischen Schwagers Albrecht IV. führen zu können gegenüber den Ansprüchen des Pfalzgrafen bei Rhein, der als französischer Pensionär sich der Gunst Frankreichs erfreute. Wir sehen hier Verhältnisse, die in schlimmerem Maße sich unter Ludwig XIV. und Napoleon I. wiederholen sollten. Deutsche Könige und deutsche Fürsten im Wettbewerb um die französische Gunst!

Im Jahre 1504 kam es zu einem Bundesvertrag zwischen Maximilian und Ludwig XII., am 4. April 1505 wurde er zu Hagenau feierlich bestätigt. Der französische König erhält die Belehnung mit Mailand für sich, seine männlichen Leibeserben oder, wenn solche nicht vorhanden wären, für seine Tochter Claudia und ihren Bräutigam, Maximilians Enkel Karl. Dafür zahlt er 200000 Francs an den deutschen König und unterstützt ihn nötigenfalls im Kampfe gegen Venedig. Dem Papste wird der Beitritt zu diesem Bündnis vorbehalten. Außerdem sichert Ludwig XII. seine Beihilfe zu, damit Neapel in Zukunft an Karl komme. Mit diesem Vertrage glaubte Maximilian, in Güte für seine Familie das zu gewinnen, was er mit dem Schwerte nicht hatte erobern können. Schwierig war seine und seines Sohnes Stellung allerdings zum König Ferdinand von Aragon geworden, der sehr ungehalten war, daß die Habsburger über Neapel verfügten, auf das nur er kraft Erbrechtes und kraft des Schwertes seines Feldherrn Gonsalvo de Cordova Anspruch zu haben behauptete. So trennte Ludwigs XII. Politik die durch Familienbande verknüpften Dynastien Spanien und Habsburg –, dann schloß er selbst mit Ferdinand von Aragon Frieden und zog sich von Maximilian und Philipp zurück. Jenem gab er eine französische Prinzessin zur Frau; dadurch wurden Habsburgs Aussichten auf die Erwerbung von Aragon und Neapel gefährdet. Dagegen hob er die Verlobung seiner Tochter Claudia mit Karl, Maximilians Enkel, auf und versprach sie Franz von Angouleme, dem Erben des französischen Thrones. Mailand mußte damit dauernd an die Krone Frankreich fallen. So wurden Maximilians Pläne zerstört. Die Demütigung, welche Frankreich ihm antat, war fast so bitter wie die vor vierzehn Jahren. Aber die Empfindung war nicht mehr so stark; die Deutschen sollten es gewohnt werden, noch schwerere Kränkungen von dem übermütigen Nachbarn hinzunehmen, ohne mehr als das Gefühl schmerzlicher Entsagung zu hegen.

Da Isabella von Kastilien, Ferdinands Gemahlin, am 26. November 1504 gestorben war, so trat ihr Schwiegersohn Philipp die Regierung in Castilien an. Nicht viel später (1506) starb er, und so folgte ihm sein noch unmündiger Sohn Herzog Karl. Maximilian gewann nun wieder größeren Einfluß auf die Niederlande, dessen Regierung ihm bisher viel zu sehr in französischem Geiste geführt worden war.

Das Ansehen Maximilians im Reiche war durch die bitteren Anklagen, welche das vereinigte Kurfürstenkollegium gegen ihn erhob, und durch die erzählten diplomatischen Mißerfolge stark gesunken. Da war es wenigstens gut für ihn, daß ihm im bayerischen Erbfolgekriege 1504 mancherlei Erfolge beschieden waren, die sein Ansehen von neuem hoben. Wir kommen an anderer Stelle darauf zurück.

In den Mittelpunkt der großen abendländischen Politik aber trat inzwischen Julius II., der im Jahre 1503 nach der kurzen Regierung Pius' III. das Erbe Alex-

anders VI. übernahm, nicht wie dieser ein verworfener Mensch, aber in noch viel höherem Grade Staatsmann, der das Geistliche seines Berufes fast ganz hinter den Pflichten des Landesherrn zurückstehen ließ. Auch früher hatten die Päpste Politik getrieben und treiben müssen, um das Schifflein Petri durch alle Klippen hindurchzusteuern; aber da war die Politik doch in der Regel durch die Rücksicht auf das Hirtenamt bedingt. Julius II. sah das Pontifikat fast nur als eine bequeme Handhabe für den weltlichen Herrscher an, um die noch immer reichen Hilfsmittel der Kirche in den Dienst der Territorialpolitik zu stellen. Er zog in kriegerischer Rüstung selbst zu Felde, um die Großen des Kirchenstaates zur Unterwerfung zu zwingen. So wurde er der Wiederhersteller des Kirchenstaates. Zwischen Julius II. und der Republik Venedig kam es nun über gewisse Gebiete der Romagna zum Konflikt. Deshalb suchte der Papst Anlehnung an König Maximilian und stellte ihm die Kaiserkrone in Aussicht.

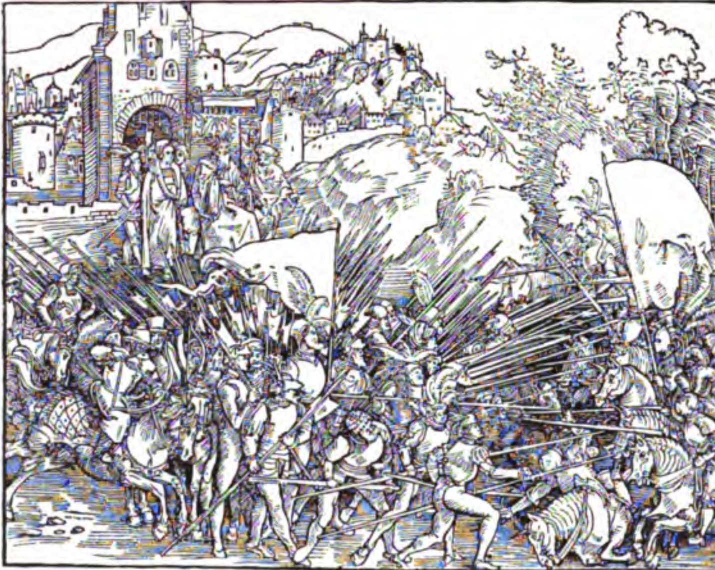


Abb. 29 · Landsknechte kämpfen gegen Ritter

Mit Frankreich hatte Maximilian, da er vergeblich um die Bezahlung des Restes der versprochenen 200 000 Francs ersuchte, wieder gebrochen und die Belehnung mit Mailand für ungültig erklärt. Außerdem gab er den Söhnen Lodovico Moros an seinem Hofe Asyl, um an ihnen Werkzeuge gegen den französischen König zu haben. Dafür bestärkte Ludwig XII. die Republik Venedig im Widerstande, als sie Einspruch dagegen erhub, daß Maximilian mit einem Heere durch ihr Gebiet nach Rom ziehe. Den Weg nach Rom zur Kaiserkrönung sich zu erzwingen, war Maximilian nicht stark genug. Er nahm daher in Trient 1508 mit Bewilligung des Papstes den Kaisertitel an. In dem Kriege, welcher nunmehr zwischen dem Kaiser und der Republik ausbrach, erwiesen die Waffen Venedigs sich als überlegen. Maximilian kannte wohl den gefährlicheren Gegner, der hinter Venedig stand, und schloß im Sommer 1508 einen Waffenstillstand. Er war, obschon er nun den Kaisertitel führte, ganz aus Italien herausgedrängt. In Neapel gebot Ferdinand von Aragon, den Habsburgern trotz der Verwandtschaft nicht mehr wohlgesinnt, in Mailand und Genua stand Frankreich, und Venedig triumphierte. Nur Papst Julius II., der sich durch den Bund Frankreich-Venedig bedroht fühlte, hatte mit Maximilian gleiches Interesse. Seiner Tatkraft gelang es denn auch, die Verbündeten zu trennen.

Gegen Venedig hatten schon lange der König von Aragon und von Neapel Grund zur Verstimmung, nun war auch noch Ludwig XII. gereizt, weil es mit dem Kaiser einen Waffenstillstand geschlossen hatte. Der Papst war durch das Interesse seines Staates in die Gegnerschaft zur Republik gedrängt. Kaiser Max aber hatte immer gehofft, für das an Mailand Verlorene sich durch Venedig schadlos halten zu können. Also sollte Venedig, das selbst nur an Vergrößerung seines Herrschaftsgebietes dachte, die Kosten tragen, damit die übrigen Mächte

wieder zur Eintracht gelangten. Die Ligue von Cambrai (10. Dezember 1508) zwischen Maximilian, Ferdinand dem Katholischen, Ludwig XII. und Julius II. richtete sich gegen Venedig. Man einigte sich vollkommen über die Teilung alles des Besitzes, den Venedig auf dem Festlande hatte. Den Löwenanteil sollte Maximilian erhalten, nämlich für das Reich die Städte Padua, Vicenza und Verona und für Oesterreich Friaul und Trevigi. Venedig wäre verloren gewesen, wenn die Teilnehmer in gegenseitigem Vertrauen ihr Ziel rückhaltlos verfolgt hätten. Doch da fehlte viel, und der venetianischen Diplomatie wurde es leicht gemacht, immer neues Mißtrauen zwischen die Verbündeten zu säen. Bald hatte sie den König von Aragon-Neapel und den Papst durch die Befriedigung ihrer Forderungen zur Einstellung der Feindseligkeiten veranlaßt. Und das unnatürliche Bündnis zwischen dem Kaiser und Ludwig XII. mußte in dem Augenblicke sich lockern, als Maximilian sah, daß er selbst aus Geldmangel nicht mehr mit Nachdruck an den Unternehmungen gegen Venedig sich beteiligen könne, daß also wie die Kriegslast, so auch der Lohn allein Frankreich zufallen werde. So beteiligte er sich nur noch lässig an den Kriegsoperationen Frankreichs gegen Venedig, wenngleich er den Lockungen widerstand, sich offen von Ludwig XII. loszusagen.

Die staatsmännische Begabung Papst Julius' II. tritt nun erst ins rechte Licht. Von Venedig hatte er erreicht, was er wollte. Jetzt dachte er daran, Italien von den Fremden zu befreien, in erster Linie von Frankreich, das die Unabhängigkeit aller Nachbaren am meisten bedrohte. Sein Werk war die sogenannte heilige Ligue (1511). Ihr galt Ludwig XII. als Gegner.

Der Papst war die treibende Kraft in diesem Bunde, dem noch Ferdinand von Aragon und Venedig angehörten. Julius II. hielt den Beitritt Maximilians für unbedingt nötig und suchte ihn mit allen Mitteln zu sich herüberzuziehen. Doch scheiterten die Bemühungen des Papstes an der Unvereinbarkeit der Interessen des Kaisers und Venedigs. Der Kaiser verlangte von Venedig den Verzicht auf die Besitzungen, welche er kraft der Abmachungen von Cambray forderte. Die Republik aber war militärisch viel zu sehr im Vorteil gegenüber Maximilian, als daß sie mehr als eine Geldentschädigung bewilligen wollte. Der Kaiser forderte daher vom Papste, daß er selbst die Verbündete zur Willfährigkeit zwinge, erreichte das aber so wenig, daß er nun ganz in die papstfeindlichen Bestrebungen sich hineinziehen ließ, denen Frankreich damals aus Politik huldigte. Maximilian scheint wirklich daran gedacht zu haben, die pragmatische Sanktion von Frankreich nach Deutschland zu verpflanzen, namentlich jede Geldausfuhr von Deutschland nach Rom zu verbieten. Auch billigte er die Berufung eines Konzils, welches unter dem Protektorate Frankreichs gegen Ende 1511 in Pisa zusammentrat. Entweder sollte der Papst nun nachgeben, oder man dachte an seine Absetzung. Doch fand der Kaiser in Deutschland keine Unterstützung für schismatische Bestrebungen; daher wandte er sich bald vom Pisaner Konzil ab. Dies hat gegenüber dem Konzil, welches Julius II. 1512 im Lateran versammelte, nur eine kümmerliche Rolle gespielt und ist bald an seiner Bedeutungslosigkeit zugrunde gegangen.

Im Jahre 1511 ist nun ein merkwürdiger Plan dem Kopfe des Kaisers entsprungen. Wohl infolge der Kunde, daß der Papst schwer erkrankt sei, traf er Vorkehrungen, um die Kardinäle zu veranlassen, ihn zum Papste zu wählen. Es ist ein Schreiben des Kaisers vom 16. September 1511 in einer freilich nicht ganz einwandfreien Form auf uns gekommen, in welchem Maximilian an den Landmarschall von Tirol, Paul von Lichtenstein, wichtige Aufträge gelangen läßt: Er fordert ihn auf, bei den Fuggern 300 000 Dukaten aufzubringen. Mit diesem Gelde wolle er auf die Kardinäle einwirken, damit sie ihm zum Papsttum verhülfen. Von dem gleichen Plane, Papst zu werden, schreibt Maximilian zwei Tage später auch seiner Tochter Magarete, die er nach dem Tode seines Sohnes als Regentin der Niederlande eingesetzt hatte. Man hat den Plan Maximilians für so unnatürlich gehalten, daß man auf verschiedene Weise der einfachen Deutung der Schreiben glaubte aus dem Wege gehen zu müssen. Da soll Maximilian nur für einen seiner Getreuen nach der Tiara gestrebt oder Absichten auf den Kirchenstaat gehabt haben (Ulmann). Doch

bis auf weiteres haben wir dem Wortlaut der Briefe zu folgen (Pastor). Und weshalb sollte Maximilian, der seit kurzem Witwer war, nicht nach einer Würde streben, die ihm kaum schwere Entsagungen auferlegte? Konnte er nicht wie Julius II. in ritterlichem Gewande zu Felde ziehen, konnte er nicht die Geldmittel der Kirche zur Vorbereitung eines Türkenkrieges in Anspruch nehmen? Vielleicht glaubte er, daß die Umgebung des Papstes hochfliegenden Entwürfen weniger entgegenstrebe als die Krämerpolitik der deutschen Fürsten. Doch das sind müßige Erwägungen; denn Papst Julius II. trieb, genesen, bald selbst wieder hohe Politik; und Maximilian ist auf seinen Plan nicht mehr zurückgekommen.

Julius II. gab es noch immer nicht auf, Maximilian von Frankreich abzuziehen; tatsächlich brachte er am 6. April einen Waffenstillstand des Kaisers mit Venedig zustande. Doch konnten sich die Streitenden nicht einigen, und nun stellte sich der Papst entschlossen auf Maximilians Seite. Schon hatte er die Schweizer für sich gewonnen, die bitteren Groll gegen Ludwig XII. hegten. Obschon nun wieder Venedig und Ludwig XII. zusammen gingen und Frankreichs Feldherr Gaston de Foix glänzende Waffentaten verrichtete, wurden die französischen Besatzungen doch schon 1512 aus der Lombardei herausgedrängt. Ein Versuch, die alte Stellung wieder zu erringen, endete mit der schweren Niederlage bei Novara (1513). Der Stern der Schweizer stieg immer höher. Sie wurden tatsächlich Herren in Mailand; unter ihrer Oberhoheit und nicht unter der des Kaisers kehrte Maximilian Sforza, der Sohn Lodovico Moros, nach Mailand zurück, um dort auf kurze Jahre die herzoglichen Rechte auszuüben.

Ueberblicken wir die Politik Maximilians in den letzten und den folgenden Jahren, so ist es fast unmöglich eine feste Linie zu finden. Der König, der früher so treu an seinem Haß gegen Frankreich festgehalten hatte, war durch das Bündnis mit dem Gegner aus dem Gleichgewicht gekommen. Früher hatte er wohl auch sich im Plänemachen überboten, aber nur deshalb, weil er infolge des Fehlens der Mittel große Absichten stets hinter kleine Unternehmungen zurücktreten lassen mußte. Jetzt aber wird seine Haltung widerspruchsvoll, es ist, als ob er nicht mehr ganz Herr seiner Entschließungen wäre. Unter dem Einflusse seiner Tochter Margarete knüpfte er zu Mecheln (5. April 1513) mit England Unterhandlungen an, die auf die Vernichtung Frankreichs zielten. Von Norden her wollten Engländer und Maximilians Truppen die Franzosen angreifen. Ins Herzogtum Burgund aber sollten die Schweizer stoßen. Beide Unternehmungen gelangen. Im Norden bei Therouanne war sogar eine glänzende Waffentat der Engländer dem geschickten Eingreifen Maximilians zu danken, der wie ein schlichter Kriegsmann beim Heere weilte. Auch gegen Venedig konnte Maximilian bessere Erfolge aufweisen, sodaß die Republik zum Frieden unter billigen Bedingungen geneigt war. Eine neue Familienverbindung sollte nunmehr die Interessengemeinschaft des Kaisers und des englischen Königs besiegeln. Maximilians Enkel Karl, König von Kastilien und Herzog von Burgund, sollte Maria, die Schwester Heinrichs VIII. von England, heiraten. Doch nunmehr griff Ferdinand von Aragon, dem in diesem Bunde gegen Frankreich eine Rolle zugedacht war, unerwartet zugunsten des französischen Königs ein und wußte auch Maximilian 1514 zum Waffenstillstand mit Frankreich zu bewegen. Darüber war nun der englische König furchtbar aufgebracht und setzte Maximilian dadurch matt, daß er seine Schwester, die dem jungen Karl bestimmt war, dem Könige von Frankreich vermählte.

Wenn der Kaiser nun wenigstens in Italien einen treuen Bundesgenossen gehabt hätte! Aber Julius II., mit dem er den Haß gegen die französische Herrschaft in der Lombardei teilte, war am 21. Februar 1513 gestorben, und Leo X., der Beschützer aller Künstler, hat mehr durch geschickte Politik als durch kriegerische Unternehmungen die Stellung des Kirchenstaates zu behaupten gesucht. Mit England im guten Einvernehmen, suchte nun Ludwig XII. die Schweizer wieder aus der Lombardei hinauszuwerfen. Doch starb er während der Vorbereitungen am 1. Januar 1515.



Maximilians Erfolge im Osten

Maximilian hatte offenbar keine Ahnung, welche Bedeutung der Tatsache beizumessen war, daß nunmehr ein junger tatenfroher Herrscher Frankreichs Thron bestieg. Er verlor, während er sein Augenmerk nach Osten richtete, den Blick für die Dinge, die sich in rascher Folge im Westen und Süden abspielten. Der Kaiser dachte im Augenblicke daran, Oesterreichs Interesse im Osten auch für die Zukunft zu sichern. Daher ging er mit König Ladislaw von Ungarn und Böhmen und dessen Bruder Sigismund Verhandlungen ein, beide Dynastien durch eine Doppelehe zu verknüpfen. Bei einer persönlichen Zusammenkunft im Juli 1515 wurde alles Nähere besprochen, und am 22. Juli wurde die Ehe zwischen Wladislaws Sohn Ludwig und der Enkelin des Kaisers, Marie, geschlossen; außerdem wurde Ludwigs Schwester Anna dem zweiten Enkel des Kaisers, Ferdinand, vorbehalten. Im Jahre 1521 sind beide Ehen wirklich zum Vollzuge gelangt. Der Ausblick in die Zukunft war für den Kaiser schon jetzt um so großartiger, als die Gesundheit Ludwigs von Ungarn und Böhmen nur ein kurzes Leben wahrscheinlich machte. Dann aber mußte Ferdinand der Erbe der beiden Länder werden. Das Jahr 1515 ist also in gewisser Weise die Geburtsstunde der vereinigten österreichisch-ungarisch-böhmischen Monarchie.

Währenddessen löste Franz I. von Frankreich die lombardische Frage mit dem Schwerte. Bei Marignano besiegte er im September 1515 die Schweizer und machte der Herrschaft des Maximilian Sforza ein Ende. Franz war in vieler Beziehung dem Kaiser geistesverwandt; mit ihm teilte er die ritterlichen Neigungen, und wenn er an Begabung, militärischen Talenten hinter ihm zurückstand, so übertraf er ihn an den Machtmitteln, welche ein reiches Land ihm stets zur Verfügung stellte. Er konnte für gutes Geld Schweizer und Deutsche unter seinen Fahnen sammeln und die Deutschen mit ihren eigenen militärischen Kräften schlagen. Wohl waren es nur untergeordnete Söldner, die um goldenen Lohn gegen ihr Vaterland dienten. Aber die Zeichen mehrten sich, daß auch deutsche Fürsten die klingende Münze nicht verschmähen würden, um das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes zu verraten!

Es ist als ob eine magnetische Kraft von Frankreich ausgegangen wäre. Der Kaiser mußte es erleben, daß sein Enkel, dem doch all die Arbeit seines Lebens zugute kommen sollte, andere Wege ging als er. Karl ist wiederholt unter französischen Einfluß geraten und hat seinem Vater nur geringe Unterstützung im Kampfe gegen Frankreich zur Verfügung gestellt, obwohl er seit Beginn des Jahres 1516 mit dem Erbe seines Großvaters Ferdinand von Aragon einen bedeutenden Machtzuwachs erhalten hatte.

An Englands Seite, das nur mit Mißgunst auf Frankreichs Entwickelung sah, hat Maximilian 1516 den letzten Waffengang gegen Frankreich gewagt, um die in Mailand geschaffene neue Lage wieder umzustoßen. Trotz anfänglicher Erfolge verlief der Feldzug ergebnislos. Frankreich hat sich während Maximilians Regierungszeit in Oberitalien behauptet. Die Schweizer schlossen mit Franz I. den ‚ewigen Bund', und Maximilian mußte wohl oder übel seine Zustimmung zu dem Frieden geben, welchen sein Enkel am 4. Dezember 1516 zu Brüssel mit Frankreich abschloß. Dem Kaiser wurden nur ganz unbedeutende Zugeständnisse in Friaul gemacht; sogar Verona, an dessen Behauptung dem Kaiser so viel gelegen war, sollte er an Venedig zurückgeben.

So sah der Kaiser das Ziel, dem er Zeit seines Lebens zugestrebt hatte, Eroberung des Festlandes von Venedig und Vertreibung der Franzosen aus Italien, in weite Ferne gerückt. Noch einmal hat er dann freudig zugegriffen, als ihm wieder als Balsam auf die Wunde eine Entschädigung in Italien in Aussicht gestellt wurde. Am 11. März 1517 wurde abermals zu Cambray ein Vertrag zwischen dem Kaiser und Franz I. abgeschlossen, der, wenn schriftliche Abmachungen auch schon Taten wären, von neuem Venedigs Untergang besiegelt hätte. Der Kaiser sollte Franz mit Mailand belehnen; dafür sollte dem zweiten Enkel Maximilians aus Venedig und Toskana ein neues Königreich gezimmert werden. Also eine habsburgische Sekundogenitur in Italien! Ob der Kaiser wirklich noch an den Wert französischer Zugeständnisse glaubte?

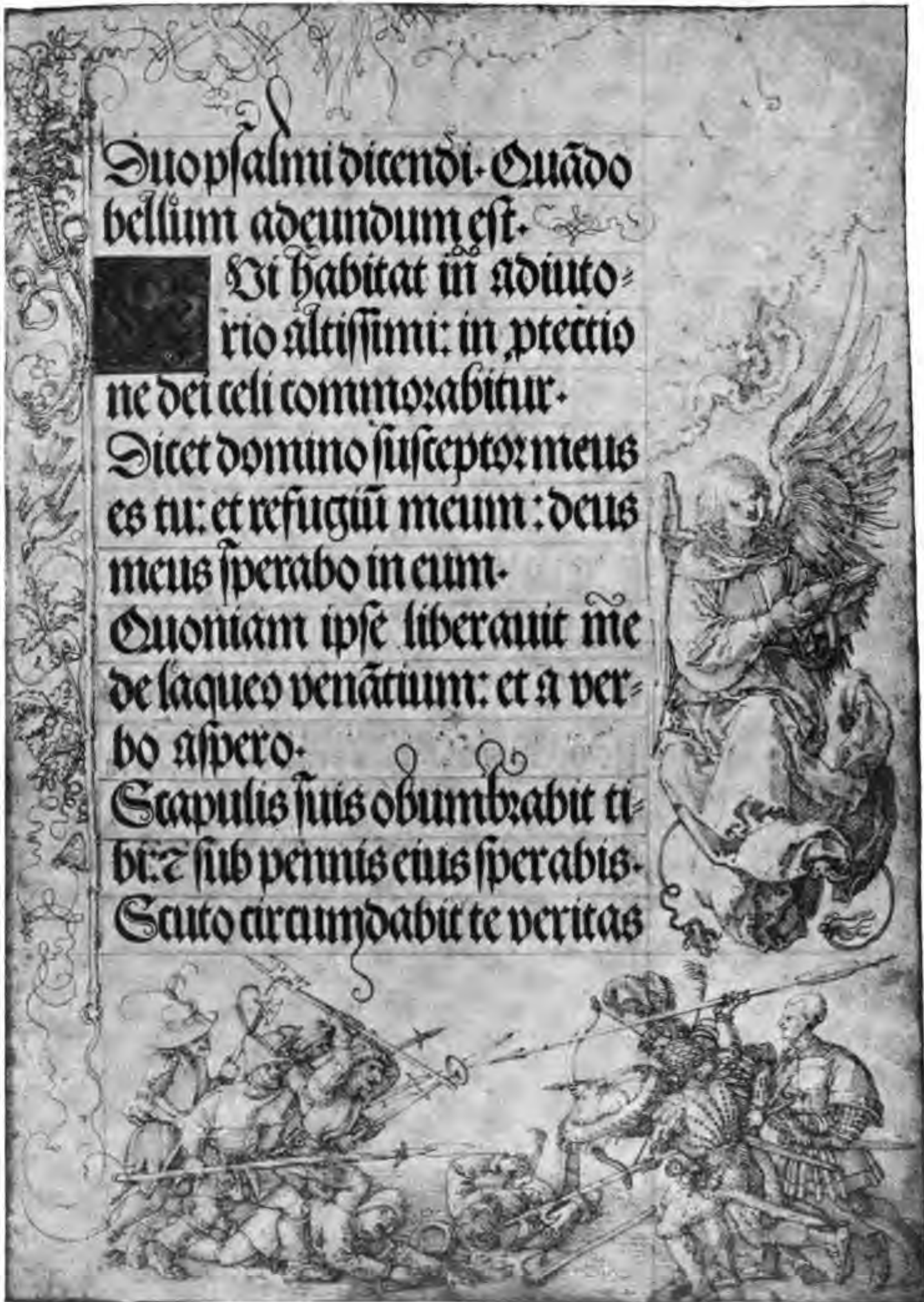


Abb. 30 · Aus dem Gebetbuch Maximilians I. Randzeichnung von Albr. Dürer

Es liegt eine Tragik darin, wie dieser Herrscher, der inzwischen zu kränkeln begann, mit Liebe an seinem Plane festhielt, entweder Frankreich aus Italien zu verdrängen oder doch auch für seine Dynastie einen großen Teil der Beute zu erwerben. Aber vorerst ist eine Aenderung in Italien nicht mehr eingetreten.

Mit Rücksicht auf die Durchführung seiner Kreuzzugspläne vermittelte Papst Leo X. am 26. August 1518 einen fünf Jahre dauernden Waffenstillstand aller Mächte, die in Italien noch Streitigkeiten auszutragen hatten. Frankreich triumphierte. Wir beobachten auch hier, daß eine auf sich selbst gestellte Nation mit guten Finanzen und guter Wehrkraft doch die beste Bürgschaft für das Gelingen einer großen Politik in sich trägt. Wie vielen Koalitionen hatte Frankreich während der letzten zwanzig Jahre die Stirn geboten! Und wie oft hatten die erbittertsten Gegner sich doch wieder zu der aufgehenden Sonne hingezogen gesehen!

Während Maximilian, durch zunehmende Kränklichkeit in seinem Tatendrange gehemmt, daran dachte, sein Haus zu bestellen und seinem Nachkommen die Würde eines römischen Königs zu sichern, drohte Frankreich ihm sogar diesen Zirkel zu stören. Der Kaiser arbeitete darauf hin, noch bei seinen Lebzeiten die Kurfürsten für die Wahl seines Enkels Karl zum römischen König zu gewinnen. Der Reichstag von Augsburg (1518) war von ihm hauptsächlich dazu bestimmt, die Sache ins Reine zu bringen. Dagegen hat Frankreich keine Versprechungen gespart, um das zu hintertreiben, vielleicht gar die Wahl zum römischen König auf Franz I. zu lenken. Da Maximilian diese Gefahr rechtzeitig erkannte, so sorgte er dafür, daß auch von spanischer Seite die größten Geldmittel für die Kurfürsten bereit gestellt wurden. Doch sollte der Kaiser den Erfolg nicht mehr erleben. Er starb am 12. Januar 1519 zu Wels in Oesterreich.



Die Reichs- und Kirchenreform unter Maximilian

Die Neigung und Begabung eines Herrschers zeigt sich naturgemäß am meisten da, wo er persönlich am stärksten eingreift, in der äußeren und inneren Politik. Daß Maximilians Regierung einen Abschnitt in den Beziehungen zu den umwohnenden Völkern bildet, da er ganz andere Bahnen einschlägt wie sein Vater, haben wir bereits gesehen. Aber auch im Innern des Reiches regen sich unter Maximilian neue Kräfte, und zwar in solchem Maße, daß sie seiner Regierung ein eigenartiges Gepräge geben.

Maximilian war von der hohen Würde, die er als römischer König und Kaiser inne hatte, voll durchdrungen. Wenn er auch an Aeußerlichkeiten nicht so zähe festhielt wie sein Vater, so war er doch keineswegs gewillt, weder der gleichgeordneten Macht des Papstes noch dem Drängen der ihm untergeordneten Reichsfürsten auf Mitregierung mehr als irgendwie nötig Zugeständnisse zu machen. ‚Das Reich ist von Gott gesetzt und nicht vom Papste', diese Worte der Gesandten des Reichsregiments (1500) trugen offenbar der Stimmung des Kaisers Rechnung. So ist Maximilian auch dagegen, daß der Papst in weltlichen Dingen den Bann ausspreche; denn dadurch ‚möchte er Gerechtsame und obrigkeitliche Rechte im Reiche erwerben und sich unterstehen, stetiglich im Reich zu bannen'. Als Strafe soll vielmehr die Acht verhängt werden (1507). Natürlich haben solche Proteste in jener Zeit nicht viel genutzt. Noch bald nach dem Tode des Kaisers (1519) beklagt sich die Stadt Nürnberg, daß sie in einer weltlichen Sache, in der sie sich zu Recht erboten habe, vor das päpstliche Gericht gezogen worden sei.

Maximilian wollte das Wiener Konkordat als Richtschnur für die Beziehungen der Kirche zum Reiche angesehen wissen. So befiehlt er seinem Hauptmann in Trient, darüber zu wachen, daß am Domkapitel von Trient nicht mehr als ein Drittel Welsche angestellt werde, weil das gegen die Konkordate der deutschen Nation sei. Sonst werde die Kirche Trient, deren Erbvogt und Schirmherr er sei, ihm, dem heiligen Reiche und der Grafschaft Tirol entzogen und welscher Nation unterworfen, was zu verhüten sein Wille und seine Pflicht sei. Das ist gewiß ein bezeichnendes Denkmal für die Gesinnung des Kaisers. Sein Land Tirol, das er so sehr liebte, in dem er die schönsten Tage seines Lebens verbrachte, sollte trotz des Vordringens der Welschen deutsch bleiben.

Diejenigen, welche glauben mochten, Maximilians Regierung werde auch

der Beseitigung der kirchlichen Mißstände dienen, sind allerdings enttäuscht worden. Maximilian hat freilich nicht wie sein Vater die gegen das Papsttum gerichtete Bewegung auch als kaiserfeindlich angesehen, aber er selbst machte seine Stellung zur Kirche regelmäßig von der Haltung des Papstes zu seinen politischen Plänen abhängig. So haben die deutschen Reichstage gegen den Ausgang des 15. Jahrhunderts die Abfassung einer Beschwerdeschrift gegen Rom und die Herstellung neuer Konkordate von Jahr zu Jahr verschoben. Erst 1500, als der Kaiser den Papst Alexander VI. mit Frankreich im Bunde sah, schien er Ernst gegen den als Ablaßverkündiger gesandten Raymund Peraudi machen zu wollen. Kaiser und Reichsregiment wollten ihm, bevor sie ihn zuließen, eine Reihe von Beschränkungen auferlegen (1501). Namentlich sollte das Geld auch wirklich von Deutschland aus für den Türkenkrieg bestimmt und nicht erst nach Rom gesandt werden. Die Uneinigkeit zwischen Maximilian und dem Regiment sorgte dafür, daß es auch diesmal beim Beschlusse blieb. Der Kaiser rechnete selbst viel zu sehr mit dem Anteile, welchen Rom ihm aus dem Ablaßgelde bewilligen würde, als daß er uneigennützig nur an das Wohl des Volkes und der Kirche gedacht hätte! Im Jahre 1510 hatte er wiederum sehr papstfeindliche Anwandlungen. Er dachte an die Uebertragung der französischen pragmatischen Sanktion nach Deutschland. Von Jakob Wimpfeling, dem elsässischen Humanisten, forderte er ein Gutachten über diese Frage ein. Der hat sich mit Eifer an die Arbeit gemacht und in einer Denkschrift in schärfster Form die Gebrechen an der Kurie wie auch die Fehler der Geistlichkeit gegeißelt. Namentlich die Geldgier Roms und der Kurtisanen verurteilte er aufs schärfste. ‚Die Kurtisanen in Deutschland kümmern sich nicht um das Wohl des Vaterlandes, sondern füllen ihre eigenen Beutel, und wenn sie graduierte Juristen sind, verwenden sie ihre Kenntnisse, um mehr und mehr zu erhaschen. Gegen solche Schädigungen der deutschen Kirche müsse der Papst um Abhilfe angegangen werden.' Der treue deutsche Mann hatte recht; nur im Einvernehmen mit dem Papste war eine wirkliche Reform der Kirche überhaupt möglich. Aber es hätten strenger kirchlich gesinnte Männer auf dem päpstlichen Stuhle sitzen und die eingefressenen Schäden weniger groß sein müssen, wenn damals auf diese Weise eine Reform zustande kommen sollte.



Abb. 31 · Reichsadler

Maximilian hat in seinem Reformeifer nicht lange verharrt; politische Gründe veranlaßten ihn bald wieder die Freundschaft des Papstes zu suchen. Jetzt glaubte er seine Hoffnungen auf das lateranensische Konzil setzen zu dürfen, welches seit 1512 tagte.

Wie oft hat der Kaiser eingestimmt in den Ruf derer, welche von den ewigen Geldforderungen Roms in deutschen Landen nichts mehr wissen wollten, und wie oft hat er selbst von dem Ablaßgelde seinen Teil genommen, um sich aus der Geldklemme zu befreien! So hatte Georg Fugger aus Augsburg dem Könige 10000 Gulden zur Auslösung einiger Burgen geliehen, die in die Hände der Türken gefallen waren, und Maximilian verwies ihn nun am 4. Mai 1491 auf das Jubelgeld, welches Raimund Peraudi in Schweden eingenommen habe. Und ebenso suchte der Kaiser sich auch an dem Ablasse zu bereichern, der den Anstoß zum Vorgehen Luthers gab. Am 28. Oktober 1515 wurden ihm aus den Einkünften des Ablasses, welcher dem Erzbischof Albrecht von Mainz verliehen war, auf drei Jahre jährlich 1000 rh. Gld. vorbehalten. Der Kaiser machte sich dadurch mitschuldig an dem bösen Treiben, das nunmehr in deutschen Landen losging. Es ist nicht meine Aufgabe, diese häßlichen Vorkommnisse zu schildern. Ich verweise auf die kurze Schil-

derung der Beziehungen der deutschen Kirche zu Rom, die ich weiter oben gegeben habe, und muß hinzufügen, daß unter Maximilian hier nichts gebessert wurde. Und deshalb war noch immer der Zorn derer, die es mit der Kirche gut meinten, groß. Namentlich die geistig Hochstehenden beklagten bitter die verrotteten Zustände. Der Ruf nach Reformen erscholl immer lauter. Aber der Kaiser war schon kränklich geworden, als am 31. Oktober 1517 Martin Luther gegen Tetzels Ablaßhandel seine Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg schlug. Er so wenig wie Papst Leo X. haben da-

Abb. 32 · Eigenhändiges Schreiben Maximilians I. an Albrecht IV. von Bayern vom 25. Nov. 1498

mals die Tragweite dieses Schrittes ermessen.

Der Kaiser liebte politische Betätigung. Die Ehre des Reiches und die Vergrößerung des Hauses Habsburg gingen ihm über alles. Man hat deshalb wohl behauptet, daß er das Reich nur als die Nebensache, als das Mittel angesehen habe, um österreichische Hauspolitik zu treiben. Das ist insofern richtig, als Maximilian wie alle Fürsten der Zeit den Staat als eine Domäne ansah, die im Interesse der Familie gemehrt werden müsse. Gesunder Egoismus ist auch damals einer der mächtigsten Triebe in kräftigen Naturen gewesen. Ganz falsch aber wäre es, wenn man glaubte, der König habe nicht über die Grenzen seiner Hausmacht hinweggesehen und sei ganz in der Sorge für seine Dynastie aufgegangen. Wenn er des Reiches Kräfte für den Krieg gegen Frankreich in Anspruch nahm, so konnte er mit Recht geltend machen, daß auch das Reich, und nicht erst seit Maximilians Regierung, von Frankreichs aufstrebender Macht bedroht war. Sein Blick für die Gefahren, welche die Zukunft in sich barg, ist im allgemeinen viel weiter als der der deutschen Fürsten. Diese haben ihm fast jede Hilfe für eine wirklich erfolgreiche Politik versagt.

Infolgedessen hat Maximilian – und das ist bisher kaum gewürdigt – fast ausschließlich aus seinem Territorium die Mittel genommen, um die Last seiner Kriege zu tragen. Er hat materiell dem Reiche mehr geleistet als das Reich ihm. Vor mir liegt eine Reihe von Verträgen, durch welche der Kaiser immer wieder Geld bei den Kaufleuten flüssig macht. Die Geldfürsten der Zeit haben sich nun nicht etwa auf die sehr zweifelhaften Einnahmen des Reiches versichern lassen und eben so wenig haben sie den Bewilligungen der Stände getraut. Sie wußten aus Erfahrung, wie wenig Geld in die Kassen des Reiches lief. Dafür aber hielten sie sich an die Ausbeute von Kupfer und Silber, welche das Land Tirol dem Fürsten zur Verfügung stellte. Mit dem Augenblick, da Maximilian die Regierung der Grafschaft antritt, beginnen die Aufzeichnungen über immer neue Darlehen, welche die bedeutendsten Kaufleute der Zeit, die Vöhlin, Höchstetter, Baumgartner, Welser und namentlich die Fugger gegen Zusicherung von Kupfer und Silber geleistet haben. So wollten allein die Fugger im Jahre 1515 noch 300000 Dukaten unbezahlt beim Kaiser ausstehen haben. Also mehr mit dem Gelde, welches er aus seinem Lande zog, als mit den Mitteln des Reiches suchte der Kaiser seine Pläne zu verwirklichen.

Freilich legte die kaiserliche Würde nicht nur Pflichten auf. Die Ehrfurcht, welche dem Träger der Kaiserkrone gezollt wurde, war auch ein Machtfaktor, der dynastische Interessen sehr wohl fördern könnte. In diesem Sinne war es Maximilian auch erwünscht, daß die Krone beim Hause Habsburg bleibe. Seine Agenten wiesen den Enkel darauf hin, daß es sich wohl verlohne, große Geldopfer für die Wahl zum König zu bringen; denn das Reich würde seine Stellung sichern. ‚Und er mag dadurch die gantz monarchy zu wege bringen, als auch sunst ain romischer kayser oder konig von rechts wegen ain herr der gantzen welt ist.'

Wir haben bereits oben erwähnt, daß trotz dieser Opfer des Kaisers die Fürsten ihm Eigennutz vorwarfen und seiner Politik Zügel anzulegen suchten. An erster Stelle wollte man die Rechte des Königs verfassungsmäßig festlegen. Was man unter Friedrich III., der mit zunehmendem Alter stets zäher an der Machtfülle des Königtums festhielt, stillschweigend hingenommen hatte, das sollte jetzt unter einem noch jugendlichen Herrscher endgültiger Regelung entgegengeführt werden. Hier war der Erzbischof Berthold von Mainz die treibende Kraft. Unter den Zugeständnissen, die ihm der römische König vor und nach der Wahl (1486) machen mußte, war auch das Recht genannt, daß er als Chef der königlichen Kanzlei wieder Einfluß auf die Ausstellung von Urkunden üben dürfe. Selbst bei Bertholds Abwesenheit vom Hofe sollten die Urkunden in seinem Namen unterzeichnet werden. Vorerst freilich zeigte sich ein äußerlicher Erfolg noch nicht; aber es handelt sich doch um einen ersten Schritt, einen nicht unwichtigen Teil der Reichsverwaltung unabhängig vom Oberhaupte des Reiches auf den ersten Fürsten zu übertragen. Berthold drängte weiter; im Bewußtsein, daß das Reichsgebilde eine Unwahrheit sei, da Form und Inhalt sich nicht mehr deckten, suchte er hier einen Ausgleich herzustellen. Fast zehn Jahre lang steht er so im Vordergrund des Interesses. Es wird daher gestattet

sein, bei dem Lebenslauf dieses außerordentlichen Mannes einen Augenblick zu verweilen.

Berthold aus dem Hause der Grafen von Henneberg wurde als siebentes von zwölf Kindern seinen Eltern im Jahre 1441 geboren. Schon früh besuchte er die Universität Erfurt und wurde, kaum 23 Jahre alt, in das Kölner Domkapitel aufgenommen. 1467 kam er an den kaiserlichen Hof und wurde hier in das politische Getriebe eingeführt. So lernte er auch das Elend der Reichsverfassung am besten kennen. Im Jahre 1484 bestieg er den Mainzer erzbischöflichen Stuhl und wurde dadurch der vornehmste Fürst des Reiches. Als 1487 Papst Innocenz VIII. einen neuen Zehnten zum Türkenkriege ausschrieb, da wurde Berthold von einer Anzahl von Prälaten angegangen, daß er seinen Einfluß beim Kaiser aufbiete, damit der Zehnte beseitigt würde. Wie wohl Berthold in kirchlichen Dingen sehr streng und ein Anhänger des Alten war, wurden die ewigen Geldforderungen Roms doch auch ihm zu viel. Am 4. November 1487 kam er mit dem Bamberger Bischof überein, daß sie sich gegen jede leichtfertige Zehnteinhebung auflehnen würden. Eine Gesandtschaft sollte nach Rom gehen, um dort zu erklären, daß sie mit ihrem Bündnis der Ehrfurcht und dem Gehorsam gegen Papst und Kaiser keinen Abbruch tun wollten. Schon wollte die Gesandtschaft sich auf den Weg machen, da hieß es, der Papst habe den Zehnten widerrufen. Dafür aber kam 1488 Raymund Peraudi als Verkündiger eines Ablasses nach Deutschland. Wir haben oben gezeigt, welche Mißstände bei solchen Ablaßverkündigungen damals zutage traten. Da sie auch jetzt wieder sich zeigten, so richteten Berthold und die Bischöfe von Worms und Speier eine Beschwerdeschrift nach Rom. Noch wiederholt hat der Erzbischof mit tiefernsten Worten über die Italiener geklagt, die das Deutsche Reich aussaugten, während es sein Geld in den Stürmen der Zeit doch notwendig selbst brauche, um endlich zur Ruhe zu kommen. So leuchtete ihm ein Hoffnungsstern, als nach Alexanders VI. unheilvollem Pontifikate Pius III. den Stuhl Petri (1503) bestieg. Ihn kannte Berthold aus der Zeit seines Aufenthaltes in Italien und daher richtete er an ihn ein Schreiben, in dem er ihm die Beseitigung der Beschwerden des deutschen Volkes ans Herz legte. Wir kennen den Wortlaut des Schriftstückes nicht; doch da Jakob Wimpfeling, der uns hierüber berichtet, selbst ähnliche Beschwerden gegen Rom vorbrachte, so dürfen wir annehmen, daß seine Klagen sich im wesentlichen mit denen Bertholds deckten, zumal da beide Männer, die manchen verwandten Zug aufweisen, in regem Gedankenaustausch miteinander standen. Bertholds Eifer für seine Diözese, für die Bildung und Besserung der Geistlichkeit, für die Zucht in den Ordenshäusern zu schildern, liegt außerhalb unserer Aufgabe. Humanistischen Tendenzen hat der Erzbischof nicht fern gestanden, er hat verschiedene Talente an seinem Hofe ge-



Abb. 33 · Sekretsiegel Maximilians I.

fördert, aber er sah in allem mehr auf den Inhalt als die Form. Mit der tändelnden Art vieler Humanisten, mit den schlüpfrigen Erzeugnissen einer leichten Muse wollte er nichts gemein haben. Und dagegen richtete sich wohl auch das Edikt vom 4. Januar 1486, welches für die in seinem Sprengel hergestellten Druckschriften die Zensur einführte. Als erster Zensurerlaß hat es in der Geschichte der Presse eine gewisse Bedeutung. Bis 1504 hat Berthold segensreich für das Wohl der ihm anvertrauten Diözese gesorgt.

Wie Berthold den Schäden in der Kirche mit Freimut begegnete, so griff er auch mit starker Hand zu, nachdem er die Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit der Reichsverfassung gewonnen hatte. Der König, der in Wahrheit doch nicht mehr der Souverän des Reiches war, sollte nun auch rechtlich einen Teil seiner Befugnisse an die Stände abtreten. Die Wohlfahrt des Reiches sollte in Zukunft weniger von Personen als vielmehr von dauernden Institutionen abhängig sein. Noch während der Regierung Friedrichs III. suchte man den jungen König für Neuerungen zu gewinnen. Dem Könige ist die Tragweite dessen, was er versprach, wohl nicht so klar vor Augen gestanden wie dem erfahrenen Erzbischof; als er deshalb unter eigener Verantwortung die Regierung führte, hat er sich der Erfüllung mancher Verheißungen zu entziehen gesucht.

Eine Frage, die zur Lösung drängte, war die Standschaft der Reichsstädte auf den Reichstagen. Bisher hatten die Fürsten es als Regel betrachtet, den Städten einen Teil der Kosten für Reichsheerfahrten aufzulegen, ohne ihnen irgendwelche Mitwirkung bei der Beschlußfassung oder gar Einsicht in die Verwendung der Steuern zu gestatten. Dagegen verwahrten sich die Städte. So wurden denn zum Reichstage nach Nürnberg 1487 zum ersten Male auch Städte von Friedrich III. entboten, doch nur ihrer acht. Aber trotz der Einladung haben sie die Standschaft nicht ausgeübt. Höchstens, daß die finanzkräftigen Städte auf Umwegen ihren Einfluß geltend machen konnten. Erst zu dem Reichstage von Frankfurt 1489 wurden sämtliche Frei- und Reichsstädte eingeladen. Sie bildeten jetzt wohl einen dritten Bestandteil der Reichsvertretung; doch es wurde höchstens ihre Meinung gehört. Aber einmal zugelassen, haben die Städte nicht geruht, bis ihnen neben den Kurfürsten und Fürsten das Recht zur Abstimmung eingeräumt wurde. Hier war auch Friedrich III. kein unbedingter Gegner des Neuen, denn des Königs Rechte zu beschränken, lag ja nicht in der Absicht der Städte. Sie konnten sogar als heilsames Gegengewicht gegen die Bestrebungen der Fürsten ausgenutzt werden.

Wir haben bereits erwähnt, daß Friedrich III. den Bestrebungen der Fürsten auf Beschränkung der königlichen Prärogative ablehnend gegenüberstand. Das königliche Kammergericht sollte so bleiben, wie er es gestaltet hatte, also ein Mittel, im Rechtsverfahren den Einfluß des Königs zu sichern. Eine neue Arbeit aber hat uns darüber belehrt, wie geringfügig die Tätigkeit des Gerichtes war. Friedrich III. spricht 1490 selbst aus, daß das Gericht ‚etlich zeit her in gemeiner übung nicht gewesen gewesen ist'. Schon auf dem Reichstage zu Frankfurt 1486 richteten die Fürsten ihr Augenmerk darauf, daß unter dem Schutze des Königs ein Reichsgericht mit festem Sitz, also losgelöst vom königlichen Hofe, und mit unabhängigen Richtern begründet werde. Tatsächlich verpflichtete sich Maximilian 1489, seinen Vater für die Neuerungen zu gewinnen. Er bekundete also dadurch, daß wenigstens er Verständnis und guten Willen genug habe, um den Forderungen der Zeit Rechnung zu tragen. Noch einmal auf dem Reichstag zu Nürnberg 1491 hat Maximilian Versprechungen derart gemacht, daß man hoffen durfte, er werde, selbständig geworden, den Reformbestrebungen der Stände auf das wohlwollendste entgegenkommen. Ein ewiger Friede im Lande, ein Kammergericht, wenn auch bei Hofe, ein jährlich stattfindender Reichstag, eine Einteilung des Reiches in Kreise, eine neue Militärorganisation wurden zugesagt. Dadurch beschränkte zwar der König seine Rechte, aber die Machtmittel des Reiches kamen besser zur Entfaltung. Denn ein von den Territorien unabhängiges Heer sollte der Zentralgewalt dienen. Dem Fürsten kam es nun wohl hauptsächlich auf die Beschränkung des Königs an, dem Könige aber auf Stärkung der Wehrkraft des Reichs. Da nun beide gewinnen und wenig einbüßen wollten,

so ergab sich der Konflikt von selbst. Vorerst kam es aber noch gar nicht zur Durchführung des Planes, der in erster Linie von Berthold von Henneberg ausgearbeitet war. Denn der Kaiser sprach ein entschiedenes Verbot des Reichstages aus, der den Entwurf zum geltenden Recht erheben sollte.

Als Friedrich III. gestorben war, schien das schwerste Hindernis für die Reichsreform beseitigt zu sein. Aber nun hatte Maximilian keine allzugroße Eile. Ihn beschäftigte die große Politik viel zu sehr, als daß er den Fragen der Reichsreform von vornherein sein Augenmerk hätte zuwenden können. Hier glaubte er mit Flickarbeit helfen zu können. So verlängerte er 1494 den Landfrieden, der 1486 auf zehn Jahre geschlossen, also noch nicht abgelaufen war, um drei Jahre. Aber bald sah er sich, um die Hilfe des Reiches in seinen Nöten zu erlangen, doch veranlaßt, einen Reichstag einzuberufen. Auf diesem in der Geschichte als Markstein dastehenden Reichstage zu Worms 1495 sind dann alle Anliegen des Königs und des Reichs zur Sprache gekommen.

Maximilian heischte Hilfe gegen Frankreich; die reformeifrigen Fürsten aber forderten Zug um Zug für die Bewilligung von Hilfsgeld Zugeständnisse des Herrschers in der Sache der Reichsverfassung. Der Gegensatz zwischen dem Könige und Berthold von Mainz trat jetzt offen zutage. Der Erzbischof wollte neben der Autorität des Königs ein Reichsregiment der Fürsten aufrichten, welches in Wirklichkeit die Regierung ausübte und dem Könige kaum mehr als die Repräsentation zugestand. Der König aber wollte trotz seiner Verlegenheit von seiner königlichen Würde soviel als möglich aufrecht erhalten. Auf eine mittlere Linie ist man dann einig geworden. Berthold und die hinter ihm stehenden Kurfürsten und Fürsten ließen dem Widerstande des Königs gegenüber ihre Absicht fallen, wonach ein Reichsregiment, aus Vertretern der Kurfürsten, der großen Kirchenprovinzen und der Landschaften unter Ueberwachung eines Kurfürsten die Ausführung aller Regierungserlasse in die Hand nehmen sollte. Denn der König wollte wohl ein Regiment bewilligen, aber nur als eine von ihm abhängige und am Hofe tätige Behörde. Doch damit war den Kurfürsten nicht gedient. Indes einigte man sich am 17. August darüber, daß alljährlich ein Reichstag abgehalten und der gemeine Pfennig, d. i. eine allgemeine Reichssteuer, eingeführt werden sollte. Dann bewilligte der König noch die Aufrichtung eines allgemeinen Landfriedens, durch den jede Fehde ausgeschlossen werden sollte, und ebenso war er mit der Bildung eines Reichskammergerichtes und mit dessen Residenz an einem bestimmten Platze einverstanden. Alle diese Einrichtungen haben, wie sie nur unter großen Schwierigkeiten ins Leben getreten sind, noch oftmals ganz versagt. Aber die Prinzipien, welche der Reichstag aufstellte,



Abb. 34 · Goldmünze Erzbischofs Berthold von Mainz vom Jahre 1501

waren doch so großartig, daß es sich verlohnt, mit einigen Worten ihre Bedeutung ins rechte Licht zu rücken. Früher war die Fehde, die gewalttätige Eigenhilfe, unter bestimmten Voraussetzungen reichsgesetzlich anerkannt. Von nun an sollte das Recht zur Eigenhilfe, zur Fehde vollständig beseitigt werden. Man begriff also, daß ein geordnetes Staatswesen solche krankhafte Erscheinungen nicht zulassen dürfe. Bewaffnetes Vorgehen war fernerhin nur als Notwehr oder zur Abwehr eines Verbrechens oder schließlich zur Ergreifung eines auf frischer Tat betroffenen Uebeltäters gestattet. Wer sonst gegen einen anderen Ansprüche geltend machen wollte, sollte sich an das Kammergericht wenden. Die Eröffnung dieses obersten Reichsgerichtes zu Frankfurt a. M. war auf den 1. Oktober 1495 festgesetzt. Seine Zusammensetzung bestimmte der königliche Erlaß also: ‚Zum ersten das Camergericht zu besetzen mit ainem Richter, der ain gaistlich oder weltlich Fürst oder ein Grave oder ein Freyherr sey und XVI Urtailern, die

alle wir mit rat und willen der Besamnung yetzo hie kiessen werden auss dem Reich Teutscher nation, die redlichs, erbers Wesens, Wissens, Uebung und je der halb Tail der Urtailer der Recht gelert und gewirdiget und der ander halb tail auf das geringest auss der Ritterschaft geboren sein söllen'. Die Richter sollten eidlich verpflichtet werden, hoch und niedrig nach bestem Verstand mit gleichem Maße zu messen und in der Ausübung ihres Amtes keine Geschenke anzunehmen. Die Abgrenzung der Zuständigkeit des Gerichts hat manche Schwierigkeit verursacht, ist auch nicht ganz befriedigend ausgefallen. Doch wurde als Grundsatz aufgestellt, daß auch die Kurfürsten und Fürsten, wenn ihnen auch ein bevorrechtigter Gerichtsstand eingeräumt wurde, doch im Appellationsverfahren, oder, wenn sie Recht zu geben sich weigerten, vor das Kammergericht gezogen werden könnten. Der Geschäftsgang des Gerichtes wie auch das Sportelwesen wurden geregelt. Löblich war namentlich die Bestimmung: ‚Damit auch der gemain Man unbillicher weis durch Advocaten und Redner nit beswert werd, so sollen Camerichter und Urtailer zu ermessen haben, was nach gestalt der sach und Partei soll von jeder gegeben werden'. Das wichtigste Vorrecht des neuen Kammergerichtes war, im Namen des Königs, aber selbständig die Acht zu verhängen. Damit war zur Tat geworden, wogegen sich Friedrich III. zeitlebens so energisch gewehrt hatte. Die Besoldung der Richter sollte durch die Sporteln oder, wenn das nicht ausreiche, durch die Einnahmen des Reichs bestritten werden. Die Ueberwachung der Tätigkeit des Gerichts und, falls es nötig, seine Unterstützung gegen Widersetzliche soll durch die jährlichen Versammlungen der Stände erfolgen.

Eine wesentliche Beschränkung der Eigenmächtigkeit des Königs und der Stände zugunsten des Reichs lag in der Bestimmung, daß die Einzelnen mit fremder Nation keinen Krieg eingehen und kein Bündnis schließen sollten, die dem Reich zum Schaden gereichten. Das war natürlich hauptsächlich gegen den König gerichtet, dem man Zügel anlegen wollte.

Heilsam hätte der Beschluß werden können, daß ein Reichsarchiv am Sitze des Kammergerichtes angelegt werde, in welches Abschriften der vorhandenen ‚Register, Lehnbücher, Briefe und Urkunden, welche des Reiches Händel und Gerechtigkeit beträfen', eingeliefert werden sollten. Aber Beschlüsse waren noch keine Tat!

Für den stets in Geldverlegenheit befindlichen König hatte die Bestimmung über die allgemeine Reichssteuer, den gemeinen Pfennig, das meiste Interesse. Da hieß es, daß in den nächsten vier Jahren ‚alle und jegliche Menschen, geistlich oder weltlich, Frauen oder Mann, wes Würde, Ordens und Stand sie seien, ohne Ausnahme im ganzen Reich' eine Jahressteuer zahlen sollten, und zwar von 500 Gulden Besitz einen halben und von 1000 Gulden einen ganzen Gulden. Entsprechend wurde eine Rente von 25 oder 50 Gulden herangezogen. Wer mehr als 1000 Gulden besitzt, soll ‚sovil sein andacht ist', geben. Den Fürsten bleibt es vorbehalten, sich selbst einzuschätzen, aber es ist wünschenswert, daß sie etwas mehr als andere tun. Alle Juden zahlen eine Kopfsteuer von je einem Gulden. Aermere Leute steuern zu je 24 einen Gulden. Das Geld wird durch die Pfarrer vor einem jeden Neujahrstag eingezogen. Sieben Schatzmeister aber, je einer vom König, von den Kurfürsten, den Fürsten, den Prälaten, den Grafen und Freiherrn, den Rittern und den Städten ernannt, haben von Frankfurt aus die Einziehung des Geldes zu überwachen und es nach der Ablieferung in Verwahr zu nehmen. Zahlungen sollten nur mit Bewilligung der Stände erfolgen. Bezeichnend für die enge Verbindung von Reich und Kirche ist die Verfügung, daß alle Pfarrer im heiligen Reich von der Kanzel herab das Volk darauf hinzuweisen hätten, wie gut es sei, wenn jemand Gott zu Lob, zur Erhaltung und Mehrung des christlichen Glaubens und des heiligen Reichs, auch des Rechtes und Friedens halber etwas mehr als festgesetzt steuere. Da dem Reiche der Schutz des Christenglaubens gegen die Türken in erster Reihe oblag, so nahm es auch die für das ganze Reich bereits ausgebildete Organisation der kirchlichen Steuererhebung in Anspruch. Es mag hier gleich bemerkt werden, daß dieser Versuch, eine Reichssteuer zu erheben, ebenso wie frühere nur schwachen Erfolg hatte. Die Lokalbehörden legten doch nur wenig Wert darauf, Geld

für so fernliegende Zwecke wie die des Reiches aufzubringen. Wer in Not war, der mußte sich auch helfen. Dieser Grundsatz der Fürsten legte die Reichsfinanzen lahm. Von Jahr zu Jahr schleppte sich die Bettelpolitik des Reiches fort. Immer wieder mußte der König den einzelnen Fürsten neue Rechte bewilligen, um nur eine geringe Unterstützung zu erhalten. Nur die Städte haben sich in den nächsten Jahren bemüht, das Geld wirklich einzubringen. Wir haben heute noch aus einzelnen Städten Aufzeichnungen darüber, was die Bürger für den gemeinen Pfennig gesteuert haben.

So bedeutsam die Beschlüsse des Wormser Reichstages für das Verfassungsleben auch sind, so wenig darf man annehmen, daß nunmehr Friede und Recht die Leitsterne in der Entwickelung des Reiches geworden seien. Fehden haben auch fernerhin das Reich heimgesucht, Kriege zwischen Reichsfürsten haben auch in Zukunft weite Gebiete des deutschen Landes schwer erschüttert, und daß der ganze Stand der Bauern mehr und mehr entrechtet wurde, davon geben die gelegentlichen Ausbrüche bäuerlichen Ingrimms deutliche Kunde. Aber ein Gewinn war es doch, daß Friedebrecher nicht mehr den Schein eines durch die Verfassung geheiligten Rechtes der Eigenhilfe anführen konnten. Das gab den Fürsten die Handhabe, den kleinen Herren, die auf ihren Burgen saßen und nach erfolgter ‚Widersage' ihre Fehden mit den Nachbarn gewaltsam auskämpfen wollten, im Wege des Rechtes zu Leibe zu gehen und ihrer Unbotmäßigkeit ein Ende zu machen. Je mehr aber solche kleine, selbstherrliche Existenzen zugrunde gingen, um so mehr hörten auch die kleinen Kriege auf, die wie ein Krebsschaden am Reiche fraßen und dem Handel und Wandel der Städte sowie dem Wohlstande der Bauern die schwersten Wunden beibrachten.

Auf dem Tage zu Frankfurt, der für den 2. Februar 1496 vorgesehen war, sollte die Reichsreform weitergeführt werden. Aber er kam nicht zustande. Dagegen versammelten sich im Sommer die Stände zu Lindau. Aber die mächtigen Fürsten kamen so wenig wie der König, der in Italien Kriegslorbeeren pflücken wollte. Der einzige Berthold von Mainz hat bis zuletzt alle Mißhelligkeiten langwieriger Verhandlungen durchkostet. Ihm lag alles daran, den Ausbau der Reichsverfassung in seinem Sinne fortzusetzen. Zu einem gedeihlichen Ende konnte man aber nur dann kommen, wenn als Grundsatz anerkannt wurde, daß

Abb. 35 · Zeugenverhör · Nach dem 1512 erschienenen Layenspiegel fol. 166

die Majoritätsbeschlüsse der Anwesenden auch die Abwesenden verpflichteten. Denn mit dem Vorwande, an einem Reichstagsbeschlusse keinen Teil gehabt zu haben, entzogen sich die Unlustigen gewöhnlich ihren Verpflichtungen. Doch war von dem nur spärlich besuchten Reichstage keine rechte Förderung in dieser Sache zu erwarten. Der Abschied enthält denn auch keine dahingehende Bestimmung. Auch der folgende Reichstag zu Worms (1497) hat die Reform nicht wesentlich gefördert. Bedeutsamer ist erst der Reichstag zu Freiburg, der seit September 1497 tagte, aber erst seit der Anwesenheit des Königs (18. Juni 1498) zu ernsten Beschlüssen kam. Er sah wieder König und Stände vereint, aber zeitweilig auch in schroffem Gegensatze. Denn die Stände wollten die Reichsschatzmeister und das Kammergericht vor einer Berührung mit dem Könige möglichst bewahrt wissen; dieser aber hätte beides gern an seinem Hofe gehabt. Schließlich einigte man sich soweit, daß, sobald der König eine feste Residenz im Reiche habe, er auch die Reichsinstitutionen an sich ziehen könne. Das war zweifellos ein bemerkenswerter Erfolg der königlichen Gewalt, wenn er auch nicht so bald in Wirklichkeit umgesetzt wurde. Dagegen drängte, wie schon in Lindau, Berthold von Mainz auf eine feste Erklärung von seiten des Königs, daß auch die Habsburger Erblande wie mit allen Rechten, so auch mit allen Pflichten zum Reiche gehörten; dadurch sollte verhindert werden, daß der König die Verpflichtung, die Genehmigung der Stände zu einem Kriege einzuholen, mit der Erklärung umging, er handele als Erzherzog von Oesterreich, und dann doch immer wieder, weil er ‚für des Reiches Nutzen und Ehre' sich gemüht habe, die Unterstützung des Reiches forderte. Maximilian hat damals bezüglich Oesterreichs und der Teile Burgunds, die sich zum Reiche bekannten, befriedigende Versicherungen gegeben; er wollte auch nachweisen, was ihm der gemeine Pfennig aus den Erblanden eingetragen habe. Es kam ihm eben damals darauf an, die Stände bei guter Laune zu erhalten. Auch in Freiburg wollte man von dem Grundsatze der Unverbindlichkeit der Majoritätsbeschlüsse für die Abwesenden nicht abweichen. Ein Erfolg aber war es, daß die Bestimmungen über den Landfrieden genauer gefaßt wurden. Auch über die Anstellung der Notare am Kammergericht stellte man feste Grundsätze auf; ebenso einigte man sich über einige Fragen des materiellen Rechtes. So wurde das Repräsentationsrecht auch der weiblichen Enkelkinder im Prinzip anerkannt. Ferner wurde das Bedürfnis nach reichsgesetzlicher Regelung des Strafrechtes hervorgehoben. Damit war die Anregung zur Ausarbeitung eines Reichsstrafgesetzes gegeben. Vorerst freilich mußten hier noch private Arbeiten, wie der ältere ‚Klagspiegel' und der 1508(12) erschienene ‚Laienspiegel' des Ulrich Tengler Ersatz leisten. Erst unter der Regierung des Enkels Maximilians, Karls V., ist die Kodifikation des Reichsstrafrechtes wirklich erfolgt. (Abb. 14 und 35.)

Auf all den Reichstagen bemerken wir den Gegensatz zwischen Ständen und König. Dieser stille Kampf hat auch die Wirksamkeit der beschlossenen Institutionen bedenklich gelähmt. Dazu kam, daß fast ständiger Geldmangel die Räte am Reichsgericht zwang, ihre Tätigkeit einzustellen. Berthold von Henneberg hielt daher an seinem Gedanken fest, dieses Hemmnis einer gedeihlichen Entwickelung des Reichs dadurch zu beseitigen, daß er dem Könige fast alle Gewalt aus der Hand nehme und sie einem Reichsregimente übertrage.

Wir haben bereits erwähnt, daß Maximilian, um die Hilfe des Reiches zu erlangen, auf dem Reichstage zu Augsburg 1500 einen Reichsrat von 20 Personen bewilligte, der unter Aufsicht des Königs oder seines Statthalters ständig in Nürnberg tagen sollte, um alle Reichsgeschäfte schneller zu erledigen. Die sechs Kurfürsten sollten je einen Vertreter entsenden, und einer von ihnen sollte stets als ‚Führgeher' anwesend sein. Die weltlichen und geistlichen Fürsten schickten je einen aus ihrer Mitte, ebenso sind die österreichischen Erblande des Kaisers mit zwei Stimmen vertreten. Eine Stimme steht den Grafen, eine den Prälaten zu und zwei gebühren den Städten. Ferner wird das Reich in sechs Kreise zerlegt, und aus diesen wird ein Ritter, Doktor oder Lizenziat in den Reichstag abgeordnet. Dieses Reichsregiment konnte ‚alle und jede des römischen Königs und Reiches Sachen, Recht, Fried

und ihrer beider Vollziehung und Handhabung auch Widerstand den Ungläubigen' im Namen des Königs, doch selbständig erledigen. Eine Kanzlei wurde zur Erledigung des Schreibwerks errichtet und vom Erzbischof von Mainz als des h. Reichs Erzkanzler mit geeigneten Personen besetzt. Da der König und die Stände gehört haben, ‚wie beschwerlich der Feind Christi, der Türk, seine Macht noch weiter denn bisher erstreckt', so wollen sie auch hier Vorkehrung treffen und verordnen, daß ein Söldnerheer aufgestellt werde. Je 400 Angehörige einer Pfarrei sollen einen Mann stellen und ausrüsten. Wer hiervon nicht betroffen wird (wie Geistliche, Ingesinde von Geistlichen, Vermögen von Korporationen) soll mit einer Steuer herangezogen werden. ‚Item soll in einem jeglichen Stift, Pfarrkirchen oder Kloster ein Kisten gesetzt werden, darin das gelt, so die frommen, andechtigen Christenleut aus ihrer andacht mit freyen willen geben, geworfen und bewaret' wird. Diese Regimentsordnung wurde auf sechs Jahre aufgerichtet und ist auch ins Leben getreten, um aber bald an dem Gegensatze zwischen dem Könige und den Räten zugrunde zu gehen. Am 21. März 1502 erklärte Maximilian, daß er niemanden finden möge, der an seinerstatt mit dem Reichsregiment zusammenwirken wolle und daß er deshalb dem Erzkanzler das Regimentssiegel abgefordert habe. Noch deutlicher wurde der Bruch zwischen König und Regiment, als Maximilian am 15. November 1502 ein neues Regiment und Kammergericht mit dem Amtssitz zu Regensburg bestellte. Beide Institutionen sollten ganz und gar vom Könige abhängig sein. Doch sind sie so wenig zum eigentlichen Leben gekommen, wie die Organisation in Nürnberg sich im Gegensatze zum Könige behaupten konnte. Die folgenden Jahre sahen den König innerhalb des Reiches zu bedeutender Machtstellung emporsteigen; die Gegner gedemütigt, Berthold von Henneberg tot.

Auf dem Reichstage von Köln 1505 wollte Maximilian die Gunst der Verhältnisse benutzen, um die Reichsreform ganz in seinem Sinne durchzuführen. Ein Reichsregiment sollte als ganz von ihm abhängige Behörde neugebildet werden. Doch dem gegenüber verhielten sich die Fürsten, wenn auch in verbindlichster Form, ablehnend. Das Kammergericht sollte neu erstehen, und der König wollte es aus eigenen Mitteln vorerst erhalten. Tatsächlich aber ist erst auf dem Reichstag zu Konstanz (1507) dies Reichsgericht wieder ins Leben gerufen worden. Von nun an sollte es mit einem vom Könige zu ernennenden Richter und 16 Beisitzern bestellt werden. Zwei Beisitzer sollten die habsburgischen Erblande, sechs die Kurfürsten und acht die sechs Reichskreise präsentieren. Das Reichskammergericht trat Ende 1507 in Regensburg zusammen und wurde von da 1509 nach Worms verlegt. Für eine genügende Exekution der Kammergerichtsurteile aber wurde vorerst noch nicht gesorgt.

Auf dem Reichstage zu Köln 1505 wurde auch die Frage der militärischen Leistungen des Reichs in dem Sinne geregelt, daß in Zukunft zu dem alten System der Matrikeln gegriffen wurde, wonach ein jeder Stand dem Reiche auf Gebot eine bestimmte Hilfe zu leisten hatte. Damit war das Institut eines Reichsheeres, welches sich unmittelbar aus den einzelnen Bezirken (Pfarreien) des Reichs rekrutierte, gefallen. Die Idee des Nikolaus von Cues wurde damit begraben; der König hatte nur über das zu verfügen, was die einzelnen Territorialmächte ihm zur Verfügung stellten.

Man darf wohl behaupten, daß vom Kölner Reichstage (1505) an auf den folgenden Versammlungen Kaiser Maximilian die treibende Kraft in der Reformbewegung gewesen ist, und daß die Fürsten in der Besorgnis, ihre Territorialhoheit zu beeinträchtigen, zurückgehalten haben. Maximilian hat auf dem Konstanzer und dem Augsburger Reichstage (1507 und 1510) die Wehrkraft des Reiches zu erhöhen gesucht, indem er sogar eine gewisse Friedenspräsenz festgesetzt wissen wollte. Dafür rückte er den Ständen vor Augen, wie er nach Eroberung Italiens hier des Reiches Rechte wiederherstellen und eine italienische Reichskammer begründen werde, welche imstande sei, alle Unkosten der Reichspolitik zu decken. Doch scheiterten alle schönen Pläne des Kaisers an dem Widerstande der Fürsten, die dem Anwachsen königlicher Macht viel zu mißtrauisch gegenüberstanden.

Noch ein heilsamer Beschluß ist auf dem Reichstage zu Köln 1512 zustande gekommen, daß nämlich die mit Mehrheit gefaßten Beschlüsse der Reichstage auch die abwesenden Stände binden sollten. Als ein anderes wichtiges Ergebnis dieses Kölner Tages stellt man wohl die Einführung der Kreisverfassung hin. Doch ist der hierauf bezügliche Beschluß noch nicht durchgeführt worden. Man hat erst später auf die Kreisverfassung zurückgegriffen. Immerhin hat die Kreiseinteilung in der späteren deutschen Geschichte eine solche Rolle gespielt, daß hier wenigstens die Grundzüge angegeben werden sollen. Das Reich sollte in zehn Kreise (Zirkel) zerlegt werden. Davon sollten sechs im Umfange der Kreise beibehalten werden, welche 1500 sechs Mitglieder zum Reichsregiment gestellt hatten. An selbständigen Bezirken aber wurden gebildet einer aus Oesterreich und Burgund, dann noch einer aus den Gebieten der vier rheinischen Kurfürsten und einer aus den Ländern des Kurfürsten von Sachsen und des Markgrafen von Brandenburg. Diese Kreise sollten unter Führung je eines Hauptmannes den Landfrieden schirmen und die Ausführung der Kammergerichtsurteile sichern.

So war unter der Regierung Maximilians manch schöner Reformgedanke aufgetaucht. Einige waren auch verwirklicht, andere standen als Beschlüsse wohl auf dem Papiere, harrten aber der Durchführung. Das wichtigste, die Auseinandersetzung zwischen königlicher und landesherrlicher Gewalt, war nicht gelungen. Die Stände wollten an die Zentralgewalt nichts opfern, und Maximilian hielt an seiner Selbstherrlichkeit fest. Auch in einer reinen Aeußerlichkeit bekundete er, daß an seinem Hofe der Schwerpunkt der Reichsverwaltung liegen solle. Am 24. Mai 1518 zog er das, was er dem Reichserzkanzler 1486 zugestanden hatte, zurück und sprach dabei seine Absicht deutlich aus: ‚Unsere Kanzlei sollen und wollen wir behalten, und unser Kanzler mag beide, des Reichs und des österreichischen Landes Sachen, unter seiner Obhut halten.' Das war eine kühne Sprache in dem Augenblicke, da des Kaisers Räte sich alle Mühe gaben, um die Kurfürsten des Reiches für die Wahl des jungen Karl von Spanien zu gewinnen.

Die Territorien des Reiches unter Kaiser Maximilian

Die Geschichtschreibung einer Zeit bietet uns nicht nur Tatsachenmaterial und Urteile von Zeitgenossen; dem feiner Beobachtenden verrät sie auch das, was jeweils im Vordergrunde des allgemeinen Interesses gestanden hat. Gehen wir in die Zeiten der Hohenstaufen, der Salier, der Ottonen und der Karolinger zurück, so werden wir ohne Mühe finden, daß die besten und wichtigsten Geschichtswerke den König und das Reich zum Mittelpunkte der Darstellung machen. Auch der Mönch, der in seiner stillen Zelle sitzt, zeichnet doch gerne die Großtaten des Herrschers auf und knüpft daran wohl die Nachrichten aus der näheren Umgebung und dem Kloster. Das wird mit und nach dem Interregnum anders. Wohl gibt es auch dann noch Werke, die im Anschluß an die Papst- und Kaiserchronik des Martin von Troppau Kaiser- und Papstgeschichte erzählen, aber das sind nicht durchweg die besten Bücher, als Quellen sind sie oft geradezu minderwertig. In der zweiten Hälfte des Mittelalters tritt die Kaisergeschichte mehr in den Hintergrund gegenüber der Territorial- und Stadtgeschichte. Da finden sich wohl auch noch Nachrichten über Kaiser und Reich, sie bilden aber mehr einen Anhang zu den übrigen Nachrichten. Auch auf dem Gebiete der Geschichtschreibung läßt sich die Beobachtung machen, daß dem Ausländer der Kaiser noch am längsten als glänzende Erscheinung vor die Augen tritt. Die Italiener haben eigentlich am weitesten die Kaisergeschichte, bis in Ludwigs IV. Zeiten, fortgeführt. In Deutschland brachte man den Reichsbegebenheiten so wenig Interesse entgegen, daß nur in zwei sonst unbedeutenden Quellenschriften von der Abfassung der goldenen Bulle Kenntnis genommen wurde. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts bekundet Eberhard Windeck in seinem ‚Leben Kaiser Sigismunds' die gleiche krause Zerfahrenheit, wie sie im Reiche überhaupt Platz gegriffen hatte. Der letzte, der eine Kaisergeschichte in großem Stile schrieb, war wieder ein Italiener, der bekannte Enea Silvio Piccolomini, der als Sekretär Friedrichs III. vorzüglich unterrichtet war, aber seine glän-

zende Darstellungskunst nicht immer in den Dienst unbedingt gewissenhafter Berichterstattung stellte. Die Lebensbeschreibungen, welche Josef Grünpeck dem Andenken der Kaiser Friedrich III. und Maximilian I. gewidmet hat, sind in ihrer Anlage so verfehlt, in den Nachrichten so dürftig, daß sie als Geschichtswerke kaum in Betracht kommen können. Daß Maximilian, der den Humanisten und Geschichtsschreibern selbst so mannigfache Anregung gegeben hat, keinen entsprechenden Biographen unter seinen Zeitgenossen gefunden hat, ist wohl darauf zurückzuführen, daß gleich nach seinem Tode der große Sturm losbrach, der Deutschland bis in die Tiefen aufwühlte und ruhige Geschichtsbetrachtung nicht mehr aufkommen ließ.

Das beste, was jetzt auf dem Gebiete der Geschichtschreibung geleistet wurde, knüpfte an die Entstehung der Territorien und ihre Ausbildung an. Oesterreich hatte bereits im 14. Jahrhundert seinen Johann von Victring gehabt; der größte Geschichtschreiber aus der Zeit Maximilians aber war ein Bayer, Johannes Turmayr aus Abensberg, gewöhnlich Aventinus genannt, und sein Werk war die Bayerische Chronik. Das ist gewiß nicht zufällig; denn gerade Bayern steht während dieser Zeit im Vordergrunde des Interesses. Trotz aller Krisen, welche das Land durchzumachen hatte, schuf es sich die Vorbedingungen zu seiner späteren Größe.

Die beiden Herzoge, welche gegen das Ende Friedrichs III. in Bayern regierten, Georg von Bayern-Landshut (1479—1503) und Albrecht IV. von Bayern-München (1465/7–1508) hatten sich der kaiserlichen Gunst nicht zu erfreuen. Sie haben diesen mißtrauischen Herrscher noch an seinem Lebensabend schwer beunruhigt, indem sie den stets geldbedürftigen letzten Herzog von Tirol durch Darlehen zur Abtretung der Markgrafschaft Burgau und der österreichischen Vorlande sowie zur Zusicherung des Anfalls von Tirol an Bayern zu bestimmen wußten. Und dann hatte noch dazu Albrecht IV. des Kaisers Tochter geheiratet, ohne die Einwilligung des Vaters zu besitzen. Außerdem war der Kaiser erzürnt, daß der Herzog die Reichsstadt Regensburg



Abb. 36 · Ballfest um 1500 am Münchener Hofe · Im Hintergrunde Albrecht IV. und Kunigunde · Nach einem Stich von Martin Zasinger

1486 besetzt hatte, und ließ nicht als Entschuldigung gelten, daß die Einverleibung mit Zustimmung des Stadtrates erfolgt war. Aber er selbst war hilflos und fand an seinem Sohne, dem Könige, nicht die rechte Unterstützung. So hat er wieder den Schwäbischen Bund ins Leben gerufen (1487/88), der für die nächsten Jahrzehnte der deutschen Geschichte so bedeutungsvoll werden sollte. Vorerst umfaßte er nur Adel und Städte. Aber bald traten ihm die angesehensten Fürsten von nah und fern, der Württemberger, der Mainzer, die Brandenburger bei, sodaß er eine angesehene Macht verkörperte. Er bildete mit kaiserlicher Genehmigung eine Art Staat im Staate, war besser organisiert als das Reich, und seine Freundschaft war deshalb ebenso gesucht, wie seine Feindschaft gefürchtet. Zwar schlossen auch

die wittelsbachischen Vettern von Bayern und der Pfalz sich 1487 gegen die drohende Gefahr zusammen; sie hofften auch auf Unterstützung von Ungarn, von der Schweiz und Frankreich. Aber als 1489 der Krieg zwischen Georg von Bayern-Landshut und dem Schwäbischen Bunde auszubrechen drohte, sah sich der Fürst doch einer Uebermacht gegenüber und nahm die Vermittelung des Kaisers und des Königs nicht ungern an. Der Kaiser war nämlich in erster Linie gegen Albrecht IV erbittert; ihn gedemütigt zu sehen war daher sein Wunsch. Als nun 1489 zu Cham sich die niederbayerische Ritterschaft im Löwlerbund zusammenschloß, um eine eigenmächtige Besteuerung durch Albrecht IV. zu verhindern, wurde der Bund trotz entgegenstehender Reichsgesetze vom Kaiser geduldet; auch durfte er mit dem Schwäbischen Bunde eine Einigung abschließen. Am 1. Oktober 1491 erklärte dann der Kaiser Regensburg in die Acht, und die Löwler begannen den Krieg gegen Herzog Albrecht. Im nächsten Frühjahr kam auch das Heer des Schwäbischen Bundes auf die Beine und nahm am Lech eine drohende Stellung ein. Der Kampf schien unvermeidlich; da brachte Maximilians I. unverdrossenes Bemühen den Ausgleich zustande (15. Mai 1492). Er bestimmte den Herzog, Regensburg an das Reich wieder herauszugeben. So war die Erhaltung des Friedens wesentlich das Verdienst des neuen Königs. Er sicherte dem Reiche seine Rechte und bewahrte den Herzog vor einer Demütigung, die der alte Kaiser nicht ungern gesehen hätte. Die Löwler aber haben ihr Recht noch weiter mit dem Schwerte verfolgt und haben es trotz der Mißerfolge im Felde durch die Unterstützung der übrigen Stände gefunden.

An der Reformbewegung von 1495 hat Bayern keinen Anteil genommen. Gerade hier können wir beobachten, wie schwerfällig die Reichsmaschine arbeitete. In Worms hatte man den gemeinen Pfennig gutgeheißen, und nun weigerten sich die Stände des Herzogtums einfach, irgendwelches Geld zu bewilligen. Trotzdem ist König Maximilian mit den bayerischen Herzogen in gutem Einvernehmen geblieben; Albrecht IV. erfreute sich sogar seiner Gunst und durfte daher auch auf seine Unterstützung rechnen, als die unkluge Handlungsweise des Herzogs Georg das, was Albrecht IV. plante, in Frage stellte. Starb nämlich Georg, so mußte, da er keinen Sohn hatte, Bayern-Landshut an Albrecht fallen. Aber Georg grollte seinem Vetter und dachte das Erbe dem voraussichtlichen Gemahl seiner Tochter Elisabeth, einem Pfälzer Prinzen, zuzuwenden. 1499 heiratete nun Ruprecht von der Pfalz seine Base und wurde noch dazu von Georg als Sohn adoptiert (1501). Als Georg dann am 1. Oktober 1503 starb, war Ruprecht zur Stelle, um das Erbe anzutreten.

Aber inzwischen hatte auch Albrecht IV. sich gerührt. Er vertrat offenbar das bessere Recht; denn Georgs Tochter war nach bayerischem Recht nicht erbfähig. Trotzdem hat der Herzog des Königs Unterstützung nur durch Zugeständnisse erkaufen können, die ihm sehr schwer geworden sind. Er mußte diesem Kufstein und den Rattenberger Bezirk (in Tirol), der sich durch Bodenschätze auszeichnete, überlassen. Dann brach der Krieg zwischen König, Herzog, Schwäbischem Bund auf der einen und der Pfalz, ihren bayerischen Parteigängern und böhmischen Hilfstruppen auf der anderen Seite los. Als glänzendste Waffentat dieses Krieges gilt der Sieg des Königs über Pfälzer und Böhmen bei Regensburg am 12. September 1504. Wie haben Volkslieder und Dithyramben der Humanisten diese Großtat des Königs gefeiert! Aber der Krieg war noch nicht zu Ende; auf verschiedenen Punkten hat er sich weiter geschleppt, obgleich derjenige, für den man kämpfte, Ruprecht von der Pfalz, bereits am 20. August 1504 gestorben war. Erst am 9. Februar 1505 kam ein Waffenstillstand zum Abschluß, dem am 30. Juli der Friede zu Köln folgte. Für die kleinen Söhne des verstorbenen Ruprecht wurde der nördlich der Donau gelegene Teil Bayerns, Oberpfalz-Neuburg, ausgeschieden. Das übrige erhielt Albrecht IV. Dieser war einer der besten Landesfürsten seiner Zeit, der unausgesetzt auf das Wohl seiner Untertanen bedacht war. Aus der Sorge für die Wohlfahrt des Herzogtums erwuchs auch die Primogenitur-Ordnung, die er am 8. Juli 1506 erließ. Bayern sollte nunmehr ungeteilt nach dem Rechte der Erstgeburt vererbt werden. Am 18. März 1508 starb Albrecht IV., den das dankbare Volk den Weisen nannte. Sein Sohn Wilhelm IV.

(1508–1550) hat nach vielen Irrungen dem Lande schließlich die Einheit der Regierung erhalten.

Dem Pfälzer Kurfürsten Philipp (1476 bis 1508), der seinem Sohne treu zur Seite gestanden hatte und mit ihm zugleich der kaiserlichen Acht verfallen war, kam der Kampf besonders teuer zu stehen. Denn namentlich Württemberg und Hessen besetzten viele Gebiete des Landes, und wenn sie auch das meiste wieder herausgaben, so war doch die Kraft der Pfalz auf lange Zeit gebrochen. Philipp hat im Innern seines Landes kräftiges Regiment geführt und die Stände überhaupt nur einmal in der Not des Jahres 1505 berufen. Allen Neuerungen war er abhold, und die Aufrührer zu Kreuznach und der Bundschuh (1502) bekamen seine schwere Hand zu fühlen. Bald nachdem der ewige Landfriede aufgerichtet war, trug er kein Bedenken, im Bunde mit dem Erzbischof Johann von Trier über die Stadt Boppard, obschon sie sich zu Recht erboten hatte, herzufallen und sie in die Untertänigkeit des Erzbischofs zu zwingen. Was half der Schutzbrief des Königs, was nützten die Beschwerden des Reichstags! Noch schlimmer war es, daß Philipp seit 1492 eine Jahrespension von 12000 Gulden von Frankreich bezog und sich im Schweizerkrieg 1499 gegen das Reich sehr zweideutig benahm. Das mindert etwas die hohen Verdienste, die er sich um die Wissenschaft erwarb, als er Heidelberg zu einem Mittelpunkt feinsinniger Studien machte. Seine und seines Kanzlers Dalberg Gunst hat Männer wie Agricola, Reuchlin, Trithemius, Celtis u. a. zu dauerndem oder vorübergehendem Aufenthalte in die schöne Neckarstadt gezogen.

Eine andere Gestalt aus dem Kreise der süddeutschen Fürsten lenkt die Augen während der ersten Regierungsjahre Maximilians auf sich, Graf Eberhard im Barte von Württemberg-Urach. Sein Wirken muß in Württemberg unvergessen bleiben. Denn er, ein weitgereister und vielseitig gebildeter Mann, hat mit aller Energie daran gearbeitet, das was die Wohlfahrt des Landes forderte, in die Wirklichkeit umzusetzen. Die Gründung der Universität Tübingen (1477) ist sein Werk; seiner Bemühung waren auch die Vergleiche mit den Vettern der Stuttgarter Linie zu danken, nach denen die Ländergebiete wieder vereinigt und ungeteilt vererbt werden sollten. Auf dem Reichstage zu Worms 1495 hat König Maximilian den Grafen Eberhard, den er persönlich hochschätzte, dadurch ausgezeichnet, daß er Württemberg zum Herzogtum erhob und die Unteilbarkeit des Landes reichsgesetzlich festlegte und ebenso die Erbfolge nach der Erstgeburt aussprach. Der neue Herzog hat dann noch kurz vor seinem Tode (1496) die Gesetzgebung seines Landes geordnet. Bei den verschiedenen Abmachungen innerhalb der beiden württembergischen Linien tritt nun schon der Einfluß der Stände (Prälaten und Ritter) sowie der Landschaft sehr stark hervor. Der Nachfolger des kinderlosen Herzogs, gleichfalls Eberhard geheißen, gehörte der Stuttgarter Linie an; er war als Verschwender bekannt und konnte die Regierung nur unter einer Art Vormundschaft des ständischen Regimentes führen. Seine unwürdige Haltung verursachte einen tiefen Riß zwischen ihm und dem Regimente. Im Jahre 1498 erklärte ihn dann der König Maximilian seiner Würde für verlustig. Es folgte nun der minderjährige Sohn eines jüngeren Bruders des letzterwähnten Eberhard, Herzog Ulrich. Dieser vereinigte mit hoher Begabung eine ziemliche Energie. Aber es fehlte dem zu früh selbständig Gewordenen jede sittliche Zucht. Seine ewige Geldnot zwang ihn immer wieder bei den Ständen Hilfe zu suchen. Deshalb legten diese ihm und seinen Nachfolgern im herzoglichen Amte durch den Tübinger Vertrag 1514 die drückendsten Verpflichtungen auf. Der freien Bewegung des Herzogs wurde dadurch ein starker Hemmschuh angelegt. Die Württemberger Geschichte ist denn auch angefüllt mit Streitigkeiten zwischen den Herzögen und den Landständen. Herzog Ulrich, der eine bayerische Prinzessin zur Gemahlin hatte, nahm es mit der ehelichen Treue nicht genau, er verliebte sich in die Gemahlin eines seiner Höflinge, des Johann von Hutten, und stach diesen auf der Jagd nieder. Dies Verbrechen hat in jener nicht übermäßig empfindlichen Zeit doch die weitesten Kreise empört; namentlich Ulrich von Hutten, einer der Wortführer der jüngeren Humanisten, setzte seine schneidige Feder gegen den Mörder des Vetters in Bewegung. Auch der Kaiser war erbittert. Doch blieb vorderhand noch alles ruhig. Erst als Ulrich die

Stadt Reutlingen, von der er sich gekränkt wähnte, angriff und eroberte, da rührte sich der Schwäbische Bund gegen den Friedensstörer. Im Jahre 1519 brach der denkwürdige Krieg gegen den Herzog los; dem verblendeten Fürsten, der keinen Rückhalt im Lande hatte, sollte er das schöne Land kosten.

Die Markgrafschaft Baden hat gegenüber der Pfalz und Württemberg damals eine nur untergeordnete Rolle gespielt.

Auch Hessen entwickelte sich erst zur Zeit Kaiser Maximilians zu der Stellung, die es unter Karl V. einnehmen sollte. Denn in zwei Teile, Oberhessen und Niederhessen, gespalten, die noch dazu im Gegensatz zueinander standen, verfügte es vorerst noch nicht über genügende Machtmittel. Der bedeutendste hessische Fürst dieser Tage war Wilhelm II. von Niederhessen, der von kriegerischen Neigungen beseelt, 1488 an dem Zuge gegen Brügge zur Befreiung des Königs teilnahm und 1490 auch den Krieg gegen Ungarn mitmachte. Später nötigte er seinen älteren Bruder, ihm nach und nach die Regierung in ganz Niederhessen zu überlassen, und dann vereinigte er 1500 nach dem Tode des kinderlosen Vetters Wilhelm III. von Oberhessen auch dieses Land mit seinem Herrschaftsgebiet. Gegen den Pfalzgrafen Philipp, der ihn übermütig behandelt hatte, hegte er einen tiefen Groll und ergriff deshalb freudig die Gelegenheit, im Landshuter Erbfolgekrieg (1504/05) seinem Haß gegen den Geächteten Luft zu machen. Von den Erwerbungen, die er in diesem Kriege machte, war Homburg v. d. H. die wichtigste. Im Innern seines Landes hat er Recht und Ordnung gefördert; das hessische Hofgericht wurde von der Kanzlei und Verwaltung losgelöst und sorgte für unparteiische Rechtspflege. Für die Sicherheit der Straßen und die Erleichterung des Handelsverkehrs hat er wie kaum einer der damaligen Fürsten gesorgt. Auch soll er bereits an die Errichtung einer Universität gedacht haben. Doch die Ausführung blieb seinem berühmteren Sohne Philipp vorbehalten, der ihm am 13. November 1504 geschenkt wurde. Als Wilhelm II. 1509 starb, konnte er mit dem Ergebnis seiner Regierungstätigkeit zufrieden sein: das geeinte Hessenland hatte wieder geordnete Verhältnisse kennen gelernt.

Abb. 37 · Eberhard im Barte

Am Niederrhein wuchsen in dieser Zeit verschiedene Territorien in einer Hand zusammen. Der Sohn Johanns II. von Cleve, Johann III., heiratete 1510 die Tochter Maria des Herzogs von Jülich, Berg und Ravensberg. Da diese durch kaiserliches Privileg als erbberechtigt anerkannt war, so folgte Johann III. von Cleve in der Regierung dieser Lande 1511. Zehn Jahre später erfolgte dann nach dem Tode seines Vaters die wirkliche Vereinigung aller Lande, die hundert Jahre später zum Zankapfel zwischen dem Markgrafen von Brandenburg und den Pfälzern werden sollten. Die Herzöge von Cleve und Berg, Johann II. und Wilhelm IV., waren gute Landesherren, haben aber als Reichsfürsten keine glänzende Rolle gespielt. Sie hatten Ansprüche gegen Geldern und be-

teiligten sich daher an dem Kampfe des Königs Maximilian gegen Karl von Egmont, der Geldern als das Erbe seiner Väter mit dem Schwerte verteidigte und bei Frankreich Hilfe fand. Da sie indes 1499 von dem durch den Schweizerkrieg abgelenkten Könige keine Unterstützung mehr erhielten, wohl aber feindliche Maßregeln von seiten des französischen Königs zu gewärtigen hatten, so erboten sie sich, vor Ludwig XII. in der Geldrischen Sache Recht zu suchen, ja sie verpflichteten sich unter Strafe, an das Hoflager des Franzosen zu reisen. Und dabei handelte es sich um eine Angelegenheit des Reiches! König Maximilian hat das Demütigende dieses Verhaltens empfunden und den Fürsten die Reise nach Frankreich untersagt. Aber der Herzog Wilhelm von Jülich zog die Gunst des französischen Königs vor und begab sich 1499 nach Frankreich. So hatte Ludwig XII. seinem Einflusse nicht nur am Oberrhein in der Pfalz, sondern auch am Niederrhein die Tore geöffnet.

Das Herzogtum Braunschweig war während dieser Zeit infolge der fortwährenden Teilungen vollständig geschwächt, so daß die Regenten der einzelnen Ländchen kein allzu großes Gewicht in die Wagschale werfen konnten. Nur Erich I. von der Kalenberger Linie spielt in der Geschichte Maximilians eine gewisse Rolle. Er war ein ritterlicher, schlachterprobter Herr und nahm im Heere des Kaisers an dem Landshuter Erbfolgekriege Teil. Dabei hatte er das Glück, in der Schlacht bei Regensburg dem Kaiser das Leben zu retten und ihn dadurch zur Dankbarkeit zu verpflichten. In den Streitigkeiten des Bischofs Johann von Hildesheim mit seiner Ritterschaft, welche die Einlösung der vom Stifte verpfändeten Tafelgüter dem Bischof nicht gestatten wollte, nahm Erich mit seinem Wolfenbütteler Vetter für den Adel Partei (1516). Doch hatte er in der nun folgenden Hildesheimer Stiftsfehde (1519) kein Glück. Er wurde besiegt und gefangen genommen. Am letzten Ende aber mußte doch das Stift Hildesheim die Kosten des Streites tragen und größere Besitzungen an die Braunschweiger Herzöge abtreten.

Das benachbarte Sachsen wurde in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts von den Brüdern Ernst und Albrecht regiert, die nach dem Tode ihres Oheims, des Herzogs Wilhelms III. von Weimar, das wettinische Land in seinem ganzen Umfange zum letzten Male (1482) vereinigten. Doch haben beide Fürsten die Gelegenheit, im Herzen des Reiches ein mächtiges Territorium von dauerndem Bestande zu gründen, aus der Hand gegeben. Bis zum Jahre 1484 regierten sie gemeinschaftlich, dann nahmen sie am 26. August 1485 die denkwürdige Teilung vor, welche Sachsen dauernd in eine ältere ernestinische und in eine jüngere meißnische Linie zerlegen sollte. Nur die Ausbeute der Silbergruben auf dem Schneeberge behielt man in gemeinsamer Verwaltung. Ernst starb schon im Jahre 1486. Sein Bruder aber, der ihm an Fähigkeiten bedeutend überlegen war, stürzte sich nun in das Meer der hohen Politik. Als Reichsfeldherr hat er Kaiser Friedrich III. gegen Mathias Korvinus gedient, dann beteiligte er sich an dem Zuge zur Befreiung König Maximilians (1488) und kam dadurch in ein nie mehr gelöstes Verhältnis zu diesem Herrscher. Als Feldherr und Statthalter Maximilians in den Niederlanden hat er jahrelang die Rechte Habsburgs in den Niederlanden mit dem Schwerte vertreten. Dem Reichsoberhaupte wie kaum ein anderer in Treue ergeben, hat er trotz aller üblen Erfahrungen kein Bedenken getragen, die Mittel seines Hauses für die Politik Maximilians einzusetzen. Dafür wurde er freilich 1494 zum Gubernator im reichsfreien Friesland ernannt. Aber das war vorerst nur ein leerer Titel. Denn das westliche Friesland, obschon von zwei Parteien, den Vetkoopern und den Schieringern, gespalten, machte gegen alle Versuche, seine Freiheit zu beschränken, doch mit vereinter Kraft Front. Erst 1498 unterstützten die Schieringer den Herzog bei der Besetzung des Landes. Zum Potestaten des Landes von Maximilian ernannt, hoffte Albrecht hier eine Sekundogenitur für sein Haus begründen zu können. Doch ist Sachsen in der kurzen Zeit, während es Friesland behauptete, dieses Besitzes nicht froh geworden. Albrecht starb 1500; trotz seiner Neigung, sich in die Welthändel zu mischen, hat er doch auch in seiner engeren Heimat Spuren seiner Wirksamkeit zurückgelassen. Die herrliche Albrechtskirche in Meißen ist sein Werk. Auch die Ordnung

der Rechtsverhältnisse in Sachsen ließ er sich angelegen sein und schuf das Oberhofgericht in Leipzig. Ferner setzte er die Unteilbarkeit des albertinischen Sachsens fest. Im ernestinischen Sachsen kam 1486 der Kurfürst Friedrich zur Regierung. Den Zunamen der Weise verdiente er weniger durch politische Klugheit als durch seine uneigennützige Liebe zu den Wissenschaften, der er in der Wittenberger Universität seit 1502 eine Heimstätte bereitete. Gern opferte er größere Geldsummen zum Ankauf von Büchern, namentlich griechischen. Im Reich teilte er den reformfreundlichen Standpunkt Bertholds von Mainz, ohne aber die Energie zu besitzen, um nach dessen Tode die ähnlich denkenden Fürsten zu einer Partei um sich zusammenzuschließen. Er hat seine Abneigung gegen Maximilian mehr in sich geschlossen, vereitelte aber dessen Absicht, noch auf dem Augsburger Reichstage (1518) seinen Sohn zum Könige krönen zu lassen. Friedrich war infolge des Ablaßtreibens dem Vorgehen Luthers, der an seiner Universität Wittenberg wirkte, von vornherein geneigter als sein Vetter, Herzog Georg der Bärtige von der albertinischen Linie, der 1500 das Erbe seines Vaters antrat. Dieser war ein eifriger Parteigänger des Hauses Habsburg und wollte daher von einer Verstärkung des ständischen Einflusses zum Schaden des Königs nichts wissen. Auch er war, wie die Mehrzahl der Gebildeten, in kirchlichen Dingen reformfreundlich, doch nur in den Grenzen, wie etwa Jakob Wimpfeling. Mißbräuche wollte er beseitigt sehen, aber am Dogma und der hierarchischen Gliederung der Kirche wollte er nicht rütteln. Für sein Land hat er väterlich gesorgt; die Gesetzgebung und die Zuständigkeit der Gerichte wurde geregelt, auch führte er zur leichteren Erfüllung aller Aufgaben der staatlichen Hoheit die Kreisteilung für sein Land ein (1503). Seine Stellung in der Reformationsbewegung zu zeichnen, wird einem anderen obliegen.

Die Markgrafschaft Brandenburg lag während des 15. Jahrhunderts noch weit ab vom politischen Leben des Reiches und den wissenschaftlichen Bestrebungen, die sich im Süden und Westen regten. Noch Albrecht Achilles, der in der Geschichte des Reiches unter Kaiser Friedrich III. eine so bedeutende Rolle spielte, hatte keine rechte Liebe zu diesem Lande, in dem die Lebensführung auch der wohlhabenden Städter so wenig seinen glänzenden Neigungen entsprach. Aber nach seinem Tode 1486 kam ein Mann zur Regierung, der seine Märker besser kannte, weil er unter ihnen einen großen Teil seines Lebens verbracht hatte. Er beginnt die Reihe der Zollernfürsten, welche zum Teil ohne Rücksicht auf die Interessen des Reiches nur der Sorge für ihre neue Heimat gelebt haben. Johann Cicero suchte die Finanzen seines nicht sehr reichen Landes zu heben und sah im Lande auf gute Ordnung; seine Bildung, seine Verdienste um die Wissenschaft und damit die Berechtigung seines Beinamens sind neuerdings von F. Wagner (Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte 1901) bestritten worden. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß er den Studien in der Mark eine Heimstätte bereiten wollte. Unter ihm wurde der Gedanke gefaßt, die Universität Frankfurt a. O. zu begründen. Doch kam es erst 1506 zur Ausführung dieses Planes unter Joachim I. Nestor, der 15 Jahre alt, 1499 zur Regierung gelangte. Sein Werk ist auch der Ausbau des Kammergerichtes in der Mark (1526), das später eine so heilsame Tätigkeit entfalten sollte. Bemerkenswert ist, daß Joachim I. schon die Erwerbung von Schleswig-Holstein ins Auge faßte, auf die ihm sein Schwiegervater Johann von Dänemark eine Anwartschaft gab. Besser als



Abb. 38 · Joachim I. von Brandenburg im Jahre 1530

diese Anwartschaft war die auf Pommern, die er sich 1529 sicherte. Wirklich vereinigen konnte er die Grafschaft Ruppin mit seinem Lande (1524). In den Verhandlungen über die Wahl eines neuen Königs (1518) spielte er keine rühmliche Rolle.

In den Grafschaften Ansbach und Bayreuth waren auf Grund der Dispositio Achillea von 1473 die Brüder Johann Ciceros Siegmund und Friedrich 1486 gefolgt. Im Jahre 1495 übernahm dann Friedrich allein die Regierung. Er war den Aufgaben der Regierung durchaus nicht gewachsen und verschwendete die nicht übermäßigen Einnahmen aus seiner Herrschaft in sinnloser Prunksucht. Er wollte es den ersten Fürsten des Reiches, wenn nicht an Energie, so doch an äußerem Glanz gleichtun. Die beiden Grafschaften stellten ja an sich keine hohen Aufgaben; die Inhaber mußten also entweder im Dienste des Kaisers sich an der Reichspolitik beteiligen, oder nach einer Ausdehnung ihrer Herrschaft auf Grund ihres fränkischen Landgerichtes streben. Beides hatte Albrecht Achilles versucht, war aber im Streben nach Vergrößerung des Besitzes doch nicht sehr erfolgreich gewesen, da Bayern ihm Halt gebot. Jetzt machte der Schwäbische Bund eine rechtswidrige Ausdehnung der Grafschaften beinahe unmöglich. Markgraf Casimir, Friedrichs ältester Sohn, der größeren Tatendrang in sich spürte, befriedigte ihn daher im Dienste des Kaisers. Er beteiligte sich 1499 am Schweizerkriege und leitete im Auftrage Maximilians die Baseler Friedensverhandlungen. Seit 1500 nahm er als Diener des Kaisers ein Jahrgeld. In verschiedenen Kriegen hat sich der Markgraf ausgezeichnet, und auch die Nürnberger, die in altem Gegensatze zu den Burggrafen standen, bekamen seine Faust zu fühlen. Das Volk aber bewunderte den Helden, der sich mitten in das Kampfgetümmel hineinwarf. Die Mißwirtschaft des Vaters veranlaßte ihn dann, im Einvernehmen mit seinem Bruder Johann und unter Zustimmung der Stände, den Vater zu entmündigen und auf der Plassenburg in Haft zu setzen. Casimirs Bruder Georg hatte inzwischen sich am Hofe des Ungarn- und Böhmenkönigs Wladislaw in Gunst zu setzen vermocht und die Erziehung des Königssohnes Ludwig geleitet. Es gelang ihm daher, die in Schlesien gelegenen böhmischen Lehensfürstentümer Jägerndorf, Ratibor und Münsterberg an sich zu bringen und so für sich und sein Haus in Schlesien festen Fuß zu fassen. Zukunftverheißend wurde dieser Schritt besonders dadurch, daß der mächtigste Piastenfürst Schlesiens Friedrich II. von Liegnitz, Brieg und Wohlau, der seit 1499 selbständig die Regierung führte und auch die Gunst des Böhmenkönigs genoß, 1519 eine hohenzollersche Prinzessin heiratete und auf die Weise in engere Berührung mit diesem Fürstenhause trat. Der Erbvertrag von 1537 mit dem Markgrafen von Brandenburg war der zweite Schritt, und der dritte 1740 die Besitznahme durch Friedrich den Großen. Mit seinem Bruder Georg teilte Casimir den politischen Standpunkt; sie suchten beide ein gutes Verhältnis zum Böhmen- und Ungarnkönig, der eine wegen seiner böhmischen Lehen, der andere, um als getreuer Vasall des Kaisers dessen Heiratsprojekt mit Böhmen zu fördern.

Anders aber gestalteten sich die Beziehungen zum dritten Bruder Albrecht, der seit dem Jahre 1511 Hochmeister des Deutschritterordens war. Dieser hegte den Wunsch, sein Land von der Lehensabhängigkeit gegenüber Polen zu befreien, und er scheint sich bei dieser Absicht auf die Unterstützung Maximilians verlassen zu haben. Aber der Kaiser hatte wohl Teilnahme für die Bestrebungen des Großmeisters, versagte schließlich aber seine Mitwirkung mit Rücksicht auf den polnischen König Sigismund, den Bruder des Böhmen- und Ungarnkönigs Wladislaw. Denn Wladislaw war von seinem Bruder so sehr abhängig, daß es vorauszusehen war, er werde seine Kinder nur mit denen vermählen, die jenem genehm waren. So brachte Maximilian hier wirklich das deutsche Interesse seinem dynastischen zum Opfer. Albrecht hat seinen Brüdern, welche des Kaisers Plänen dienten, darob bitter gezürnt.

Um die Wahl Karls V., des Enkels Maximilians, zum römischen König hat in erster Linie Markgraf Casimir sich verdient gemacht. Er hat sowohl im Auftrage Kaiser Maximilians wie Karls V. die wichtigsten Missionen durchgeführt und trotz der Gegnerschaft seiner märkischen Vettern, des Kurfürsten von Brandenburg und des Kur-

fürsten Albrecht von Mainz, schließlich eine Einigung auf die Person Karls V. erzielt. Luthers Vorgehen hat Casimir begrüßt, ein Eiferer ist er indessen nicht geworden.

Es würde hier zu weit führen, auch aller der kleinsten Territorien und ihrer Herren zu gedenken, die für die Reichsgeschichte kaum in Betracht kommen. Diese Grafen und Herren haben ihr Leben, soweit sie nicht verständige Männer waren, meist in den kleinen Raufhändeln vergeudet, die trotz des ewigen Landfriedens aller Orten noch ausgetragen wurden.



Abb. 39 · Siegel mit dem Bilde Maximilians I. und seines Enkels Karl

Eine wirkliche eigene Geschichte spielte sich höchstens noch in den größeren geistlichen Fürstentümern ab. Leider waren die Bischofssitze fast ganz zu Pfründen für die nachgeborenen Söhne der bedeutenderen Fürsten herabgewürdigt. Es wurde üblich, bestimmte Bistümer von vornherein für die Prinzen einer Familie in Anspruch zu nehmen. Die Folge war, daß diese Herren sehr oft nicht die geringste Neigung zum geistlichen Leben in sich verspürten und in Erz gerüstet zu Turnier und ernstem Kampf auszogen. Auch hatten die Bistümer mit ihrer Macht in der Regel dem Interesse des regierenden weltlichen Vaters oder Bruders des Bischofs zu dienen. Trotzdem ist nicht zu leugnen, daß eine ganze Reihe von Bischöfen sich, was Pflege der wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Kultur des Landes anlangt, mit den besten weltlichen Fürsten messen darf. Doch veranschaulichen wir uns erst einmal, in welcher Weise die Bischofsstühle denn besetzt waren. Da sehen wir namentlich pfälzische Prinzen reichlich bedacht. Albrecht von Pfalz-Mosbach ist 1478—1506 Bischof von Straßburg, sein Vetter Ruprecht von Simmern aber hat das Bistum Regensburg 1492—1507 inne. Die drei Brüder von Pfalz-Hauptlinie Philipp, Georg und Heinrich verwalten die Diözesen Freising (1498—1541), Speier (1513—1529) und Worms (1523—1552). Der erstgenannte erwirbt dazu noch das Bistum Naumburg, der dritte Utrecht (1524—1539) und Freising (1541—1551). Ihr Bruder Pfalzgraf Ruprecht stand von 1495 bis 1498 an der Spitze des Bistums Freising. Er war wie viele andere Kirchenfürsten gar nicht geweiht, trat 1498 von seiner Würde zurück und heiratete seine Base, die Herzogin Elisabeth, um auf diese Weise zum Herzogtum Landshut zu gelangen. Daß dieser Plan durch den Erbfolgekrieg von 1504/5 vereitelt wurde, haben wir bereits oben erzählt. Ernst, der dritte Sohn Albrechts des Weisen von Bayern, erhielt 1517 das Bistum Passau und 1540 das Erzbistum Salzburg. Auch er erlangte nie die höheren Weihen und verzichtete daher 1554 auf das Erzbistum.

Die Herzöge von Braunschweig hatten mit ihrem Reichtum an Prinzen von jeher gern die benachbarten Bistümer versorgt. Zur Zeit Kaiser Maximilians verwaltete Erich gleich drei Bistümer, Osnabrück, Paderborn und Münster (1508 bis 1532). Die beiden Brüder Christoph und Franz aus der Wolfenbütteler Linie führten den Krummstab in Verden (Bremen) und Minden.

Auch das Haus Hohenzollern war reich bedacht. Friedrich aus der älteren Linie war 1486 bis 1505 Bischof von Augsburg, Albrecht aus der Ansbach-Bayreuther Linie bekleidete die Hochmeisterwürde in Preußen (1511—1525). Er hat dann das Ordensland in ein weltliches Herzogtum umgewandelt und die Reformation eingeführt. Am höchsten aber stieg Albrecht, der Bruder des Kurfürsten Joachim Nestor. Nachdem er 1513 an die Spitze des Erzbistums Magdeburg und des Bistums Halberstadt berufen war, wurde er 1514 auch Erzbischof von Mainz und damit Kurfürst. Seit 1518 zierte ihn auch der Kardinalshut. Die Art, wie dieser Mann zu seinen geistlichen Aemtern kam, hat uns jüngst A. Schulte (die Fugger in Rom) gezeigt. Schon um die Bistümer Magdeburg und Halberstadt in einer Hand zu vereinigen, bedurfte Albrecht päpstlicher Dispens. Sie wurde erteilt. Als Mainz dann frei wurde, hätte der Kaiser gern den Wittelsbacher Ernst dorthin gebracht, um zu verhindern, daß Sachsen oder Brandenburg einen Prinzen ihres Hauses durchsetzten und dadurch ihren Kurstimmen noch eine hinzufügten. Schließlich hat beim Domkapitel der Umstand den Ausschlag gegeben, daß man beim Kurfürsten von Brandenburg Unterstützung zu finden hoffte gegen die Ansprüche, welche Sachsen auf das mainzische Erfurt erhob. So ersuchte das Domkapitel den Papst Leo X. um Ernennung Albrechts. Die Beförderung hat große Schwierigkeiten bereitet, da man es in Rom mit Recht unerhört fand, daß zwei so bedeutende Erzbistümer und ein Bistum in einer Hand vereinigt würden. Denn aufgeben wollte der Markgraf nichts von dem, was er bereits in Händen hatte. Am Ende entwickelte sich eine Art Geldgeschäft. Albrecht zahlte 10000 Mark und konnte die drei Bistümer behalten. Im Konsistorium vom 18. August bestätigte Leo X. Albrecht als Erzbischof von Mainz und Magdeburg und Bischof von Halberstadt. Die Bezahlung der Gebühr für die Kumulation aber wurde dem neuen Erzbischof dadurch erleichtert, daß ihm für die beiden ihm übertragenen Kirchenprovinzen und die markgräflichen Länder der Jubiläumsablaß auf acht Jahre verliehen wurde mit der Bestimmung, daß die Hälfte des einkommenden Geldes nach Rom zum Bau der Peterskirche fließe, die Hälfte aber dem Erzbischof zustehen solle. Jakob Fugger wurde später seitens des Papstes beauftragt, das Einsammeln der Gelder zu überwachen, damit Rom in seinem Anteile nicht verkürzt werde. Wir haben oben bereits darauf aufmerksam gemacht, welch böse Folgen gerade dieser Ablaßhandel hatte. Albrecht hat seine Bistümer bis zum Jahre 1545 verwaltet; er war ein Förderer von Kunst und Wissenschaft und hat den Humanisten gern eine gastliche Stätte bereitet. Ulrich von Hutten, der seine Wahl und Bestätigung mit einem Festgedicht begrüßt hatte, genoß seinen besonderen Schutz.

Auf dem erzbischöflichen Stuhle von Trier saß von 1456 bis 1503 Johann II. aus dem Hause der Markgrafen von Baden. Als Nachfolger wirkte von 1503 bis 1511 sein Vetter Jakob. Beide Bischöfe haben als Landesfürsten sich viele Verdienste um das Stift erworben und namentlich glänzende Bauten aufgeführt. Der Erzbischof Richard von Greiffenklau war mehr Ritter als Bischof. Er trat als Fürst erst zur Zeit Karls V. schärfer hervor durch seinen Kampf gegen Franz von Sickingen. Zu erwähnen wäre, daß von ihm 1512 zum ersten Male der heilige Rock ausgestellt wurde und Tausende von Pilgern herbeizog.

Den Kölner erzbischöflichen Stuhl hatte seit 1480 Hermann aus dem Hause Hessen inne, ein vorzüglicher Fürst, der es verstand, in den Kämpfen, durch welche die Stadt Köln damals zerrissen wurde, die gebührende Zurückhaltung zu bewahren. Um alle Gelegenheiten zu Zusammenstößen möglichst zu beseitigen, wurde unter ihm 1506 die Zuständigkeit der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit in Köln genau abgegrenzt. Sein Nachfolger Philipp II. von Daun-Oberstein (1508–1515) geriet allerdings bald wieder mit den Bürgern der stolzen Stadt in Streit, weil sie es nicht dulden wollten, daß er sie als seine treuen Bürger anredete. Sie wandten sich daher sogar beschwerdeführend an Kaiser Maximilian. Sein Nachfolger Hermann von Wied (1515–1546) hat sich in der folgenden Religionsspaltung auf die Seite der Neuerer gestellt.

Es sei hier bemerkt, daß die fürstliche Verwaltung der Bistümer im großen und ganzen der der weltlichen Herren entsprach.

Einen oft wiederkehrenden Anlaß zum Streit gab auch hier die Selbstherrlichkeit der Stände, Ritter und Städte, welche die Geldnöte ihrer Fürsten benutzten, um sich immer größere Freiheiten bestätigen zu lassen. Deshalb nahmen ebenso wie die weltlichen Fürsten auch die Bischöfe gern im römischen Recht bewanderte Juristen an ihren Hof, um an der Hand des fremden Rechtes den Ständen immer wieder das streitig zu machen, was sie eben erworben hatten. Damals ist auch in mehreren weltlichen und geistlichen Fürstentümern das geltende Recht unter starker Beeinflussung durch romanische Elemente kodifiziert worden.



Abb. 40 · Jagd auf Hochwild · Aus dem Weißkunig

Die Reichsstädte schließen sich während der Regierung Maximilians im allgemeinen der Politik des Kaisers an. Nach außen hin regt nur noch die Hansa selbständig ihre Schwingen. Doch kommen wir an anderer Stelle darauf zu sprechen. Bei den übrigen Städten findet die Entwickelung mehr im Innern statt. Wir werden auch darauf bei der Betrachtung des Wirtschaftslebens, der Wissenschaft und Kunst näher eingehen. Bezeichnend für die Bedeutung der Städte ist der Satz in einer für den neuen König Karl V. ausgearbeiteten Instruktion, er möge für die Städte sorgen, wie es auch Kaiser Friedrich III. und Maximilian getan hätten, denn da finde er Gehorsam und Geld.

Der zahlreichen Schar von Fürsten und Städten stand der Kaiser gleichfalls als Territorialherr gegenüber, und zwar als der bedeutendste, selbst wenn man Burgund nicht einbezieht. Er stand an der Spitze einer Ländermasse, die in drei Teilen verwaltet wurde, Niederösterreich (Oesterreich im engeren Sinne, Steiermark, Kärnten, Krain, Istrien und Friaul), Oberösterreich (Vorarlberg und Tirol) und Vorderösterreich (Breisgau, Sundgau und Teile vom Elsaß). Eine gemeinsame Verwaltungsbehörde für diese Bezirke hat es nur zeitweise am Hofe gegeben. Nur das Rechnungswesen war in der Innsbrucker Raitkammer geeint. Wenn Maximilian 1518 an die Organisation einer Kollegialbehörde, eines Hofrates, ging, so sollte diese Behörde allerdings vorwiegend die Angelegenheiten Oesterreichs besorgen und deshalb auch vorwiegend mit Oesterreichern besetzt sein. Aber es sollten auch Räte aus dem Reiche eintreten, weil sie auch die Geschäfte des Reiches erledigen sollte. An die Vergrößerung seines Hausbesitzes, der sein Ansehen im Reiche stärkte, hat Maximilian zeitlebens gedacht. Kufstein kam durch den Landshuter Erbfolgekrieg hinzu, ebenso wurde dem Pfälzer die Landvogtei im Elsaß, welche er als Lehen innehatte, wieder abgenommen und von Maximilian selbst verwaltet. Das wichtigste aber war schon, daß er die Vereinigung Ungarns und Böhmens mit Oesterreich geschickt in die Wege leitete. Die Einnahmen, welche der Kaiser aus Tirol und den übrigen österreichischen Erblanden bezog, überstiegen bei weitem die Einnahmen aus dem Reiche; sie sind zum mindesten auf das Doppelte anzuschlagen. Auch Maximilian ist wegen

der ewigen Geldforderungen der Kampf mit den Ständen nicht erspart geblieben; aber erbitterte Formen hat er nicht angenommen. Dazu war auf beiden Seiten die Anhänglichkeit zu groß. Namentlich Tirol liebte der Kaiser leidenschaftlich. Hier bekümmerte er sich um das Größte und Kleinste; er verfolgte die Arbeiterbewegung in Tirol mit Aufmerksamkeit. Und wenn das Regiment strenge gegen Streikende und namentlich gegen die Rädelsführer vorging, so sorgte es doch andererseits dafür, daß den Arbeitern der Lohn, der ihnen zukam, ausgefolgt wurde. Seinen Jägern verbot Maximilian 1501, die Fluren der Bauern zu beschädigen; sie sollten erst reiten, nachdem abgeerntet worden sei. Auch um die Ehrbarkeit im Handel zeigte er sich besorgt. So verordnete er ganz im Sinne der Zeit, daß drei Sachverständige von Haus zu Haus gehen und nachsehen sollten, wieviel Getreide ein jeder habe und wieviel er voraussichtlich gebrauchen werde. Einem jeden sollte es nur gestattet sein, für den eigenen Bedarf zu kaufen und an den Selbstbraucher wieder zu verkaufen. Dem Aufkaufen war damit ein Riegel vorgeschoben. In der Zeit der Not aber achtete er selbst darauf, daß von anderswoher rechtzeitig Ersatz beschafft wurde. Wir sehen, daß Maximilian neben der Beschäftigung mit der großen Politik noch Zeit hatte, auch seinem Lande alle die Sorgfalt zuzuwenden, welche wir sonst bei den Landesfürsten der Zeit beobachten. Nur daß diese sehr oft gar nichts für das Reich übrig hatten und sich auf allen Reichstagen gegen jede, auch die geringste Auflage sträubten! Sie erinnerten sich erst dann wieder der Bedeutung des Reiches, wenn es galt, von ihm Nutzen zu ziehen.

* * *

Ich habe oben erzählt, wie das Reich fast untätig zusah, als der deutsche Orden von Polen niedergerungen wurde und 1466 den Frieden von Thorn schließen mußte, der den Orden die Weichselufer kostete und den östlichen Teil des Landes lehensabhängig von Polen machte. Als nun Herzog Friedrich von Sachsen 1498 die Hochmeisterwürde übernahm, weigerte er sich, dem Polenkönige den Lehenseid zu leisten. Er wurde von Maximilian in seiner Absicht bestärkt. Denn der Kaiser fühlte das Schmachvolle in der Lage des Ordens und hätte am liebsten schon in den Jahren 1491 und 92, als er seine Stellung in den Erblanden befestigt hatte, dem polnischen Reiche das Weichselland wieder abgenommen. Jedenfalls hat er stets die Zugehörigkeit des Ordenslandes zum Reiche und die reichsfürstliche Stellung des Hochmeisters betont. Stets wurde während seiner Regierungszeit auch der Hochmeister zu den Reichstagen entboten. Auch das Reich wandelte hier in der Bahn des Kaisers. Aber über Worte ist man nicht hinausgekommen. Als Albrecht aus dem Hause Hohenzollern 1511 Hochmeister wurde, untersagte auch ihm der Kaiser die Eidesleistung gegenüber Polen. Er bemühte sich dann, die nordischen Mächte, Rußland und Dänemark, sowie die Stände des nördlichen Deutschlands zum Kampfe gegen Polen zusammenzuschließen. Doch sowohl Kurfürst Friedrich von Sachsen wie Kurfürst Joachim von Brandenburg versagten sich vollständig dem Plane, das gefährdete Deutschtum im Osten gegen Polen zu schützen (1515). So hat denn auch der Kaiser es bei schönen Worten bewenden lassen; er trat jetzt in engere Beziehungen sowohl zu Ungarn wie zu Polen. Es hatte sich aber gezeigt, wie verständnislos die nächstbeteiligten Reichsfürsten allen nationalen Aufgaben gegenüberstanden, sobald sie mit irgendwelchen Opfern zu ihrer Lösung beitragen sollten.

Aber ganz anders, als sich den Kurfürsten Gelegenheit bot, durch Ausübung ihres Wahlrechtes Vorteile zu erlangen. Als beim Kaiser sich 1517 die ersten Anzeichen bemerkbar machten, daß ihm ein hohes Alter nicht beschieden sein würde, setzten auch die Bestrebungen ein, im Sinne der einen oder anderen Partei für die Wahl des Nachfolgers zu wirken. Der Kaiser selbst hätte am liebsten seinen Enkel Karl noch bei Lebzeiten gewählt gesehen, und auch Karl strebte diesem Ziele zu, doch unterschätzte er die für die Erreichung des Zieles nötigen Opfer, und Maximilian mußte wiederholt auf die von französischer Seite drohende Gefahr hinweisen, um die Bereitstellung großer Geldmittel durch den spanischen König zu bewirken. Der König von Frankreich, der ja schon lange Einfluß in Deutschland übte, hatte nämlich die Kurfürsten von Brandenburg und Mainz für

Einen oft wiederkehrenden Anlaß zum Streit gab auch hier die Selbstherrlichkeit der Stände, Ritter und Städte, welche die Geldnöte ihrer Fürsten benutzten, um sich immer größere Freiheiten bestätigen zu lassen. Deshalb nahmen ebenso wie die weltlichen Fürsten auch die Bischöfe gern im römischen Recht bewanderte Juristen an ihren Hof, um an der Hand des fremden Rechtes den Ständen immer wieder das streitig zu machen, was sie eben erworben hatten. Damals ist auch in mehreren weltlichen und geistlichen Fürstentümern das geltende Recht unter starker Beeinflussung durch romanische Elemente kodifiziert worden.

Die Reichsstädte schließen sich während der Regierung Maximilians im allgemeinen der Politik des Kaisers an. Nach außen hin regt nur noch die Hansa selbständig ihre Schwingen. Doch kommen wir an anderer Stelle darauf zu sprechen. Bei den übrigen Städten findet die Entwickelung mehr im Innern statt. Wir werden auch darauf bei der Betrachtung des Wirtschaftslebens, der Wissenschaft und Kunst näher eingehen. Bezeichnend für die Bedeutung der Städte ist der Satz in einer für den neuen König Karl V. ausgearbeiteten Instruktion, er möge für die Städte sorgen, wie es auch Kaiser Friedrich III. und Maximilian getan hätten, denn da finde er Gehorsam und Geld.

Der zahlreichen Schar von Fürsten und Städten stand der Kaiser gleichfalls als Territorialherr gegenüber, und zwar als der bedeutendste, selbst wenn man Burgund nicht einbezieht. Er stand an der Spitze einer Ländermasse, die in drei Teilen verwaltet wurde, Niederösterreich (Oesterreich im engeren Sinne, Steiermark, Kärnten, Krain, Istrien und Friaul), Oberösterreich (Vorarlberg und Tirol) und Vorderösterreich (Breisgau, Sundgau und Teile vom Elsaß). Eine gemeinsame Verwaltungsbehörde für diese Bezirke hat es nur zeitweise am Hofe gegeben. Nur das Rechnungswesen war in der Innsbrucker Raitkammer geeint. Wenn Maximilian 1518 an die Organisation einer Kollegialbehörde, eines Hofrates, ging, so sollte diese Behörde allerdings vorwiegend die Angelegenheiten Oesterreichs besorgen und deshalb auch vorwiegend mit Oesterreichern besetzt sein. Aber es sollten auch Räte aus dem Reiche eintreten, weil sie auch die Geschäfte des Reiches erledigen sollte. An die Vergrößerung seines Hausbesitzes, der sein Ansehen im Reiche stärkte, hat Maximilian zeitlebens gedacht. Kufstein kam durch den Landshuter Erbfolgekrieg hinzu, ebenso wurde dem Pfälzer die Landvogtei im Elsaß, welche er als Lehen innehatte, wieder abgenommen und von Maximilian selbst verwaltet. Das wichtigste aber war schon, daß er die Vereinigung Ungarns und Böhmens mit Oesterreich geschickt in die Wege leitete. Die Einnahmen, welche der Kaiser aus Tirol und den übrigen österreichischen Erblanden bezog, überstiegen bei weitem die Einnahmen aus dem Reiche; sie sind zum mindesten auf das Doppelte anzuschlagen. Auch Maximilian ist wegen



Abb. 40 · Jagd auf Hochwild · Aus dem Weißkunig

der ewigen Geldforderungen der Kampf mit den Ständen nicht erspart geblieben; aber erbitterte Formen hat er nicht angenommen. Dazu war auf beiden Seiten die Anhänglichkeit zu groß. Namentlich Tirol liebte der Kaiser leidenschaftlich. Hier bekümmerte er sich um das Größte und Kleinste; er verfolgte die Arbeiterbewegung in Tirol mit Aufmerksamkeit. Und wenn das Regiment strenge gegen Streikende und namentlich gegen die Rädelsführer vorging, so sorgte es doch andererseits dafür, daß den Arbeitern der Lohn, der ihnen zukam, ausgefolgt wurde. Seinen Jägern verbot Maximilian 1501, die Fluren der Bauern zu beschädigen; sie sollten erst reiten, nachdem abgeerntet worden sei. Auch um die Ehrbarkeit im Handel zeigte er sich besorgt. So verordnete er ganz im Sinne der Zeit, daß drei Sachverständige von Haus zu Haus gehen und nachsehen sollten, wieviel Getreide ein jeder habe und wieviel er voraussichtlich gebrauchen werde. Einem jeden sollte es nur gestattet sein, für den eigenen Bedarf zu kaufen und an den Selbstbraucher wieder zu verkaufen. Dem Aufkaufen war damit ein Riegel vorgeschoben. In der Zeit der Not aber achtete er selbst darauf, daß von anderswoher rechtzeitig Ersatz beschafft wurde. Wir sehen, daß Maximilian neben der Beschäftigung mit der großen Politik noch Zeit hatte, auch seinem Lande alle die Sorgfalt zuzuwenden, welche wir sonst bei den Landesfürsten der Zeit beobachten. Nur daß diese sehr oft gar nichts für das Reich übrig hatten und sich auf allen Reichstagen gegen jede, auch die geringste Auflage sträubten! Sie erinnerten sich erst dann wieder der Bedeutung des Reiches, wenn es galt, von ihm Nutzen zu ziehen.

* * *

Ich habe oben erzählt, wie das Reich fast untätig zusah, als der deutsche Orden von Polen niedergerungen wurde und 1466 den Frieden von Thorn schließen mußte, der den Orden die Weichselufer kostete und den östlichen Teil des Landes lehensabhängig von Polen machte. Als nun Herzog Friedrich von Sachsen 1498 die Hochmeisterwürde übernahm, weigerte er sich, dem Polenkönige den Lehenseid zu leisten. Er wurde von Maximilian in seiner Absicht bestärkt. Denn der Kaiser fühlte das Schmachvolle in der Lage des Ordens und hätte am liebsten schon in den Jahren 1491 und 92, als er seine Stellung in den Erblanden befestigt hatte, dem polnischen Reiche das Weichselland wieder abgenommen. Jedenfalls hat er stets die Zugehörigkeit des Ordenslandes zum Reiche und die reichsfürstliche Stellung des Hochmeisters betont. Stets wurde während seiner Regierungszeit auch der Hochmeister zu den Reichstagen entboten. Auch das Reich wandelte hier in der Bahn des Kaisers. Aber über Worte ist man nicht hinausgekommen. Als Albrecht aus dem Hause Hohenzollern 1511 Hochmeister wurde, untersagte auch ihm der Kaiser die Eidesleistung gegenüber Polen. Er bemühte sich dann, die nordischen Mächte, Rußland und Dänemark, sowie die Stände des nördlichen Deutschlands zum Kampfe gegen Polen zusammenzuschließen. Doch sowohl Kurfürst Friedrich von Sachsen wie Kurfürst Joachim von Brandenburg versagten sich vollständig dem Plane, das gefährdete Deutschtum im Osten gegen Polen zu schützen (1515). So hat denn auch der Kaiser es bei schönen Worten bewenden lassen; er trat jetzt in engere Beziehungen sowohl zu Ungarn wie zu Polen. Es hatte sich aber gezeigt, wie verständnislos die nächstbeteiligten Reichsfürsten allen nationalen Aufgaben gegenüberstanden, sobald sie mit irgendwelchen Opfern zu ihrer Lösung beitragen sollten.

Aber ganz anders, als sich den Kurfürsten Gelegenheit bot, durch Ausübung ihres Wahlrechtes Vorteile zu erlangen. Als beim Kaiser sich 1517 die ersten Anzeichen bemerkbar machten, daß ihm ein hohes Alter nicht beschieden sein würde, setzten auch die Bestrebungen ein, im Sinne der einen oder anderen Partei für die Wahl des Nachfolgers zu wirken. Der Kaiser selbst hätte am liebsten seinen Enkel Karl noch bei Lebzeiten gewählt gesehen, und auch Karl strebte diesem Ziele zu, doch unterschätzte er die für die Erreichung des Zieles nötigen Opfer, und Maximilian mußte wiederholt auf die von französischer Seite drohende Gefahr hinweisen, um die Bereitstellung großer Geldmittel durch den spanischen König zu bewirken. Der König von Frankreich, der ja schon lange Einfluß in Deutschland übte, hatte nämlich die Kurfürsten von Brandenburg und Mainz für

sich gewonnen, auf den Pfälzer durfte er auch zählen, ebenso auf Trier, sodaß im Falle der Thronerledigung er die besten Hoffnungen hatte. Der Kurfürst Joachim war von ihm durch das Versprechen gewonnen, daß er dem Kurprinzen seine Schwägerin Renata mit großer Aussteuer und Mitgift (300 000 Kronen) zur Frau geben werde.



Abb. 41 · Jakob Fugger · Von Hans Holbein

Aehnlich waren die anderen Kurfürsten bedacht. Da setzten nun die Vertrauten des Kaisers mit denselben Mitteln ein. Es würde hier zu weit führen, ihren Wegen zu folgen. Statt dessen will ich ein Schreiben des kaiserlichen Schatzmeisters Jakob Villinger an den Probst zu Löwen, Konrad Renner, vom August 1518 seinem Gedankengang nach entwickeln: Der König von Frankreich hat die Kurfürsten und Fürsten ersucht, ihn nach des Kaisers Tode zu wählen, oder doch wenigstens nicht Karl von Spanien. Wenn Karl den großen Anerbietungen, die König Franz gemacht habe, die Spitze abbrechen wolle, so müsse er seine Schwester Katharina dem Kurprinzen von Brandenburg mit 100 000 Gulden übergeben. ‚Und nachdem Ir in den gemelten posten vernembt, das wir pars gelt allain auff Mentz, Pfalz und Brandenburg 181 000 Gulden haben müssen, könnt Ir wol ermessen, was man uf die andren dry Curfürsten und etlich Fursten und andere particulat, die groß anhenng haben und die sachen fördern mögen, haben müssen'. Es müsse also außer dem, was Karl bereits gesandt habe, noch eine Summe von 200 000 Dukaten vor der Wahl in Wechselbriefen sicherer Kaufleute angewiesen werden. Die Welser und die Fugger seien bereit, je 100 000 Dukaten zu übernehmen. Interessant ist, daß selbst die Räte der Kurfürsten in dem Handel reichlich bedacht sind. Es ist kein erfreuliches Bild, welches wir dem Leser hier zeigen mußten. Schließlich war es noch ein Glück, daß mit Karl V. ein Habsburger den Thron bestieg und nicht mit Franz I. ein Franzose; freilich war auch Karl, obschon von Vaters Seite ein Deutscher, doch zu sehr an der Grenze deutschen Wesens und zu sehr unter fremden Einflüssen erzogen worden, als daß man seine Wahl mit ungeteilter Befriedigung aufnehmen könnte. Soviel nationales Gefühl lebte aber noch in den Kurfürsten, daß sich die, welche zur Wahl geneigt waren, im September 1518 eine Zusicherung vom spanischen König ausbaten, daß er sich in Deutschland zur Ausübung der Regierungsgeschäfte nur von wahren Deutschen vertreten lassen wolle, daß er die meiste Zeit in Deutschland sein, hier alle Hofämter mit Deutschen besetzen und in

deutschen Angelegenheiten nur die deutsche Sprache gebrauchen werde. Erst nach dem Tode Maximilians am 28. Juni 1519 fand die Wahl Karls statt. Allein Jakob Fugger hatte für sie 400000 Gulden aufgebracht. Im Jahre 1523 schrieb er an den römischen König: ‚Eure kaiserliche Majestät wissen ohne Zweifel, wie ich und meine Vettern bisher dem Hause Oesterreich zu dessen Wohlfahrt und Aufnehmen in aller Untertänigkeit zu dienen geneigt gewesen sind, wodurch wir uns auch veranlaßt gesehen haben, weiland Kaiser Maximilian gefällig zu sein und Euer Majestät die Römische Krone zu verschaffen, uns etlichen Fürsten gegenüber, die ihr Vertrauen und Glauben auf mich und sonst vielleicht auf niemand setzen wollten, zu verschreiben, haben auch den Kommissaren Eurer Majestät zum gleichen Zwecke eine bedeutende Summe Geldes vorgestreckt, von der wir einen großen Teil bei unsern Freunden selbst haben aufbringen müssen. Es ist auch bekannt und liegt am Tage, daß Euere kaiserliche Majestät die römische Krone ohne meine Hilfe nicht hätten erlangen können, wie ich denn solches mit eigenhändigem Schreiben der Kommissare Eurer Majestät beweisen kann. Denn wenn ich hätte vom Hause Oesterreich abstehen und Frankreich fördern wollen, so hätte ich viel Geld und Gut erlangt, wie mir denn solches auch angeboten worden ist. Welcher Nachteil aber hieraus Eurer Kaiserlichen Majestät und dem Hause Oesterreich erwachsen wäre, das haben Eure Majestät aus hohem Verstande wohl zu erwägen.‘ So stand ein Kaufmann, allerdings der bedeutendste, zu dem mächtigsten Fürsten seiner Zeit. Denken wir an Karl den Großen, an Friedrich Barbarossa, und wir werden empfinden, daß die Zeit sich geändert hatte. Eine neue Großmacht, der Kapitalismus, war glanzvoll in die Erscheinung getreten.



Ueberblick über das Wirtschaftsleben und die Wissenschaft vor und unter Maximilian I.



Das wirtschaftliche, geistige und künstlerische Leben eines Volkes steht in engster Wechselwirkung. Hier lassen sich Ursachen und Wirkungen am wenigsten voneinander trennen. Wohl hat die Vervollkommnung des wirtschaftlichen Lebens eine Hebung des wissenschaftlichen und künstlerischen Niveaus zur Folge; aber zur Voraussetzung hat sie doch wieder das Drängen des Menschengeistes, durch geschickte Anordnungen oder entsprechende Arbeitsteilung bessere Lebensbedingungen zu schaffen. Im allgemeinen lassen sich nun Gedanken weniger fassen als die Wirkungen, in denen sie zutage treten. Und darum verwechselt man hier so oft Ursache und Wirkung und hält das wirtschaftliche Phänomen für die Grundlage aller Entwickelung. Das Tier nimmt weder an der wirtschaftlichen noch kulturellen Entwickelung selbsttätig teil; nur der Mensch in seinem Selbstbewußtsein bestimmt in letzter Linie wie seine soziale so auch seine wissenschaftliche Stellung. Der Geist zeichnet eben den Menschen vor allen anderen Lebewesen aus und der Geist führt ihn auch empor von der einen Stufe wirtschaftlicher und wissenschaftlicher Entwickelung zu der anderen.

Seit dem 12. Jahrhundert nun läßt sich eine geistige Bewegung beobachten, die mehr und mehr Front macht gegen die Anschauung, daß der Mensch auf Erden nur für den Himmel sich vorzubereiten habe, daß also das Leben auf Erden nur eine Pilgerschaft zu Gott sei. Für die ältere christliche Auffassung kam als das, was den Bürger des Gottesstaates auszeichne, hauptsächlich der Christenglaube in Betracht. Demgegenüber wagte Peter Abälard in seinem Dialog zwischen einem Christen, Juden und

Philosophen die Gedanken mit besonderer Wärme zu vertreten, welche die Moral als das Entscheidende für die Beurteilung des Menschen hinstellten. Es bedurfte nur noch eines kurzen Schrittes, um zu behaupten, daß die religiöse Ueberzeugung des Einzelnen für die Gesamtheit überhaupt gleichgültig sei. Man sah sich den Menschen mehr daraufhin an, wie er sich im Diesseits darbot; das Streben nach gefälliger Form, nach Behaglichkeit nimmt seit dem 13. Jahrhundert in auffallender Weise zu. Parallel mit der Erkenntnis, daß das Leben auch eigenen Wert habe, steigt dann die Begierde nach Hab und Gut. Kurz, was Aristoteles und im Anschluß an diesen auch Cicero vorgetragen hatte, daß der Mensch des Menschen wegen da sei, beginnt seit dem 13. Jahrhundert sich mehr und mehr unter den Menschen durchzusetzen, nicht so sehr in der Welt der Gedanken, als vielmehr in der der Tatsachen.



Das Städtewesen · Der Kapitalismus

Eine der bedeutsamsten Erscheinungen in dieser Entwickelungsreihe ist der Uebergang von der Natural- zur Geldwirtschaft; er knüpft in erster Linie an die Entstehung des Städtewesens an; denn in den Städten bildete sich ein anderer Mensch, bildete sich eine neue Form, zu Macht und Ehre zu gelangen, das Kapital.

Wir kennen die Städte des alten Griechenlands als Mittelpunkte politischen und künstlerischen Schaffens; wir sehen in der Stadt Rom das staatliche Leben eines ganzen Reiches verkörpert. Eine solche Rolle haben die deutschen Städte nie gespielt. Während der ersten elf Jahrhunderte deutscher Geschichte gab es nur Höfe, kleinere Flecken und größere Siedelungen; diese lagen überall da, wo gesteigerter Verkehr, so z. B. bei Pfalzen, bedeutenden Kirchen, geeigneten Flußübergängen, das Beieinanderwohnen förderte. Aber einen rechtlichen Unterschied zwischen den Bewohnern dieser Siedelungen, Flecken und Orte gab es nicht. Auch der Wirtschaftsbetrieb wird im großen und ganzen derselbe gewesen sein. Nur steigerte sich durch das Zusammenwohnen zahlreicher Menschen und den Verkehr, welchen Kirchen und gute Straßen herbeizogen, die Beobachtungsgabe. Während es sonst Sitte war, daß jeder Hof und Haushalt alles das, was er verbrauchte, selbst auch verfertigte, also Schuhzeug, Eßwaren, Kleider, Tische, sahen die Menschen hier, mit wie verschiedenem Geschick der eine diese, der andere jene Dinge herstellte. Man fing also an, das Beste, was man jeweils hatte, mit anderem Besten zu vertauschen. Der Anfang zur Arbeitsteilung war damit gegeben. Denn wenn die Gegenstände, welche man selbst verfertigt hatte, in bezug auf innere Güte den Vergleich mit den eingetauschten auch aushielten, die Form blieb jedenfalls weit zurück. Was anfangs Ausnahme war, wurde nunmehr Regel. Ein jeder pflegte bald nur noch ein Handwerk zu treiben. Die Bewohner des flachen Landes erkannten schnell, daß sie weder so gut noch so billig selbst ihre Kleider, Schuhe und Geräte herstellen konnten, wie sie ihnen der Städter zum Kaufe bot, und zogen deshalb mit den Erzeugnissen ihres Hofes zum Markte in die Siedelung, um dort zu verkaufen und einzukaufen. Doch nicht nur Stadt- und Landbewohner allein trafen sich auf den Märkten; auch fremde Händler erschienen da, um Rohmaterial, welches nur anderswo gefunden wurde, abzusetzen oder ausländische Gewürze feilzubieten.

Solche Verhältnisse hatten sich wohl schon allerorten ausgebildet, bevor die Stadt als eine durch besondere Rechte ausgezeichnete Korporation in die Erscheinung tritt. Erst seit dem elften Jahrhundert entsteht der Begriff Stadt (civitas) als Trägerin gewisser Vorrechte; immer leichter ist sie von nun an als besonderer Organismus zu erkennen. Schon das Aeußere, eine stattliche Anzahl Häuser innerhalb einer Mauer oder eines Walles, gibt ihr den Karakter des Geschlossenen, einer Welt für sich. Und sie hat auch tatsächlich ihr eigenes Recht. Sie bildet einen von der Gaugerichtsbarkeit losgelösten, eigenen Gerichtsbezirk. Der Mittelpunkt dieses Gemeinwesens aber ist der Markt, der sich wohl von selbst gebildet hatte, nunmehr aber unter dem Schutze besonderer Privilegien emporblühte.

Von einer ganzen Reihe von Städten wissen wir, in welcher Weise sie zu einer Körperschaft erwachsen sind. Sie sind durch den Willensakt eines Fürsten, der auch eine wohlhabende Kommune in seinem Lande haben wollte, wie aus dem Nichts erschaffen, haben dafür aber bisweilen nur ein sehr kurzes Dasein gefristet. Dagegen ist die Entwickelung gerade der bedeutendsten Städte in ganzes oder halbes Dunkel getaucht. Denn die königlichen oder fürstlichen Gnadenakte, welche ihnen diese oder jene Rechte verleihen, sind meist nur eine Bestätigung dessen, was bereits tatsächlich Geltung erlangt hatte.

Die Stellung dessen, der ursprünglich die Gerichtshoheit wie über das flache Land so auch über die stadtähnliche Siedelung gehabt hatte, wurde durch die Entwickelung dieser mit eigenem Rechte ausgestatteten Korporationen natürlich geändert. Von vornherein war hier die Art der Stadtgründung von großem Einfluß. Je mehr der Wille des Fürsten die Stadt ins Leben gerufen hatte, um so stärker war sein Recht, um so schwächer dagegen das Recht des Rates.

Der Rat ist im allgemeinen der Träger der städtischen Autonomie; er wird nach Ablauf einer Zeit neugewählt. Neben ihm übt öfter ein Schöffenkollegium unter dem Vorsitze des vom Stadtherrn ernannten Richters die Gerichtsbarkeit aus. Das Streben der Städte ging dahin, die Rechte, welche der Landesherr oder Grundherr an dem ganzen Gebiete oder an einem Teile der Stadt hatte, möglichst zu beseitigen; meist gelang das, da der Herr bei finanziellen Schwierigkeiten auf die Unterstützung durch die Stadt angewiesen war. So wurde die Stadtluft frei gemacht und sie sollte auch alle die frei machen, welche sich in der Stadt ansiedelten. Nicht leicht war diese Freiheit zu behaupten. Eifersüchtig wurden alle Schritte des Landesherrn überwacht; namentlich ließ man ihn nicht gerne mit größerer Begleitung in die Stadtmauern hineinkommen. Doch daraus ergaben sich nicht die einzigen Konflikte in der Geschichte der Städte.

Auch im Innern gab es Zündstoff. Da waren Einwohner, die über einen großen Grundbesitz verfügten und von dessen Erträgnissen gemächlich lebten, andere wieder hatten durch einträglichen Handel so viel erworben, daß sie und ihre Nachkommen mit den erworbenen Renten gut auskommen konnten. Sie bildeten die vornehme Gesellschaft und waren, als die Stadt eine stets erweiterte Autonomie erwarb, als Privatiers am ehesten in der Lage, sich den Aufgaben der Selbstverwaltung zu widmen. Das taten sie aus Gemeinsinn, aber sie kamen dadurch auch zu Einfluß und Ansehen; so forderten sie denn für alle Zukunft die Besetzung der Ratsstellen als ihr gutes Recht.



Abb. 42 · Stadt am Ausgange des Mittelalters · Eichstätt 1493 Nach H. Schedels Chronik

Die Handwerker, die anfangs mit den kleinen Nöten des Daseins genug zu schaffen hatten, überließen die Regierungssorgen gerne andern, zumal da das Regiment der Patrizier ein väterlich wohlwollendes war. Aber nach und nach brachten es die Handwerker zu einigem Wohlstande, in Zünften vereinigt, merkten sie namentlich bei festlichen Aufzügen, was sie bedeuteten. Wer aber erst seiner Macht sich

bewußt geworden ist, läßt sich nicht mehr wie ein Kind willenlos leiten. So bildete sich der Gegensatz zwischen den regierenden Patriziern und dem werktätigen Bürgertum. Gutwillig oder böswillig, im 14. und 15. Jahrhundert mußten fast in allen Städten des Reiches die Patrizier entweder das Regiment ganz an die Zünfte überlassen oder ihnen einen maßgebenden Einfluß auf die Regierung zugestehen. Nur wenige Städte, wie Nürnberg, behielten ihre Patrizierherrschaft. Doch ist es auch in den Städten, wo das Regiment auf demokratischer Grundlage aufgebaut wurde, in der Regel so geblieben wie vorher. Immer sind die Reichen, mochten sie nun Patrizier oder dem Namen nach Handwerker sein, im Besitze der hervorragenden Aemter und daher der Macht geblieben.

Die Verwaltung der Stadt wurde im allgemeinen den vielen Aufgaben gerecht, welche der stets sich steigernde Verkehr und das Zusammenwohnen vieler Menschen auf engem Raume an sie stellten. Man baute im 13., 14. und 15. Jahrhundert schon in vielen Städten stattliche Rathäuser, in denen die mannigfachen Verwaltungsgeschäfte und die Gerichtshandlungen erledigt wurden. Die Bautätigkeit erforderte stete Ueberwachung, damit das öffentliche Interesse gewahrt blieb und nicht der Nachbar dem Nachbarn zu nahe trat. Der Marktverkehr mußte genau geregelt, Münze und Gewicht kontrolliert werden. Gegen das Umsichgreifen der Feuersbrünste suchte man durch Errichtung von Feuerwehren, Anschaffung von Spritzen anzukämpfen. Für die Gesundheit der Einwohner sorgte man durch Herbeiziehen von Aerzten und Errichtung von Apotheken. Auch das niedere Schulwesen erfreute sich gelegentlicher Beachtung des Rates. Auf Ehrbarkeit in der Lebensführung ihrer Mitbürger sahen die Ratsherren strenge. Liederliche Weibspersonen wurden aus der Stadt gewiesen, Männer zu zarter Behandlung ihrer Frauen angehalten. Nach den Augsburger Ratsprotokollen wurde wiederholt Bürgern, welche die nächtliche Ruhe gestört oder die Nachtwächter verhöhnt hatten, der Wirtshausbesuch nach 8 Uhr abends auf längere Zeit untersagt. Bedenken wir nun, daß der Stadtrat in derselben Sitzung so kleine Angelegenheiten regelte und anderseits die wichtigsten Verträge mit benachbarten Kommunen schloß, so sehen wir, daß wir hier einen Organismus vor uns haben, wie ihn das Mittelalter bisher nicht kannte, weder an den weltlichen noch den geistlichen Fürstenhöfen.

Wer mit den Augen des modernen Menschen auf das Leben in den mittelalterlichen Städten — es gab nur wenige mit mehr als 20000 Einwohnern — blickt, wird es klein und beengend finden, da es der Selbstbestimmung hochstrebender Männer und dem Erwerbstrieb feste Grenzen gesteckt habe. Das ist nur in gewissem Sinne richtig. Die Zünfte sorgten freilich dafür, daß ihre Mitglieder für gleichen Preis gleich gute Arbeit lieferten; ein jeder sollte eben einen auskömmlichen, keiner einen allzu großen Verdienst haben; sie bekämpften den Zwischenhandel und die Bildung von Kapital energisch. Das Stadtregiment hat denn auch diesen Bestrebungen Rechnung getragen, da sie dem Zeitgeiste entsprachen. So bildete die Stadt wohl das Paradies für jene Durchschnittsmenschen, die bei behaglichem Lebensgenuß und mäßiger Arbeit den Typus des Spießbürgers abgaben. Aber auf Durchschnittsmenschen ist eben alle staatliche Ordnung zugeschnitten; und daß auch auf städtischem Boden geniale Naturen sich emporringen konnten, zeigen jene großen Augsburger und Nürnberger Kaufleute, die schon im 15. Jahrhundert weitreichendste Verbindungen abgeschlossen hatten und die bis dahin allmächtigen italienischen Kaufherren aus einer Position nach der andern verdrängten. Die deutsche Stadt wäre ja auch ihrem innersten Wesen untreu geworden, wenn sich auf ihrem Markte, der dem Güteraustausch von nah und fern diente, nicht kaufmännischer Geist gebildet hätte, um dann wagend in die Ferne zu dringen. Trotz aller Anfeindungen durch Handwerker bildete sich in den Städten der Kaufmannsstand, auch er organisierte sich zunftmäßig und überragte an Ansehen und Kapitalkraft die übrigen Genossenschaften. Beförderte so die Stadtwirtschaft den Handel, so gab andererseits ihre werdende Kultur den geeigneten Boden ab für die Pflege der Wissenschaft und Kunst. Kirchen und öffentliche Gebäude zeugen von dem Wohlstande der mittelalterlichen Städte. Daneben be-

reitete der Hang des Städters zu feinerem Lebensgenuß auch den dekorativen Künsten, der Plastik und Malerei, eine Heimstätte. So bedeutet die städtische Wirtschaft, die sich deutlich seit dem 13. Jahrhundert entwickelt, für alle Lebensrichtungen, für die Ausgestaltung des politischen Wirkens, für die Entfaltung freier kaufmännischer Tätigkeit, für die Hebung von Kunst und Wissenschaft einen gewaltigen Fortschritt.

* * *

In der Stadt des ausgehenden Mittelalters gelangten auch Privatleute zu größerem Reichtum. Wie er entstanden sei, ist Gegenstand einer Kontroverse. Die Ansicht W. Sombarts, daß er aus aufgespeicherter Grundrente, d. h. aus dem Verkauf und der Verpachtung von Bodenbesitz entstanden sei, dürfte in dieser Allgemeinheit als widerlegt gelten. Der größere Teil der Kapitalvermögen ist durch Gewerbe und Handel verdient worden. Freilich hat es im früheren, ja auch im späteren Mittelalter nur wenig Leute gegeben, die sich ganz dem Handel gewidmet hätten, sondern sie übten in der Regel auch ein Handwerk aus. Dadurch, daß eben der Handwerker nicht nur für den Bedarf und auf Bestellung, sondern auch für den Markt arbeitet, wird er Kaufmann und verschafft sich die Möglichkeit zu unbegrenztem Erwerb. Gerade in Deutschland bestand ein guter Teil alles Kapitalgewinnes in der Handarbeit, durch welche die Rohprodukte für den menschlichen Gebrauch hergerichtet wurden. Das schließt nicht aus, daß in vielen Familien die Kapitalbildung von den Erträgen des Grundbesitzes ausging; aber die meisten Reichtümer sind doch dadurch erworben, daß der Handwerker unternehmungslustig sein Absatzgebiet ausdehnte und mit stets steigendem Gewinn immer Größeres wagte. Zuletzt läßt er dann andere die Handarbeit besorgen und sorgt nur für den Absatz. Aus dem Handwerker wird so mehr und mehr der Kaufmann.



Abb. 43 · Rathaus zu Brügge aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts

Seit dem zwölften Jahrhundert dringen die Vorläufer der späteren großen Handelsfürsten in die Ferne; im Laufe der folgenden Jahrhunderte gewinnen sie auf den Märkten der benachbarten Länder stets

größeren Einfluß. Ueber die Alpenpässe zogen ihre Karawanen hin und her und versorgten Italien mit den Erzeugnissen deutscher Handfertigkeit, während sie Gewürze, seltene Früchte von Venedig aus nach Deutschland und über Deutschland hinaus in die nordischen Reiche, nach England und Rußland führten. In Mailand waren die deutschen Kaufleute seit dem 14. Jahrhundert durch besondere Privilegien der Herzöge geschützt und auch Ludwig XII., der 1499 Mailand besetzte, hielt es für geraten, diese zu bestätigen. In Venedig bildete seit dem 13. Jahrhundert der Fondaco dei Tedeschi den Mittelpunkt des deutschen Handels, der Abendland und Morgenland in Berührung brachte. Hier war gleichsam die hohe Schule für den deutschen Kaufmann, so gut wie es die italienischen Universitäten für die deutschen Gelehrten waren. Dem Fondaco entsprach in London der Stahlhof. Hier hatten Kölner Kaufleute im 13. Jahrhundert einen Stützpunkt für die in England Handel treibenden Genossen geschaffen. Zum Schutze ihrer Interessen schlossen sich die Kaufleute mehrerer im Norden gelegener Städte zusammen; dann machten die Städte selbst die Sache ihrer reichen Bürger zu der ihren und gingen miteinander Bündnisse ein zum Schutze des Handels, so 1241 Lübeck und Hamburg. Andere Städte im Osten und Westen schlossen sich an. Auch im Binnenlande gelegene Kommunen, wie Köln, Minden, Soest u. a. traten dem Bunde bei. So erwuchs aus bescheidenen Anfängen die Hansa, welche gegen Ausgang des 14. Jahrhunderts eine solche stattliche Macht ins Feld stellte, daß ganze Länder vor ihnen kapitulieren und gutwillig oder gezwungen die Privilegien der Hansa anerkennen mußten. Namentlich Dänemark mußte die Tatkraft der deutschen Kaufleute schwer empfinden. In Wisby auf Gotland hatten die deutschen Kaufleute ihren Stützpunkt für den Handel mit dem fernen Osten. Seit dem 14. Jahrhundert aber trat Danzig mehr und mehr an dessen Stelle. Diese Stadt blühte infolgedessen gewaltig auf, und auch nachdem sie unter polnische Herrschaft gekommen war, hat sie nicht aufgehört, in treuem Festhalten an ihrer Eigenart einen der Hauptmärkte für den deutschen Handel nach dem Osten zu bilden.

In den oberdeutschen Städten gab es neben dem Handel auch starke Industrie; sie haben ihren Reichtum also nicht so ausschließlich vom Zwischenhandel, wie die norddeutschen Städte, sondern auch von der Ausfuhr von Manufakturwaren. Namentlich die Webereien im Schwabenlande, in Augsburg, Ulm, Memmingen waren weitberühmt. Aber auch die Erzgießereien von Nürnberg und Augsburg standen in hohem Ansehen.

* * *

Parallel dem wirtschaftlichen Aufschwung, der sich namentlich beim Kaufmannsstande beobachten läßt, geht der Drang, nun auch wagend in unbekannte Fernen zu dringen und die bisher in das Halbdunkel der Sage gehüllten Länder des Erdkreises dem Handel des Abendlandes zu erschließen. Hier ging das Interesse der Kirche mit dem der Kaufleute in gleichem Schritt. Als Ziel schwebten die gewürzreichen Länder des Orients vor, von denen man nur dunkle, märchenhafte Kunde besaß.

Dominikaner und Franziskaner sandte Papst Innocenz IV. vom Konzile von Lyon 1245 ins Innere von Asien. Die Franziskaner Piano di Carpine und (1256) Franz von Rubruck lieferten die ersten Schilderungen Asiens; dann kamen gegen Ende des 13. Jahrhunderts die Kaufleute Brüder Poli aus Venedig bis nach China. Der jüngere Marco hat uns ein anschauliches Bild der Reise und des viele Jahre dauernden Aufenthaltes in China gegeben. Ein reger Handel mit den fernen Ländern folgte, und auch die Deutschen nahmen Anteil daran. Aber seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts machte das siegreiche Vordringen der Türken die Verbindung mit dem Osten immer schwieriger; man suchte daher zur See um Afrika herum nach Indien und China zu gelangen. Hier machten sich die Portugiesen verdient. Ihr Admiral Bartholomäus Diaz erreichte das Kap der guten Hoffnung 1487, Vasco da Gama kam selbst bis Indien 1498. Augsburger Kaufleute haben sich dann seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts an dem gewinnbringenden Handel mit Indien beteiligt.

Die Entdeckung des westindischen Archipels und des amerikanischen Festlandes durch Columbus seit 1492 hat in Deutschland vorerst nur wissenschaftliche Teilnahme

hervorgerufen. Der Brief des Florentiners Amerigo Vespucci über seine Entdeckungen in Südamerika wurde alsbald deutsch in Augsburg und Straßburg gedruckt. Der zum Elsässer Humanistenkreis gehörende Martin Waltzemüller (Hylacomylus) gab 1507 in der Einleitung zu seiner Kosmographie dem neuen Erdteil den Namen Amerika. Es sollte nicht mehr lange dauern, und die deutschen Großkaufleute, die Fugger und die Welser, zogen auch das reiche Ausbeute versprechende Land in den Bannkreis ihrer Spekulation. Doch das gehört einer späteren Zeit an.

* * *



Die größeren Städte und ihre Geschichtsschreiber

Ich habe oben bereits erwähnt, wie sehr die Bedeutung einer Korporation schon aus dem Umfange der Geschichtsschreibung hervorgeht, die ihr gewidmet ist. Seit dem Ausgange des 13. Jahrhunderts nimmt nun die Stadtgeschichtsschreibung eine hervorragende Stellung in der Historiographie ein. Da machen sich die Uebergänge ihrer Entwickelung, die Eigentümlichkeiten ihres Werdens deutlich bemerkbar. Mit Recht hat daher die historische Kommission bei der k. Akademie der Wissenschaften zu München die Herausgabe der Chroniken der deutschen Städte in die Hand genommen und schon weit gefördert.

In der Geschichtsschreibung tritt Straßburgs Bedeutung schon früh hervor. Fast zu derselben Zeit, da in den italienischen Stadtstaaten eine besondere Geschichtsschreibung entsteht, welche die Geschehnisse der Stadt in den Mittelpunkt der Weltbegebenheiten stellt, beobachtet man auch in Straßburg das Emporkommen einer stadtnationalen Geschichtsschreibung. Bisher hatten meist Geistliche, vom Bischofe herab bis zum Ordensmanne, die Denkwürdigkeiten ihrer Zeit aufgezeichnet. Da stand das kirchliche Interesse natürlich mehr oder weniger im Vordergrunde. Jetzt aber, seit dem Ausgange des 13. Jahrhunderts, da die Stadtwirtschaft und damit die Laienbildung mehr und mehr erblühte, kommt auch die Geschichtsschreibung mehr in die Hände der Laien oder doch solcher, welche es mit dem Bürgertume halten. Die Interessen des Bürgertums, sein Ringen um das tägliche Brot, sein Kampf mit der landesherrlichen Gewalt, alle die Leiden, welche die Städte im 14., 15. und 16. Jahrhundert von den großen und kleinen Raubrittern zu erdulden hatten, wurden liebevoll aufgezeichnet. Die Städte haben alle diese Unbilden siegreich überwunden, und sehr oft mischt sich in die Geschichtsschreibung des Stadtchronisten ein stolzes und frohes Wort der Genugtuung über die gewonnenen Erfolge.

Straßburg, auf dem Boden des alten Argentoratum erwachsen, hatte seine Bedeutung durch die Lage an der Königsstraße, die von Westen über den Rhein ins östliche Germanien führt. Sie galt als königliche Stadt und wurde mit manchen Privilegien ausgezeichnet. Doch wußte, wie das in vielen Städten der Fall war, der Bischof sich in die königliche Gerechtsame einzudrängen und sich gleichsam zum Landesherrn der Stadt zu machen (elftes Jahrhundert), über welche er einst nur die geistliche Gewalt besessen hatte. Mit dem Beginne des 13. Jahrhunderts tun die Bürger energische Schritte, um von der Abhängigkeit vom Bischofe loszukommrn. Die Errichtung eines frei von der Bürgerschaft gewählten Rates gab den ersten Anlaß zum Streit. Doch wurde er beigelegt, und unter stillschweigender Billigung der Bischöfe wurde das städtische Selbstbestimmungsrecht immer größer. Da kam 1260 der ritterliche aber stolze Walter von Geroldseck auf den bischöflichen Stuhl. Er forderte alle Rechte, welche die Stadt sich angemaßt habe, wieder zurück und belegte, als er Widerstand erfuhr, die Stadt mit dem Banne. So kam es zum Kriege. Der Bischof, der sich der Unterstützung der umliegenden Herren erfreute, wurde von der Stadt, die auch ihrerseits Zuzug erhalten hatte, in der Schlacht bei Hausbergen 1262 besiegt. Aber der Kampf dauerte bis zum Tode des Bischofs Walter fort (1263); erst sein Nachfolger, Bischof Heinrich, machte Frieden und bestätigte der Stadt ihre Rechte. Wohl wurde die Hoheit des Bischofs noch

anerkannt, aber die Autonomie der Stadt ging so weit, daß sie eigene Politik trieb und selbständig Bündnisse abschloß. Das Regiment der Stadt lag fast ganz in den Händen einzelner Familien, welche, wie so oft in deutschen und italienischen Städten, sich gegenseitig bekämpften. Dieser Zwiespalt gab den niederen Bürgern hier bald Gelegenheit, Einfluß auf die Besetzung des Rates zu gewinnen (1332). So kam die Gewalt aus der Herren Hand an die Handwerker, ‚weil die Herren begingen große gewalt an ihnen'. Die Folgezeit war für Straßburg recht bewegt; doch zeigte sich das Handwerkerregiment allen Stürmen gewachsen. Seit 1428 bildeten Adelige und Nichtzünftige nur ein Dritteil des aus 42 Mitgliedern bestehenden Rates. Trotz vieler Kriege gegen übermächtige Nachbarn hatte der Wohlstand der Stadt zugenommen. Die Großtat von Hausbergen (1262) lebte, die Bürger begeisternd, im Andenken fort. War es doch einer der glühendsten Patrioten der Stadt, der große Ellenhard, gewesen, der, wie er selbst an den kriegerischen Ereignissen von 1262 teilgenommen hatte, auch darauf bedacht war, für die Aufzeichnung dieses denkwürdigen Ereignisses zu sorgen. Das Bellum Waltherianum geht hauptsächlich auf Mitteilungen zurück, welche Ellenhard dem Verfasser, man hat ihn irrig Gottfried von Ensmingen genannt, machte. Mit Stolz hebt der Chronist hervor, daß in der entscheidenden Schlacht fast nur Straßburger Bürger gekämpft hätten, da die Bundesgenossen vorher abgezogen wären. Auf Ellenhards Anregung geht auch die Chronik zurück, welche Gottfried von Ensmingen schrieb und die sich namentlich durch die Anhänglichkeit an das Haus Habsburg auszeichnet. Man darf wohl behaupten, daß von allen Städtechroniken die Straßburger für die Folgezeit den größten Zug aufweisen. Mathias von Neuenburg, der, wenn auch nicht eine Städtechronik, sondern eine Geschichte von Kaiser und Reich schrieb, die zu den besseren Werken dieser Art gehört, erscheint 1350 als Straßburger Bürger. In Straßburg aber entstand auch eine der ersten Chroniken in deutscher Sprache, die 1362 vollendete Chronik des Fritsche Closener von Kaisern und Päpsten. Neues bringt Closener nur im zweiten Teil der Chronik, wo er von der Geschichte Straßburgs handelt. Auch hier schöpft er freilich viel aus Quellen, die uns auch sonst bekannt sind, fügt aber für die Zeitgeschichte manches aus Eigenem zu. Der bekannteste von allen Straßburger Chronisten aber ist Jakob Twinger von Königshofen, der, um den Laien verständlich zu sein, gleichfalls deutsch schreibt und im ganzen Mittelalter gern gelesen und benutzt wurde. Denn er bot den ganzen geschichtlichen Stoff in bequemster Anordnung und Teilung. Außerdem empfahl ihn der Freimut, welchen er als Geistlicher gegenüber den Fehlgriffen des römischen Stuhles an den Tag legte. Ein freier wissenschaftlicher Geist durchweht überhaupt das Elsaß des 15. Jahrhunderts. Der Humanismus hielt früher als irgendwo seinen Einzug in Schlettstadt, wo Karl Dringenberg eine Schule begründet hatte, die es an Ruf und Erfolgen mit jeder Universität aufnahm. Aus dieser Schule sind Männer hervorgewachsen, die später zu den Führern des Humanismus gezählt wurden. Wir werden ihrer weiter unter gedenken.



Abb. 44 · Köln 1499 · Nach der Kölhoffschen Chronik fol. 30

Auch Köln hatte sich seit dem Beginne des zwölften Jahrhunderts aus der Abhängigkeit vom Erzbischofe zu befreien ge-

sucht. Bündnisse, welche die Richter, Schöffen und Bürger im 13. Jahrhundert mit benachbarten Städten und Herren schlossen, deuten auf ein großes Maß städtischer Autonomie. Doch verlangsamte hier der tiefe innere Gegensatz zwischen den angesehensten Geschlechtern der Stadt und der niederen Bevölkerung die Entwickelung. So konnte ein Konrad von Hochstaden 1259 noch einmal einen schweren Schlag gegen das Stadtregiment führen. Die Geschlechter wurden für lange Zeit aus der Regierung der Stadt verdrängt, bis das gewalttätige Vorgehen des Erzbischofes Engelbert von Falkenstein (1262) die Patrizier und Popularen wieder einigte. Von nun an wurde der Einfluß des Erzbischofes auf die Regierung der Stadt fast ganz beseitigt. Zur Ruhe ist allerdings die Bürgerschaft noch ein Jahrhundert lang nicht gekommen. Die Kämpfe der Overstolzen und der Weisen zogen weite Kreise; dann kam es noch im 14. Jahrhundert zu wiederholten Kämpfen der Zünfte gegen die Geschlechter, bis 1396 die dauernde Herrschaft der Zünfte begründet wurde. Köln hat bis zum 13. Jahrhundert eine großartige Geschichtschreibung aufzuweisen; die Kölner Königschronik (um 1200) rechnet zu den besten Erzeugnissen mittelalterlicher Historiographie. In die bewegte Zeit der erbitterten Kämpfe der Stadt mit Erzbischof Engelbert II. aber führt uns die erste Kölner Reimchronik des Gottfried Hagen, die zwischen 1277 und 1287 (H. Cardauns) entstanden ist. Gottfried ist von glühendstem Kölner Lokalpatriotismus durchdrungen. Obschon Geistlicher, steht er als Stadtschreiber doch ganz auf Seiten der Bürgerschaft in dem Kampfe gegen den Erzbischof. Dadurch ist sein Urteil wiederholt bestimmt; aber wie Gottfried sich im Ausdruck gegenüber der Kirche in respektvollen Grenzen bewegt, so hat er doch im allgemeinen versucht, die Wahrheit zu sagen. Er schließt sein Werk mit dem Wunsche, daß der Friede zwischen Erzbischof und der Stadt immer dauern möge.

Die zweite wichtige Episode im Verfassungsleben der Stadt Köln ist gleichfalls in einer deutschen Reimchronik, der Weberschlacht (1369/70), besungen. Der Verfasser steht auf Seiten der Geschlechter und erklärt den Aufstand der Zunft wie in seiner Ursache verwerflich so in seinem unglücklichen Ausgange als ein warnendes Beispiel.

Auch der endliche Sieg der Zünfte hat eine chronikalische Bearbeitung gefunden, und so begleiten die von Kölnern geschriebenen Denkwürdigkeiten die Stadt durch Freud und Leid. Eine umfassende Sammlung des geschichtlichen Stoffes wurde 1499 in der bei Joh. Koelhoff gedruckten Chronik vorgenommen. Das Leben in dieser Stadt, die wohl als die schönste in ganz Deutschland gepriesen wird, war außerordentlich reizvoll. Viel kulturgeschichtlich interessantes Material können wir den gelegentlichen Bemerkungen der Dichter und Chronisten entnehmen; aber die ansprechendste Schilderung bietet doch das Buch Hermanns von Weinsberg, der in der Zeit Kaiser Maximilians die kleinen Freuden und Leiden seiner Vaterstadt aufgezeichnet hat. Er berichtet von viel Arbeit, die er von früher Jugend auf verrichtet habe, aber auch von frohen Festen, die das Jahr in reicher Fülle bot. Hier sehen wir auch

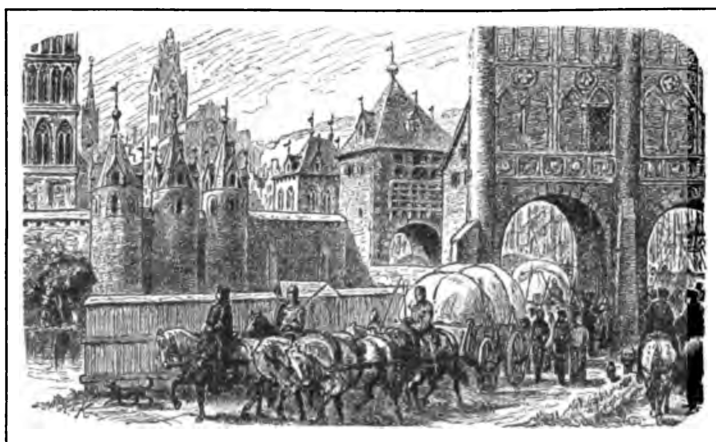


Abb. 45 · Handelszug aus dem Tore Lübecks ziehend

die Wirkung der neuen Lebensauffassung deutlich vor uns. Hermann erklärt: „Ich gehe wohl zur Kirche, höre gern Predigt, aber bete nicht fleißig und viel, bekümmere mich wenig um die heilige Schrift, sondern mehr um weltliche zeitliche Dinge". In Köln hat auch die Kunst frühzeitig Fuß gefaßt. Der Niederrhein war dem anderen Lande namentlich in der Malerei voraus. Die Kölner Malerschule weist Bilder auf, die mit ihrem zarten Schmelz noch heute das Auge erfreuen.



Abb. 46 · Städtisches Leben · Kartenspieler fol. 118b

Die angesehendste Stadt Westfalens Soest hat sich zur Reichsfreiheit nicht durchzuringen vermocht. Wohl schüttelte sie 1441 die Herrschaft des Erzbischofs von Köln ab, aber nur um sich sogleich in Abhängigkeit vom Herzog von Cleve zu begeben. Doch hat der glorreiche Kampf Soests gegen den Erzbischof die Bürger nicht nur zu poetischen Ergüssen gegen ‚bischop Diderick Kikintlant, he toech vor Soist mit gewaldiger hant' begeistert, sondern auch eine wertvolle Darstellung der Soester Fehde durch den Stadtschreiber Bartholomäus Lake gezeitigt, die leider durch spätere Bearbeitung (1533) entstellt ist (Jos. Hansen).

Von den norddeutschen Städten hat Lübeck, welches die Führung der Hansa hatte, auch die besten Erzeugnisse der Historiographie hervorgebracht. Um 1345 machte sich hier der durch die Größe und das Ansehen Lübecks begeisterte Ratsnotar Johannes Rode (Ruffus) daran, die Vergangenheit seiner Vaterstadt zu erforschen. Vom Jahre 1105 an zeichnete er alles auf, was er über Lübecks Geschichte fand, und führte das Werk bis zu seinem Todesjahr 1349 fort. Leider ist diese sogen. Stadeschronik nur in der Bearbeitung des Franziskaner-Lesemeisters Detmar erhalten, der eine Fortsetzung bis 1395 anfügte. Im Lübecker Burgkloster weilte auch einer der angesehenen Geschichtsschreiber des 15. Jahrhunderts, der Dominikaner Hermann Korner, dessen Chronica novella weniger ein Denkmal für die Gewissenhaftigkeit als vielmehr für die Gestaltungskraft des Verfassers ist.

In Bremen kam die Geschichtsschreibung zu geringerer Entfaltung, noch unbedeutender ist das, was aus Hamburg im 15. Jahrhundert überliefert ist. Die vornehmste Stadt in sächsischen Landen, Magdeburg, hat auch ein hervorragendes Werk der Geschichtsschreibung aufzuweisen, die sogenannte Schöppenchronik, die um die Mitte des 14. Jahrhunderts wahrscheinlich vom Stadtschreiber Hinrik von Lammespringe zusammengestellt und bis 1372 fortgeführt wurde. Verschiedene Hände sind dann noch an dem Werke tätig gewesen; bis in die letzten Jahre der Regierung des Kaisers Max I. reichen die oft trockenen, aber meist recht sachlichen Aufzeichnungen dieser Chronik.

Wie die Mark Brandenburg, so sind auch die Städte der Mark kaum mit einem nennenswerten Erzeugnisse der Geschichtsschreibung vertreten. Es ist als ob die Unterwerfung Berlins unter den Willen des Markgrafen hier den frischen Mut, der anderswo gerade in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Geschichtsschreibung durchzieht, unterdrückt habe. Dagegen haben die Kämpfe des deutschen Ordens mit den aufsässigen Landständen im 15. Jahrhundert auch ihren Niederschlag in chronikalischen Aufzeichnungen gefunden, welche



Abb. 47 · Städtisches Leben Wirtshausszene

auf die Stadt Danzig zurückgehen. Hier schrieb ein Bürger, Peter Brambeck, die Danziger Chronik vom Bunde (1438-1466) mit starker Betonung der Rechte der Städter gegenüber dem Hochmeisterorden. Auch Danzig sollte, nachdem es das Seinige mit zum Untergange der Ordensherrschaft beigetragen hatte, die Erfahrung machen, wie wenig es dadurch für seine Freiheit gewonnen hatte. Der König von Polen streckte nunmehr begehrlich seine Hände aus. Die Stadt war ja auch im Handel reich geworden und mußte so die Habsucht der umwohnenden Herren wecken. Den Stolz des weitgereisten Kaufmanns, der das Seinige zu dem Wohlstande der Stadt beigetragen hat, und andererseits die Sorge des Besitzenden, der für das fernere Wohlergehen der Stadt fürchtet, spiegelt die Danziger Chronik des Kaspar Weinreich wieder (1461—1496).

Durch die politische Rolle, welche Breslau in den Kämpfen gegen Georg Podiebrad von Böhmen spielte, wurde auch hier eine spezifisch städtische Geschichtsschreibung ins Leben gerufen, des Peter Eschenloer Breslauer Chronik. Der humanistisch gebildete Stadtschreiber zeichnete bis 1458 im Anschluß an die Böhmenchronik des Enea Silvio Piccolomini die Geschicke Schlesiens und Breslaus auf und fügte dann eine bis 1472 reichende, auf Aktenkenntnis beruhende Stadtgeschichte an. Dann aber hat er den ganzen Stoff noch einmal in deutscher Sprache bearbeitet; hier zeigt sich der Stadtschreiber, der im Auftrage des Rates für ein breiteres Publikum die Geschichte mit der besonderen Absicht vorträgt, die Politik des Rates, der recht unbesonnen in den Kampf gegen den Böhmenkönig eingetreten war, zu rechtfertigen. Es würde zu weit führen, alle Städte durchzugehen, in denen sich das Hochgefühl der neuen Faktoren des politischen Lebens in den Erzeugnissen der Geschichtsschreibung bekundet. Nur Augsburg und Nürnberg will ich noch erwähnen, und wenn ich es an letzter Stelle tue, so geschieht es, um ihnen einen etwas breiteren Raum zu gönnen.

Augsburg zeichnete sich durch seine günstige Lage am Zusammenfluß von Lech und Wertach aus, die beide energische Kraft in den Dienst der Industrie stellen. Außerdem beherrschte es die Straße, welche von Italien über den Brenner, Innsbruck und Fernpaß nach Deutschland führt. Die Erzeugnisse, welche Augsburgs Gewerbfleiß lieferte, konnten daher leicht in das Innere Deutschlands und nach Italien ausgeführt werden. Ebenso leicht aber konnten auch die Rohmaterialien, welche die in Augsburg blühende Tuch- und Barchentweberei gebrauchte, hierher gelangen. So bildete sich denn in Augsburg ein angesehener Kaufmannsstand, der weitgereiste Mitglieder zu den Seinen zählte, und ein nicht minder blühendes Handwerk. Das mächtigste Gewerbe war ohne Frage die Genossenschaft der Weber. Daraus erklärt sich, daß auch die handel- und gewerbetreiben-



Abb. 48 · Städtisches Leben · In der Münze · Nach dem Weißkunig

den Kreise an dem Regimente der Stadt, welches nach der Beseitigung des bischöflichen Regimentes (1268) in den Händen weniger städtischer Patrizier, der Welser, Rehlinger, Langenmantel, Ilsung u. a. lag, teilhaben wollten. Eine Empörung des Jahres 1368 brachte dem Volke die langersehnten Rechte. Die Zünfte nahmen in ihren Vertretungen nunmehr entscheidend an der Regierung der reichsfreien Stadt selbständig mache. Im 15. Jahrhundert finden wir die Fugger in der Weberzunft, aber schon in der ersten Hälfte haben sie auch Handel getrieben. Der erste Fugger, welcher in die Kaufmannszunft eintrat, war Ulrich Fugger, ein Sohn des älteren Jakob Fugger. Ulrich hat die Geschäfte des Hauses mit gutem Erfolge in Rom vertreten. Die weltgeschichtliche Größe der Familie aber beginnt mit Jakob II. Fugger,



Abb. 49 · Geschlechtertanz in Augsburg 1500

teil. Dieser Umstand erleichterte auch das Emporsteigen junger Familien zu einer führenden Stellung und bewahrte die Stadt vor den üblen Folgen, welche die von einer Kaste ausschließlich geführte Herrschaft allzu leicht mit sich bringt. In Augsburg war 1367 der erste Fugger namens Hans eingewandert, nicht wohl als armer Handwerksbursche, wie gern erzählt wird, sondern wahrscheinlich als Sprößling einer wohlhabenden Familie, die einen Sohn zur Vervollkommnung im Berufe nach der großen Stadt schickte, damit er hier sich der in Venedig seine Schule durchmachte und dann alle die Beziehungen, welche seine Vorfahren, Brüdern und Vettern mit Nord, Süd und Ost angeknüpft hatten, in größerem Maßstabe fortführte. Er war kaufmännisch, industriell und finanziell hervorragend tätig. Auf seine Beziehungen zu Maximilian kommen wir weiter unten zu sprechen. Hier mag also nur erwähnt werden, daß er über einen großen Teil der Tiroler Kupferausbeute ständig verfügte, und nachdem er durch seine Verbindung mit der Familie Thurzo von Bethlemsalva

auch die ungarischen Kupferbergwerke unter seinen Einfluß gebracht hatten, fast den ganzen Weltmarkt beherrschte. Nach Venedig, nach Deutschland und in die nordischen Reiche verfrachtete er alljährlich Tausende von Zentnern des wertvollen Metalles. Hiermit hat, glaube ich, Jakob Fugger den größten Teil seines Reichtums verdient. Daneben brachte freilich auch der Verkehr mit der Kurie, das Vermitteln von Pfründen, das Finanzieren der Ablässe ein gutes Stück Geld ein. Ein solches Aufsteigen wie den Fuggern ist im ganzen Verlauf der Weltgeschichte nur wenigen Familien beschieden gewesen. Es erinnert in etwa an das der Medici in Florenz. In Augsburg sind aber neben den Fuggern noch andere Familien zu bedeutendem Vermögen gelangt, namentlich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Wir verfügen, um das Anwachsen des Kapitals in Augsburg zu beobachten, über gute Zusammenstellungen von Jakob Strieder (1904). Im Jahre 1396 gab es danach von 2930 Steuerpflichtigen 74 Personen, welche ein Mindestvermögen von 1200 Gulden (ungarisch) versteuerten. Darunter befindet sich Hans Fugger mit einem Vermögen von 1824 Gulden. Das größte Vermögen, das der Dächsin, beträgt aber 21630 Gulden. Im Jahre 1461 weilten in Augsburg schon 4730 Steuernde und 160 Steuerzahler mit einem Mindestvermögen von 1200 Gulden. Der steuerkräftigste ist jetzt Ludwig Meuting mit 16452 Gulden Vermögen. An zwölfter Stelle steht Jakob Fugger d. Ae. mit 5811 Gulden, während die Frau seines Bruders Andreas für 4508 Gulden steuert. Für das Jahr 1467 läßt sich das Vermögen der reichen Leute nicht mehr so genau an der Hand der Steuerlisten verfolgen, da ein verschiedener Prozentsatz für mobiles und immobiles Vermögen seit 1461 eingeführt ist. Nur soviel läßt sich sagen, daß der Wohlstand der Augsburger ganz außerordentlich stieg, auch wenn man annimmt, daß die Kaufkraft des Geldes von Jahr zu Jahr zurückging. Schulte (die Fugger in Rom) erwähnt, daß das Vermögen der Fugger von 1480 bis 1501 um nicht weniger als 1634 Prozent gestiegen sei. Nach der von Ehrenberg auszugsweise veröffentlichten Bilanz besaß die Fuggersche Handelsgesellschaft 1511 ein Vermögen von 245463 Gulden. Im Jahre 1527 aber war das Vermögen auf 2032652 Gulden angewachsen. Das war eine neue Großmacht, und Ehrenberg spricht daher nicht ohne Grund von einem ‚Zeitalter der Fugger'.



Abb. 50 · Hof im Fuggerhause zu Augsburg

Die Entwickelung Augsburgs, in dem strebsame Bürger so leicht zu Macht und Einfluß emporsteigen konnten, spiegelt sich nun deutlich in seiner Geschichtsschreibung wieder. Mit dem Jahre 1368, da die Zünfte sich politischen Einfluß sicherten, kommt in die Geschichtsschreibung ein frischer Zug. Der Bericht eines einfachen Mannes ist es, mit dem der erste Band der Augsburger Städtechroniken eröffnet wird: ‚In der jarzal unsers herren in dem 1368 jar am nechsten montag nach Simeonis Jude, do kom ain

groz folk gewappent uff den pernlaich und sprachen, si wölten ain zunft haben und wölten di haben mit gutem frid und im solt niemant fürchten weder libes noch gutes. Daz beschach allez mit guotem frid.' Der zweite, der uns in dieser Zeit die Geschichte seiner Vaterstadt schrieb, war gleichfalls ein Zunftgenosse; Erhard Warhaus, der es zu großem Vermögen in der Stadt gebracht hatte. Besonders wertvoll ist dann die Chronik des Burkard Zink, der 1396 in Memmingen geboren, später in Augsburg seinen Sitz aufschlug und eine ausgezeichnete Geschichte dieser Stadt bis zum Jahre 1468 schrieb. Ebenso dankbar sind wir ihm dafür, daß er uns eine tagebuchartige Aufzeichnung seines eigenen Lebens hinterlassen hat. Wir lernen hier die Geschichte eines Mannes kennen, der sich in verschiedenen Berufen versuchte, der dem Studium bis zum 18. Jahre oblag, dann als Kürschnergeselle begann, um darauf wieder als eine Art von Erzieher tätig zu sein. ‚In Biberbach', erzählt er, ‚kam ich von stund an zu ainem frumen man, was gar reich und was ein schuster gewesen, aber er trib das hantwerk nit, der wolt mich um gottes willen behalten han 1 jar oder lenger'. Doch paßt es unserm Burkard nicht, daß er sich sein Brot selbst betteln soll, und so wandert er bald weiter. Geistlicher werden, wie sein Schwager wünscht, mag er nicht. So zieht er mehrere Jahre durch die bedeutenderen Orte des südlichen Deutschland; 1419 siedelt er sich in Augsburg an. Er findet dort Stellung bei ‚ainem reichen man Joß Kramer, der was ain gewaltig man hie, er was ain baumaister (Kämmerer), doch was er ainer von der gemain aus der weber zunft. Doch trib er das hantwerk nit, dan er bedorft sein nit, er trib kaufmanschaft von Venedig, als wol rc.; er hett wol 100 fardel barchat.' Noch einmal, 1420, als er heiratete, ist es Burkard wie in seiner Jugend trübe ergangen. Dann steigt er durch glücklichen Handel empor. Er ist weit herum gekommen, in Ungarn, Venedig, Rom, ja auf Rhodus hat er zum Teil eigene, zum Teil fremde Geschäfte besorgt. Als er 1474 (?) starb, konnte er ein kleines Vermögen sein eigen nennen. Gleichzeitig mit Zink schreibt Hektor Mülich, einer der reichsten Bürger der Stadt, Augsburger Geschichte bis zum Jahre 1487. An der Art, wie er die Feder führt, erkennt man den von Haus aus vornehmen Kaufmann, der in knappem Lapidarstil hier und da eine Randglosse zu den von ihm verzeichneten Begebenheiten macht. Ein anderer Kaufmann, Lucas Rem, begleitet uns mit seinen Aufzeichnungen ins sechzehnte Jahrhundert. Er beobachtet scharf und äußert sich namentlich über die geldgierigen Räte Kaiser Maximilians sehr abfällig. Dem an ordentliche Buchführung gewöhnten Manne erscheint der Kaiser, der so gar nicht zu rechnen versteht und deshalb von allen ausgebeutet wird, sehr tadelnswert. Mit einem gewissen Behagen erzählt er zum Jahre 1518, wie niemand des schon kranken Kaisers Hofgesinde in Innsbruck herbergen will, weil der Kaiser die alten Rechnungen noch nicht bezahlt habe. Tiefverstimmt setzt der Kaiser daher seine Reise nach Wels fort.

Im Gegensatze zu Augsburg ist Nürnberg von der Natur nicht so sehr begünstigt. Auch hier wohl ein Fluß, aber nicht mit der gewaltigen Arbeitskraft des Lech. Hier mußte daher die Regsamkeit der Bürger ausgleichend wirken, oder es mußten, wie überall da, wo die natürlichen Vorbedingungen zur Größe fehlen, überragender Wohlstand und beherrschender Geist einzelner die erforderliche Grundlage schaffen. Das geschah in Nürnberg. Deshalb hat die Stadtverwaltung auch trotz aller demokratischen Anstürme ihren aristokratischen Karakter behalten. In Nürnberg begegnen wir schon früh den Namen der zum Teil heute noch blühenden Familien der Stromer, Tucher, Imhof, Holzschuher, Behaim, Grundherr u. a. Die Stadt vermittelte einen regen Handelsverkehr der südlich gelegenen Städte mit Frankfurt und Leipzig und hat einen steten Kampf geführt, um sich diese Wege offen zu erhalten. Trotz langwieriger, verlustreicher Kämpfe mit den umwohnenden Herren, namentlich den Markgrafen von Brandenburg, hat sie immer wieder stolz das Haupt erhoben und lieber einen Waffengang gewagt als demütigende Zugeständnisse an adelige Herren gemacht. Als sie zu Beginn des 16. Jahrhunderts wieder in blutiger Fehde mit dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Ansbach lag, suchte Jakob Fugger zu vermitteln und schlug der Stadt vor, den Markgrafen mit einer

Summe Geld abzufinden. Doch die Stadt war für Jakob Fuggers Vorschlag nicht zu haben; ,denn eine solch stattliche Summe und noch dazu in jährlichen Beträgen zu bezahlen, würde eher einem Tribut als einer vertragsmäßigen Zahlung gleichen'. Wenn das die Adeligen erführen, würde der Stadt der Sattel nimmer vom Hals kommen, und uns menniglich rupfen wollen'. die Fugger, empfing er schon gegen das Ende des 14. Jahrhunderts die Großen dieser Erde in seinem Hause. An Ulmans Geschlechtsbuch läßt sich das Memorialbuch des Endres Tucher reihen, der, auch Aristokrat, die wichtigsten Begebenheiten aus der Stadtgeschichte in Annalenform von 1421 bis 1440 erzählt und dabei Mitteilungen aus seinem Familienleben ein-

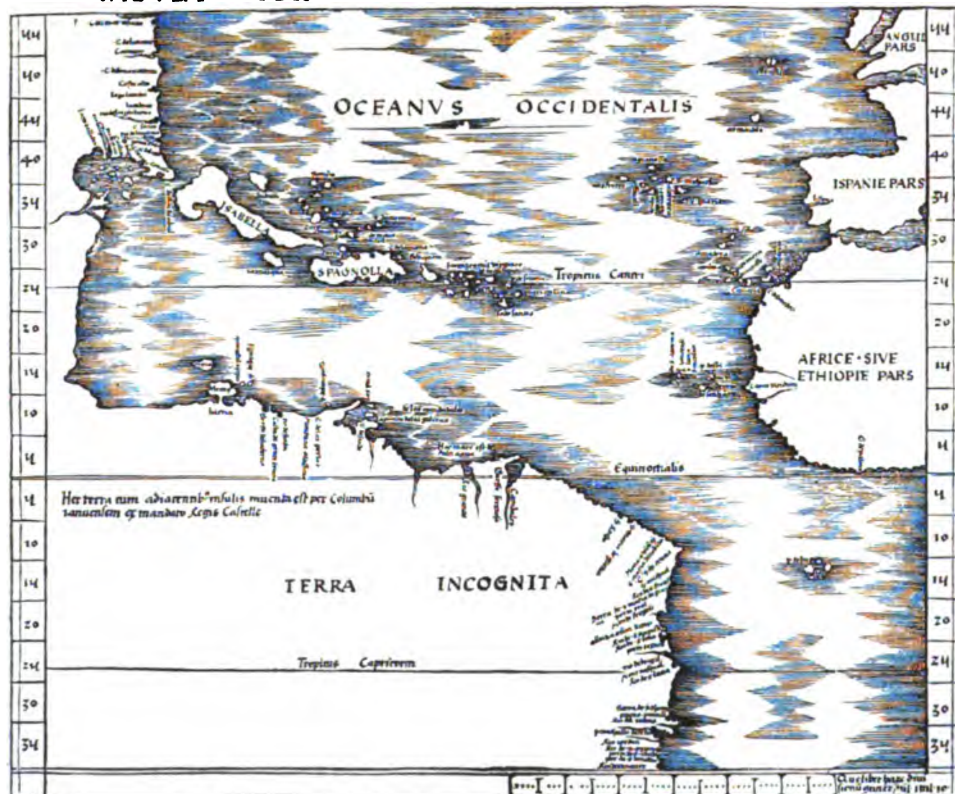


Abb. 51 · Karte der neuen Welt aus einem 1513 in Straßburg gedruckten Atlas

Der vornehm aristokratische Geist Nürnbergs offenbart sich auch in seiner Geschichtsschreibung. An der Spitze der uns aus Nürnberg erhaltenen Geschichtsaufzeichnungen steht eines Patriziers Geschlechtsbuch, des Ulman Stromer ,Püchel von mein geslechet und von abenteuer'. Es enthält sowohl Familien- wie Stadtgeschichte und ist bis 1406 fortgeführt. Ulman war einer der angesehensten Bürger seiner Stadt, besaß Güter und Fabriken und hat verschiedene diplomatische Missionen im Interesse seiner Vaterstadt übernommen. Wie später fließen läßt. Auch sein Bruder Berthold Tucher hat solche Aufzeichnungen veranlaßt, welche die Jahre 1386 bis 1454 umfassen. Neben und zum Teil im Zusammenhange mit diesen Memoiren entstehen dann in Augsburg auch chronikartige Werke und Berichte, die uns über die wichtigsten Begebnisse der Augsburger Geschichte unterrichten. Das gesamte Wissen über die Vergangenheit der Reichsstadt suchte Sigmund Meisterlein in einer großen Chronik zusammenzufassen. Er schrieb im Auftrage des Rates, führte sein Werk aber nur bis

zum Jahre 1419. Auf das literarische und künstlerische Leben in der reichen Stadt kommen wir an anderer Stelle zurück. Hier will ich nur noch erwähnen, daß Enea Silvio Piccolomini in seiner Schilderung Deutschlands, die manchmal an des Tacitus Germania erinnert, den Wohlstand und die Pracht der deutschen Städte rühmt. Besonders Lübeck und Prag und vor allen Nürnberg preist er überschwänglich. ‚Was kann es Großartigeres geben als den Tempel des heiligen Sebaldus, was Glänzenderes als das Heiligtum des göttergleichen Laurentius, was Herrlicheres und Stärkeres als die königliche Burg, was Ansehnlicheres als die Mauern und Gräben? Wie viel Wohnungen findest du da, die für Könige würdig wären! Die Könige der Schotten möchten wohl so ausgezeichnet zu wohnen wünschen wie mittlere Nürnberger Bürger.' Aus allem gehe hervor, daß die deutsche Nation sehr wohlhabend sei. Sicher ist des Enea Schrift in der gehobenen Sprache des Panegyrikers abgefaßt. Aber der gefeierte Humanist hätte sich dem Fluche der Lächerlichkeit ausgesetzt, wenn er geradezu falsch gezeichnet hätte. Es wird so gewesen sein, daß die große Masse der städtischen Bevölkerung bei mäßigem Wohlstande behaglich lebte, während die wohlhabenden Patrizier und Kaufleute in ihren Wohnhäusern eine fürstliche Pracht entfalteten.

* * *

Den mehr in die Augen fallenden äußeren Erfolgen entsprach die stille Arbeit in den Städten. Immer neue Erfindungen traten an das Licht, um das Werk der Menschenhand zu erleichtern und zu verfeinern. Sinnreich erdachte Gerätschaften dienten der stets gesteigerten Vervollkommnung des Gewerbes. Mancher Gelehrte zog deshalb den Aufenthalt in einer durch kunstgewerbliche Leistungen ausgezeichneten Stadt dem Leben an einer stillen Universität vor. So ließ Johann Müller aus Königsberg in Thüringen, gewöhnlich Regiomontanus genannt (geb. 1436, gest. 1476), ein Schüler Peurbachs und wie dieser eine Zeitlang Professor in Wien, sich in Nürnberg nieder und fand hier geschickte Arbeiter für die Anfertigung der von ihm erfundenen astronomischen Gerätschaften und Drucker für seine Ephemeriden, welche die Grundlage für alle nautische Literatur der Folgezeit wurden. Johann Müller galt als der bedeutendste Mathematiker und Astronom seiner Zeit; dem von ihm erfundenen Visierstab wird Christoph Columbus einen guten Teil des Gelingens seiner Amerikafahrt zu danken gehabt haben.

Herrlich wurde das Geistesleben befruchtet namentlich durch die Ausgestaltung der Buchdruckerkunst, die in schnellem Siegeszuge seit der Erfindung durch Gutenberg (1450) alle Städte und Länder erobert hatte. Die wichtigsten Bücher, vor allem die Bibel, wurden von nun an in immer neuen Auflagen verbreitet. Atlanten im Anschluß an den alten Ptolemäus, aber erweitert durch die neuen Kenntnisse, traten allenthalben ans Licht. Namentlich in Straßburg wurde die Kartographie gepflegt. Aus einem hier gedruckten Atlas (1513) stammt das beigefügte Blatt. (Abb. 51.) Bald fanden auch

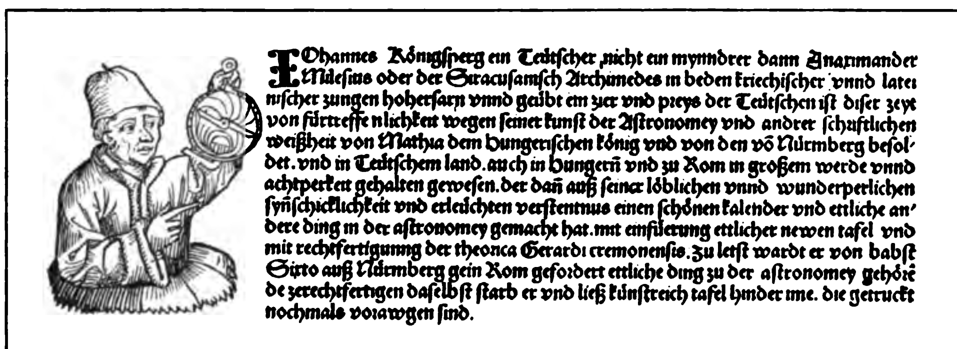

Johannes Königsperg ein Teütscher, nicht ein mynndrer dann Anaximander Milesius oder der Siracusanisch Archimedes in beden kriechischer vnnd lateinischer zungen hoherfarn vnnd gaibt ein zier vnd preys der Teütschen ist diser zeyt von fürtreffenlichkeit wegen seiner kunst der Astronomey vnd andrer schriftlichen weißheit von Mathia dem hungerischen könig vnd von den võ Nürmberg besoldet. vnd in Teütschem land. auch in hungerñ vnd zu Rom in großem werde vnnd achtperkeit gehalten gewesen. der dañ auß seiner löblichen vnnd wunderperlichen synschicklichkeit vnd erleichten verstentnus einen schönen kalender vnd etliche andere ding in der astronomey gemacht hat. mit einfüerung etlicher newen tafel vnd mit rechtfertigunng der theorica Gerardi cremonensis. zu letst wardt er von babst Sixto auß Nürmberg gein Rom gefordert etliche ding zu der astronomey gehörẽde zerechtfertigen daselbst starb er vnd ließ künstreich tafel hinder ime. die getruckt nochmals vorawgen sind.

Abb. 52 · Johannes Regiomontanus mit Schriftprobe aus der 1493 erschienenen H. Schedelschen Chronik

leichtere Erzeugnisse der Literatur Eingang. Flugschriften wurden hier und da veröffentlicht, und die Entdeckung eines neuen Landes durch Columbus wurde auf diesem Wege der Welt sehr schnell bekannt. Zur Zeit Maximilians I. (1505) wurden auch die ersten ‚Newen Zeitungen' mit Nachrichten aus ‚Presilg Landt' und ‚von der Kayserlichen Majestat vnd von den Venedigern' in verschiedenen Städten gedruckt. Das waren nur dürftige Ansätze zu sehr unregelmäßiger Berichterstattung, aber es waren doch die Vorboten der späteren Zeitungen.



Abb. 53 · Denkmal des Hans Sachs in Nürnberg

Das heitere Leben der städtischen Bevölkerung zeigte sich namentlich bei kirchlichen Festen und bei den Versammlungen der Zünfte und Gilden. Da bewegten sich glänzende Prozessionen von Kirche zu Kirche, und bei dem nachfolgenden Trunke ertönte froher Gesang, der umging, und jeder glaubte sein bestes leisten zu müssen. In Mainz, Nürnberg und Augsburg blühte vor allem der Meistergesang. Jeder, der als Lehrling in die Sängergenossenschaft eintrat, strebte danach, durch Erfindung neuer Weisen und Lieder die Meisterschaft sich zu erringen. Darin lag wohl etwas Handwerksmäßiges, aber verglichen mit dem heutigen Wirtshausleben, war das Treiben jener Handwerker doch eitel Poesie. Aus Nürnberg nenne ich hauptsächlich Hans Rosenplüt, der um die Mitte des 15. Jahrhunderts seine lustigen Schwänke und Verse hinausgehen ließ. In die Regierungszeit Maximilians aber fällt die Jugend des Gefeiertsten auf diesem Gebiete, des Hans Sachs, der, Schuster und Poet zugleich, in manchmal holperigen Reimen, aber meist in guten Gedanken alle Fragen des Lebens behandelte. Seine Gesänge und Schwänke sind in außerordentlich großer Zahl auf uns gekommen. Darunter befindet sich manche Perle wahrer Poesie.

Den bürgerlichen Sängern, in deren Gedichten sich das schlichte Leben der Handwerker wiederspiegelt, tritt seit 1501 das von Kaiser Maximilian begründete lorbeergekrönte Poetenkollegium zur Seite, dessen Mitglieder in lateinischer Sprache sich an einen nur kleinen Kreis von Gelehrten wandten. Die aus der Ferne hergeholte Bildung sollte auch in der Poesie eine Scheidewand aufrichten zwischen dem Volke und der kleinen Zahl der Studierten.



Das wissenschaftliche Leben · Die Schulen

Wenn heutzutage im allgemeinen die Bildung dem Manne seine Stellung

in der Gesellschaft zuweist, so war das in gleichem Maße im früheren Mittelalter nicht der Fall. Die privilegierte Stellung entschied damals alles, und die war entweder an adelige Geburt oder geistliche Würde geknüpft. Man schätzte bei dem Geistlichen wohl die Bildung, aber die Forderungen, welche man zur Erteilung der Weihen an ihn stellte, waren doch nur mäßig. Auch der Adel kam mit einem sehr geringen Maß von Wissen aus; sehr oft war der adelige Herr, der Fürst, ja der König nicht einmal des Lesens und Schreibens kundig. Es gab im früheren Mittelalter auch nur wenig Stellen, die eine eigentliche wissenschaftliche Bildung erforderten, und die wurden durchweg mit Geistlichen besetzt. Der ganze Verwaltungsapparat, der Wirtschaftsbetrieb war ja so einfach, vollzog sich in so engem Kreise, daß es tiefer juristischer Kenntnisse oder langen Schreibwerkes nicht bedurfte. Wissenschaftliches Streben, um sich dadurch eine Stellung im Leben zu erringen, findet man daher im früheren Mittelalter nur selten. Man lernte soviel Latein, daß man das Meßoffizium verstand, und soviel Arithmetik, daß man mit dem Kirchenjahre rechnen konnte. Wenn uns aber wissenschaftliches Streben im Mittelalter begegnet, dann geht es aus wahrem Wissensdurste hervor und dient meist der Verherrlichung Gottes. So ist die Bildung in ihren Vertretern und in ihren Zwecken vorwiegend geistlich. In Klosterschulen bildete man im allgemeinen nur diejenigen heran, welche demnächst Ordensmitglieder werden sollten, und ebenso sorgten die Schulen, welche an den Domen oder Kathedralen bestanden, in der Regel nur für den Nachwuchs zum Domkapitel. Anderen jungen Leuten war wohl der Besuch freigestellt, aber in Deutschland waren die Klöster und Bischofskirchen nicht so dicht gesät, daß sehr viele von solcher Erlaubnis Gebrauch machen konnten. Und die es taten, waren wohl durchweg für den Seelsorgeklerus bestimmt.

Der Versuch Karls des Großen, die Anfänge der Wissenschaft weitesten Kreisen zu erschließen, indem er 789 bestimmte, daß alle Pfarrer für Schulen zu sorgen hätten, hat keine nachhaltige Wirkung gehabt. Aber spurlos ist sein Streben, auch für die Bildung der Weltlichen zu sorgen, doch nicht vergangen. Der eine Nithard, der uns das treffliche Geschichtswerk aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts hinterließ, vereinigt in sich die Kraft des Kriegsmannes und die Gabe, in gewandter Form die Begebenheiten seiner Zeit aufzuzeichnen. Sonst aber gehen alle die Erzeugnisse frühmittelalterlicher Geschichtsschreibung auf Geistliche zurück. Der bedeutendste Geschichtsschreiber des 10. Jahrhunderts ist der sächsische Mönch Widukind von Korvey; im 11. Jahrhundert gebührt dem Bremer Domscholaster Adam der Preis, und die Höhe mittelalterlicher Geschichtsschreibung und Geschichtsphilosophie bezeichnen des Bischofs Otto von Freising (gest. 1158) Weltchronik und Buch über die Taten seines kaiserlichen Neffen Friedrich Barbarossa. Für andere als angehende Kleriker hatte das Lernen wenig praktischen Wert, und eine allgemeine Schulpflicht gab es noch nicht.

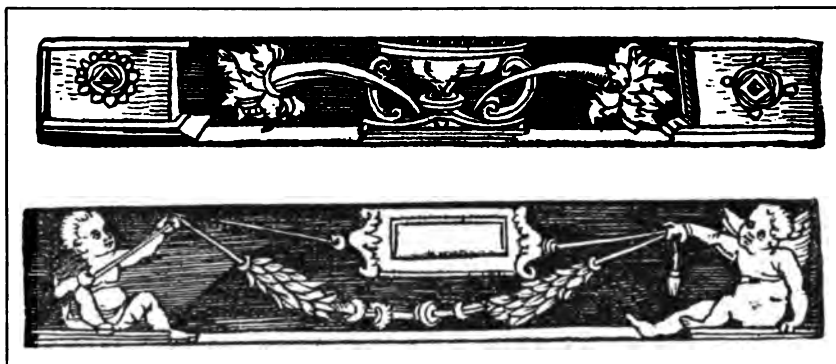


Abb. 54 · Buchschmuck vom Jahre 1518

Der Gang der Ausbildung an den mittelalterlichen Schulen war in der Regel der, daß das Kind während einiger Jahre

mit Lesen, Schreiben, Katechismus und biblischer Geschichte vertraut gemacht wurde. Damit begnügten sich wohl die, welche einen weltlichen Beruf ergriffen und es für nötig erachteten etwas zu lernen. An die Elementarbildung reihte sich dann die Einführung in die sieben freien Künste, deren erste drei — das Trivium — in Grammatik, Rhetorik und Dialektik bestanden, während die folgenden vier — das Quadrivium — den Scholaren in die Geheimnisse der Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie einweihten. Es sind uns namentlich aus dem 13. Jahrhundert Aufzeichnungen von Männern erhalten, die im Lehrberufe standen und daher aus eigener Erfahrung die kleinen Freuden und Leiden des Schulmannes schildern. So erzählt ein gewisser Eberhard in seinem ‚Labyrinthus' all die Plagen des Lehrers durch boshafte Schüler, unkluge Eltern und eigenwillige Vorgesetzte. Ein anderer Lehrer aus dieser Zeit, der in Theurstadt bei Bamberg wirkte, Hugo von Trimberg, hat uns die Schriften aufgezählt, die er mit seinen Schülern gelesen habe. Da erscheint auch der Homer in lateinischer Uebersetzung. Nur Cicero gilt als veraltet. Hugo selbst war Laie. Wir sehen daraus, daß nun auch das Laienelement in der Schule hochgekommen war.

Das rechtliche und wirtschaftliche Leben war inzwischen so vielseitig geworden, daß für die Rechtsprechung, die nicht in allen Fällen von Geistlichen geübt werden durfte, tiefer gebildete Richter vorhanden sein mußten, als es nach dem alten germanischen Rechte nötig war. Gelehrte Juristen an den Höfen der Fürsten werden bald ständige Erscheinungen. Andererseits gebrauchten die Städte, welche damals ins Leben traten, mit der Schreibkunst und mit elementaren Rechtskenntnissen ausgerüstete Beamte. Geistliche zu diesen Stellen zu nehmen empfahl sich im allgemeinen nicht, da die Stadt sehr oft mit den Bischöfen und der Geistlichkeit beim Abgrenzen der beiderseitigen Rechte in Konflikt geriet. So sind die fürstlichen Räte und die Stadtschreiber die ersten Beamten, welche als Laien mit einer höheren Bildung ausgestattet waren. Da Stellungen dieser Art hochangesehen waren, so wurden sie begehrt. Damit erwachte denn auch für solche, welche nicht Geistliche werden wollten, der Drang nach Bildung. Und wo erst das Bedürfnis hervortritt, stellt sich auch die Gelegenheit ein, es zu befriedigen. So gründeten die Städte seit dem 12., vornehm-

Abb. 55 · Gepunzter Ledereinband mit Wappen aus dem 15. Jahrhundert

lich aber seit dem 13. Jahrhundert eigene Schulen, ursprünglich wohl nicht in bewußtem Gegensatz zu den geistlichen Schulen. Aber in Wirklichkeit trat der Gegensatz meist offen zutage; denn der geistliche Schulaufsichtsbeamte, der Scholaster, der die Dom- oder Kollegiatschulen zu beaufsichtigen hatte, empfand solche Neugründungen als Eingriff und erhob gewöhnlich so lange Einspruch, bis ihm ein gewisses Aufsichtsrecht auch über die neuen Schulen übertragen wurde.

Die Methode, welche in diesen Schulen angewandt wurde, entsprach den rauhen Sitten der Zeit. Mit barbarischen Strafen wurden den Kleinen Lesen und Schreiben, den Größeren die Regeln der lateinischen Grammatik eingedrillt. Von einer Erziehung zu eigenem Denken, selbsttätigem Schaffen war nicht die Rede. Auch ist das Latein, welches die Männer schrieben, die diesen Schulen entwachsen sind, so durchaus verschieden von der Sprache eines Cicero, Cäsar und Horaz, daß man annehmen muß, daß der Unterricht schwerlich viel aus der Lektüre dieser Schriftsteller gewonnen hat. Man erzog lieber Leute, welche die überlieferten Rechtssatzungen und Urkunden verstehen, eine amtliche Verordnung lateinisch niederschreiben konnten, als etwa solche, die sich an den Werken eines Horaz und Terenz erbauen sollten. Und doch, wenn der Kampf, der gegen diesen Schulbetrieb von seiten der Humanisten später geführt wurde, lediglich ein Kampf gewesen wäre für eine Rückkehr zum Gebrauche der klassischen Sprachformen, so würden viele zweifelhaft sein, ob sie sich auf die Seite von Männern stellen sollten, die wie Dietrich von Nieheim und Gobelinus Person in unklassischem, aber leicht leserlichem Latein eine Fülle von Gedanken niedergelegt haben, oder auf die Seite von Männern, die wie Eobanus Hessus, Heinrich Bebel u. a. in klassischen, manchmal kaum verständlichem Phrasenschwalle so gar nichts zu sagen haben!

Aber der Humanismus wollte ja mehr, auch wenn viele seiner Jünger nur gegen die Barbarei der Sprache kämpften. Er wollte auch das Ideal der Alten, daß das Leben der Menschen einen eigenen Zweck auf Erden habe, verwirklicht sehen. Nicht nur eine Pilgerschaft zu Gott, sondern auch ein Ringen um Erdengüter, um Bildung, Reichtum und Genuß sollte das Leben des modernen Menschen sein. Auf das rein Menschliche, Humane, sollte nun auch Gewicht gelegt werden, nicht mehr bloß auf die Beziehungen des Erdenbewohners zu Gott.



Die Bettelorden und die Scholastik

Man muß nun nicht glauben, daß diese Gedanken, die in Italien im 14. und in Deutschland im 15. Jahrhundert vorgetragen und befolgt wurden, der Welt unvermittelt und aus dem Nichts geboren wären. In den Schulen las man ja immer klassische Autoren und wird doch auch manches von ihrem Inhalte in sich aufgenommen haben. Und selbst die großen Ordensgesellschaften, denen später die Humanisten so bitter grollten, die Franziskaner und Dominikaner, haben, wenn auch unbewußt, den Humanisten bedeutend vorgearbeitet. Diese Orden hatten viel zu sehr erkannt, was zeitgemäß war, als daß nicht gerade sie ihre Jünger zur richtigen Beobachtung des Lebens hätten erziehen sollen. Sie suchten ja im Gegensatze zu der Weltflucht der alten Orden die Mittelpunkte des neuen Wirtschaftslebens, die Städte, auf; und wenn sie hier den Einfluß üben wollten, den sie wirklich geübt haben, dann durften sie sich nicht allein auf Askese beschränken, sondern mußten Männer praktischer Anschauungen und kräftiger Tat, in gewissem Sinne also Humanisten werden. Und tatsächlich, wenn man von der ungenießbaren Form absieht, in der sie ihre theologischen Untersuchungen vortrugen, so lassen sich an den Vertretern dieser Orden, an der Art, wie sie vortrugen, doch auch Züge beobachten, die viel mehr Menschliches in sich tragen, als man in philosophischen und erbaulichen Schriften früherer Zeit findet.

Der hl. Dominikus hatte in seiner Ordensregel den Nachdruck auf wissenschaftliche Studien gelegt. Studieren und Predigen sollte die Richtschnur für das Wirken seiner Jünger sein. So wurden denn die Schulen, welche bei den Dominikanerklöstern

entstanden, ausgezeichnete Pflegstätten für die Wissenschaft. Die Dominikanerschule in Köln war im 13. Jahrhundert berühmt durch einen Lehrer wie Albert den Großen, den Doctor universalis (gest. 1280), der das gesamte Wissen seiner Zeit beherrschte und einen Schüler zu seinen Füßen hatte, der noch heute auf die theologische Wissenschaft einen tiefgehenden Einfluß ausübt, den hl. Thomas von Aquino. Das Streben dieser Männer, welche den Höhepunkt der Scholastik bezeichnen, ging dahin, die Uebereinstimmung der göttlichen Offenbarung mit der wissenschaftlichen Erkenntnis darzutun. Da ihnen nun Aristoteles als der scharfsinnigste nichtchristliche Denker galt, so wurde an der Hand seiner Werke, die seit dem Ende des 12. Jahrhunderts dem Abendlande vollständig, wenn auch nur in schlechten Uebersetzungen, bekannt waren, das christliche Lehrgebäude genauester Prüfung unterzogen. Daher kommt dann das sorgfältige Abwägen aller Worte des Aristoteles, daher der stets anwachsende Kommentar zu seinen Schriften, der den Text des Klassikers ganz überwuchert. Wenn man deshalb geringschätzig gemeint hat, die Bedeutung Alberts des Großen erschöpfe sich in den Paraphrasen zu Aristoteles, so übersieht man, daß seine dialektische Methode das Denkvermögen seiner Jünger außerordentlich geschärft und daß seine Betrachtungen über die ihn umgebende Natur die Beobachtungsgabe bedeutsam entwickelt haben. Neben manchen irrigen Bemerkungen finden sich bei Albert doch auch Ansichten über die Natur der Dinge, die heute noch Beachtung bei den Naturkundigen finden. Freilich wird man an Alberts Ausführungen über gewisse psychische Erscheinungen beim Menschen nicht den Maßstab unserer fortgeschrittenen medizinischen Erkenntnis anlegen dürfen; es hat auf diesem Gebiete noch Jahrhunderte gedauert, bis die Fortschritte der Technik auch eine schärfere Beobachtung des Menschen und seines seelischen Lebens ermöglicht haben. Jedenfalls war Albert eine, wenn auch in ihrer Zeit wurzelnde, so doch auf hoher Warte menschlicher Erkenntnis stehende Erscheinung; und dabei war ihm ein tiefinnerliches Gemüt eigen. Durch seine zu Herzen gehenden Predigten hat er auf Hoch und Niedrig einen nachhaltigen Eindruck geübt.

* * *

Innige Teilnahme an den Schöpfungen der umgebenden Natur und dann dankbares Sichversenken in die Liebe Gottes, die alles so wohl geordnet hat, zeichnet nun von vornherein besonders den anderen Bettelorden aus. Schon sein Stifter, der hl. Franziskus, hatte in der reinen Natur Genesung gefunden von den Verirrungen seiner Jugend. Fröhlich durchzog er Wald und Feld und mit hellem Jauchzen begrüßte er die Sonne. Dann warf er sich vor einem Altare nieder und dankte Gott in brünstigem Gebete für diese herrlichsten Schöpfungen seiner unendlichen Liebe. Aehnliche Gemütstiefe und Liebe zu den Werken Gottes finden wir nun auch bei dem Franziskaner David von Augsburg, dem Lehrer und Freunde des großen Predigers Berthold von Regensburg. David von Augsburg, der in seinen Abhandlungen die deutsche Sprache mit großer Meisterschaft verwendet, ist wohl der erste deutsche Mystiker genannt worden. Gerade bei den beiden Bettelorden macht sich die kritische und doch gemütvolle Teilnahme an der umgebenden Natur bemerkbar, die in den folgenden Jahrhunderten das ganze künstlerische und auch das wissenschaftliche Schaffen umgestalten sollte. In diesem Werdegange hat wie der hl. Franz von Assisi so auch der große Dominikaner Albert seine Bedeutung. Denn die Renaissance, d. h. die Wiedergeburt der Künste, an Italien knüpfen zu wollen, gilt heute doch nur als halb richtig. Ueberall in der Kulturwelt begegnen wir

Abb. 56 · Lehrer und Schüler · Von A. Dürer

seit dem ausgehenden 13. und beginnenden 14. Jahrhundert auf den Bildwerken einer außerordentlich geschärften Beobachtungsgabe, einem feineren Karakterisierungsvermögen. Besonders in den Niederlanden und am Niederrhein, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts aber auch in Oberdeutschland sind im Gegensatz zu den alten typischen Figuren Szenen durch den Pinsel festgehalten, die unmittelbar dem Leben abgelauscht zu sein scheinen. An dieser Entwickelung des Sehvermögens haben zweifellos die Bettelorden großen Anteil; denn mitten im Leben stehend, wiesen sie aus dem wirklichen Leben und der umgebenden Natur das Walten der göttlichen Vorsehung nach. Es scheint mir auch nicht ganz Zufall zu sein, daß wir gerade Franziskanermönchen die ersten Beschreibungen von Land und Leuten im fernen Asien schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts verdanken. Weltflucht und einsame Gelehrtentätigkeit war den Benediktinern eigen; die Dominikaner und Franziskaner aber suchten das Volk und fanden es. Der drastischen Art, wie diese Ordensmänner, allen voran ein Berthold von Regensburg, die mannigfachen Erscheinungen des Lebens zur Darstellung brachten, entspricht auch die bildnerische Darbietung jener Zeit im allgemeinen. Ein starker Realismus, der an jüngste Zeiten gemahnt, spricht namentlich aus den Werken der niederländischen Meister zu uns. Hier hat allerdings der Einfluß Italiens in der Zeit der sogenannten Renaissance mildernd eingewirkt. Von nun an wird mehr Wert auf das ebenmäßig Schöne und Stilvolle gelegt. Die schöne Form gewinnt gegenüber dem Karakteristischen oft zu bedeutend das Uebergewicht. Und darum soll man sich vor einer übermäßigen Schätzung des Einflusses Italiens hüten. Karakter und Schönheit findet man schon in einem deutschen Bilde aus dem Beginne des 14. Jahrhunderts in herrlichster Weise vereint, in der zu Köln gemalten ‚Madonna mit der Bohnenblüte'.

* * *



Abb. 57 · Dürer · Die Philosophie und ihre Lehrer

Für die Kunst ging die scharfe Beobachtung des Lebens, die wir gerade bei den Bettelmönchen gepflegt finden, nicht verloren. Aber auch der reinen Wissenschaft, losgelöst von allen religiösen und dogmatischen Fragen, kam die Scholastik, die hauptsächlich von den Ordensleuten ausgebaut wurde, zugute. Denn sie hielt das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit alter und neuer Geisteskultur fest. Wenn die Schriften des Aristoteles auch nicht um ihrer selbst willen gelesen wurden, sondern um das Rüstzeug zu liefern im Kampfe für das Lehrgebäude der Kirche; wenn also auch mehr Wert gelegt wurde auf die Methode des Griechen als auf seinen Inhalt, so mußte doch auch von dem Gedankengehalte seiner Schriften vieles eine anregende Wirkung ausüben. Nach Aristoteles erschöpft sich nun die Bestimmung des Menschen auf dieser Erde. Er muß an seinem Teile zur Glückseligkeit des Staates beitragen, um dadurch selbst wieder glückselig zu werden. Dazu hält er für erforderlich die höchste Ausbildung jedes einzelnen in allen Fähigkeiten des Körpers und des Geistes. Lesen und Schreiben, Zeich-

nen und Modellieren, Musizieren und Gymnastik sind die wesentlichsten Erfordernisse in der Erziehung des wahrhaft gebildeten Mannes. Solche Gedanken, die doch den Hauptteil des humanistischen Bildungsideals im Mittelalter ausmachen sollten, blieben natürlich unter der Oberfläche verborgen, so lange noch das Volk eine schwere wirtschaftliche Entwickelung durchmachte. Aber in besseren Zeiten bedurfte es nur der Anregung, um in den wohlhabenderen Kreisen Begeisterung für das Bildungsideal des Griechen zu wecken. Wir haben ferner gesehen, daß immerfort auch die Schriften der Römer in den deutschen Schulen gelesen wurden. Wie eifrig man hie und da die Bildung im Sinne der Alten pflegte, hat neuerdings G. Bauch an dem Gedichte des Nikolaus von Bibra aus dem Jahre 1283 nachgewiesen. Bibra gibt uns ein Bild von dem geistigen Leben Erfurts; er rühmt die Männer, welche hier wirkten, als wohlerfahren in der Grammatik, im Zivil- und kanonischen Recht, in der Astronomie, Astrologie, Philosophie, der Poetik und Musik. Und nach Erfurt strömten alljährlich wohl tausend Schüler, um hier ihre Ausbildung zu empfangen. Selbst wenn zugegeben wird, daß des Nikolaus Schrift einige Uebertreibungen enthalte, so bleibt ihm doch das Verdienst, gegen das Ende des 13. Jahrhunderts das Wesentliche des frühhumanistischen Bildungsideales als das Merkmal feiner Bildung hingestellt zu haben. Wir sehen schon hieraus, daß die Kontinuität des mittelalterlichen Geisteslebens mit dem des Altertums gewahrt blieb, und daß man auch die klassische Literatur nicht nur so weit heranzog, als sie zur Festigung des christlichen Lehrgebäudes dienen konnte. So ruft der eben erwähnte Nikolaus von Bibra die Hilfe des Gottes Phoebus an, damit er einen Trunk aus der Musenquelle auf dem Helikon nehmen könne, und führt als die Klassiker an, die der junge Mann in Erfurt lesen müsse: Vergil, Ovid, Horaz, Lukanus, Terenz und Plautus, Juvenal und Persius sowie Boetius. Bauch macht darauf aufmerksam, daß wir in dem Lehrplane, den Nikolaus nebenbei entwickelt, auch die Ansätze zu einer Universität zu erkennen vermöchten; namentlich die Pflege des Zivilrechtes lasse darauf schließen.
Doch sind noch einige Jahrzehnte vergangen, bis es in Deutschland zur Gründung einer Universität kam.

* * *

War durch die Art, wie der Unterricht an den meisten Schulen betrieben wurde, der gute Geschmack, der Schönheitssinn stark verdorben, so machte sich dagegen in den Schulen der Brüder vom gemeinsamen Leben, einer ordensähnlichen, von Geert Grote begründeten Gemeinschaft, seit dem Ende des 14. Jahrhunderts eine starke Reaktion bemerkbar. Ihre Lehranstalten, die sich von den Niederlanden über das nördliche Deutschland verbreiteten, legten wieder mehr Wert auf die formale Seite des an die alten Schriftsteller geknüpften Unterrichtes. Daher erfreuten sich auch die besten Anstalten dieser Männer in Deventer und Schlettstadt eines außerordentlichen Besuches. Viele der Chorführer des Humanismus haben hier ihre Bildung erhalten. In Münster entwickelten um 1500 Langen und Murmellius, die aus dieser Schule hervorgegangen waren, eine segensreiche Tätigkeit als humanistisch gebildete Lehrer. Ein anziehendes Bild des Lebens und Treibens an diesen Schulen hat uns Johann Butzbach hinterlassen, der einen langen Leidensweg an anderen Schulen durchmachen mußte, ehe er in Deventer (1500) zum Ziele gelangte.



Die Universitäten

Die Führung im geistigen Leben lag im allgemeinen bei den Universitäten (Generalstudien), die in Italien und Frankreich entstanden waren. Hier wurde namentlich Theologie und Recht gelehrt; die medizinische Wissenschaft erfreute sich damals eines geringeren Ansehens, und die philosophische Fakultät, die artistische, wie sie genannt wurde, galt gar nur als Vorbereitungsstufe für die höheren Fachwissenschaften. Der Lehrbetrieb beruhte nicht auf der freien Forschung, sondern schloß sich eng an die vorhandenen Lehrbücher an, die nach allen Richtungen hin besprochen und erläutert wurden. Die Kommentare zu Aristoteles, die Sentenzen des Petrus Lombardus, die

Grammatik des Alexander de Villa Dei wurden von den Lehrern wie von den Schülern in gleicher Weise verehrt. War der wissenschaftliche Betrieb der Universität nach Fakultäten geteilt, so stand die Verwaltung der Körperschaft, das ganze akademische Treiben, unter dem Einflusse der Nationen, nach denen die Studierenden sich sonderten. Die Nationen wählten auch den Rektor, und zwar in der Regel aus der Zahl der Scholaren. Am liebsten nahm man angesehene Adelige. Zu den italienischen und französischen Bildungsstätten wanderten auch die deutschen Studenten. Viele kehrten zurück, um dann in der Heimat ehrenvolle Stellen zu bekleiden. Manche aber verloren auch in dem ungebundenen Treiben dieser Städte das Gleichgewicht. Verdorben an Leib und Seele, irrten dann diese Goliarden in der Welt umher, eine Plage für Stadt und Land. Ging es ihnen gut, dann sangen sie bei der Kanne Wein das ‚meum est propositum' und alle die anderen Studentenlieder (carmina burana), die uns zum guten Teil erhalten sind. Aber wehe, wenn der Winter kam, dann mußten sie von Dorf zu Dorf ihr Brot erbetteln oder stehlen. Und hartherzige Bauern hetzten dann wohl gar die Hunde hinter sie.

Aber das Wandern zu ausländischen Universitäten hat trotz aller Not nie seine Anziehungskraft auf den deutschen Studenten verloren. Auch nachdem auf dem heimatlichen Boden Hochschulen entstanden waren, sind die, welche eine Führerstelle im geistigen Leben einnehmen wollten, immer noch nach Italien gewallfahrtet, und haben, nachdem das neue Ideal in Italien scharf erfaßt war, eine lebendige Brücke gebildet, auf der der Humanismus ununterbrochen nach Deutschland hinüberziehen konnte.

Der deutsche König Karl IV. fand es nun drückend, daß seine Landsleute, um zu den Quellen des Wissens zu gelangen, so weit in die Welt hinaus müßten, und so errichtete er, der Vater seines böhmischen Erblandes, im Jahre 1348 in Prag ein Studium generale, die erste Universität auf deutschem Boden. Er nahm dabei Bologna zum Muster. So gab es denn auch an der neuen Universität Fakultäten und Nationen. Bald darauf gründete der ehrgeizige Herzog Rudolf IV. von Oesterreich für seine österreichischen Lande auch eine Hochschule, und zwar in Wien. Heidelberg folgte 1386, Köln 1388. In Köln bildete die Universität die Fortsetzung der Dominikaner-

Abb. 58 · Schachspielende Studenten · Nach der Benediktbeuerner Handschrift (13. Jahrhundert) der Carmina burana

schule. Erfurt wurde 1392 von Papst Bonifatius IX. privilegiert, Würzburg 1402, Leipzig nahm 1409 die Studenten auf, welche infolge des Nationalitätenstreites die Universität Prag verlassen hatten. Rostock erhielt 1419 seine Universität, Greifswald 1456, Freiburg 1457, Basel 1460, Lüneburg 1471, Ingolstadt und Trier 1472, Tübingen 1477, Mainz 1477, Wittenberg 1502, Frankfurt 1506. Einzelne von diesen Universitäten erfreuten sich besonderen Ansehens, andere sind nach und nach wieder eingegangen.

Man hat darüber gestritten, ob die Universitäten des Mittelalters mehr Staatseinrichtungen oder kirchliche Anstalten gewesen seien. Gewiß ist, daß die Anregung zur Gründung der Generalstudien in der Regel von Fürsten oder politischen Körperschaften ausging, doch wurden sie meist unter Heranziehung kirchlicher Stiftungen ins Leben gerufen, die Lehrer waren in der Regel im Genusse kirchlicher Pfründen, und auch die Studierenden waren während ihrer Studienjahre meist mit kirchlichen Benefizien ausgestattet. Dazu kam, daß das Kaisertum und noch mehr das Papsttum als die höchsten Gewalten auf der Erde den von der Universität verliehenen Graden allgemeine Achtung verschaffen konnten. So wurde denn zur Gründung gern die kaiserliche oder päpstliche Genehmigung eingeholt. Die Universitäten fügen sich also, wenn auch als Gründungen des Staates, dem allgemeinen Karakter der Zeit ein, in der die Kirche in innigster Berührung mit allen Institutionen stand. Bezeichnend ist nach dieser Richtung die Gründung der Universität Ingolstadt. Im Jahre 1458 schrieb Herzog Ludwig IX. an den Papst, daß seine Landeskinder weit in die Welt hinaus müßten, wenn sie wissenschaftlichen Studien obliegen wollten, er bitte deshalb um Genehmigung zur Errichtung der Universität in Ingolstadt. Am 7. April 1459 verfügt der Papst die Gründung. Doch vergingen noch 13 Jahre bis zur Eröffnung. Zur Dotation der Universität wurden Pfründen aus Ingolstadt, Eichstätt, Landshut und Landau herangezogen, ja ein Franziskanerkloster mußte seine ganzen Besitzungen abtreten.

Die deutschen Universitäten kannten nur zum verschwindenden Teile die Einteilung der akademischen Bürger nach Nationen; bei ihnen lag das Schwergewicht der Verwaltung bei den Fakultäten und dem Geheimen Rate, dem späteren Senat. Der Lehrbetrieb aber war der gleiche wie bei den außerdeutschen Universitäten. Man schwört auf Autoritäten, und die größte ist Aristoteles, der überall da galt, wo er nicht mit den Lehren der katholischen Kirche in unlösbaren Widerspruch tritt. Nur der Streit zwischen Nominalisten und Realisten regt fast allerorten die akademische Kreise auf. Die Frage, ob den allgemeinen Begriffen eine wirkliche Existenz zukomme, oder ob es sich dabei nur um Worte handelte, teilte Professoren und Scholaren in zwei Lager. Man behalf sich an vielen Universitäten, indem man Professoren beider Richtungen oder, wie man auch sagte, beider Wege berief und die Studenten gleichfalls in Internate des alten und des neuen Weges sonderte. Im Jahre 1452 bestimmte der einsichtsvolle Kurfürst Friedrich I. von der Pfalz, daß fortan beide Richtungen der Philosophie an der Universität Heidelberg geduldet werden sollten. Doch mußte jeder Professor schwören, treu am Worte des Aristoteles festzuhalten, soweit dadurch kein Glaubenssatz verletzt werde. Die Universitäten hatten ihre großen Tage während der langanhaltenden Kirchenspaltung des ausgehenden 14. und beginnenden 15. Jahrhunderts. Damals wurden an den Universitäten Paris, Köln und Wien eifrig die Wege erörtert, wie man wieder zur Einheit im Kirchenregiment gelangen könne. Auch auf den Konzilien des 15. Jahrhunderts übten sie großen Einfluß; so ließ sich die Universität Wien auf der Basler Versammlung durch den gelehrten Thomas Ebendorfer von Haselbach vertreten und beschloß 1447 in dem Streite zwischen dem Konzil und Papst Eugen IV. neutral zu bleiben. Aber sonst liebten die gelehrten Herren die Ruhe und trugen ihren Hörern in barbarischem Latein eine Weisheit vor, die von Generation zu Generation in immer mehr anschwellenden Kommentaren bestimmter Lehrbücher aufgespeichert war.

Der Besuch der Universitäten war, wie die uns erhaltenen Matrikeln ausweisen, meist gut. Leider ließen sich die Scholaren, selbst die, welche als bursarii (Burschen) in den Bursen (Pensionaten)

wohnten, viele Ausschreitungen zuschulden kommen. Zu einem akademischen Grade brachten es nur wenige. So waren denn die an der Universität verliehenen Titel sehr wertvoll. Die Doktorwürde war imstande, dem Inhaber die Vorrechte des Adels zu sichern, ihm z. B. die Anwartschaft auf domkapitularische Stellen zu eröffnen. Deshalb nahmen es die Kleriker mit in den Kauf, daß sie zu der Würde auch die schwere Bürde oft unfruchtbarer Kenntnisse auf sich nehmen mußten.



Abb. 59 · Universitätsauditorium im Mittelalter



Das Eindringen des Humanismus

Da bemächtigte sich nach der Mitte des 15. Jahrhunderts der Gelehrtenwelt eine starke Unruhe. Hier und da erschienen an den Pforten der Universitäten Burschen, die in ihrem ganzen Aufzuge einen wenig empfehlenswerten Eindruck machten. Es schien, daß sie dem Becher fleißig zusprachen, und ihr ganzes Aeußere stach auffallend gegen das gemessene Wesen in den Räumen der Alma Mater ab. Sie erklärten auch, daß sie sich aus dem Plunder, den die Professoren vortrügen, nichts machten, sie wünschten keinen Titel als den eines Dichters, und doch wollten sie lehren, und zwar etwas Neues auf neue Art. Ein solcher Gesell war Peter Luder, der, nachdem er sich lange in der Welt herumgetrieben hatte, im Jahre 1456 in Heidelberg erschien und mit Genehmigung des Pfalzgrafen, aber unter dem Widerspruche der Professoren seine Vorlesung ankündigte. Er machte bekannt, daß der Pfalzgraf mit Rücksicht darauf, daß die lateinische Sprache fast in Barbarei versunken sei, die Humanitätsstudien an seiner Hochschule wiederherstellen wolle und ihn mit Vorlesungen über die Dichter, Redner und Geschichtsschreiber beauftragt habe. Er werde deshalb über die Briefe des satyrischen Dichters Quintus Horatius Flaccus und die Geschichten des Valerius Maximus in noch zu bestimmenden Stunden lesen. Dann fordert er diejenigen, welche sich durch das Studium der lateinischen Sprache berühmt machen wollten, auf, seine Vorträge zu besuchen. Am 15. Juli 1456 hielt er seine Antrittsvorlesung, in der er den Wert der Geschichte und der Dichtung feierte. Seine Kollegen suchten ihm Schwierigkeiten über Schwierigkeiten zu bereiten. Sie mochten namentlich Anstoß an dem ärgerlichen Leben des Mannes nehmen, der so offen sein Mädchen als seine Thais besang und bei der

heiligen Gottheit des Bacchus einen Priester beschwor, ihm Wein zu geben. Trotzdem schützte ihn die Gunst des vertrauten Rates des Pfalzgrafen, des Matthias von Kemnat, der eine Vorliebe für die neuen Studien hegte. Damals hat wohl auch das verkommene Genie eines Samuel Karoch von Lichtenberg an der Universität wirken dürfen. Es waren nicht gerade glänzende Vertreter, die den Humanismus an der Universität einführten, und ganz abgesehen von dem prinzipiellen Gegensatze begreift ... es, daß die Professoren sich gegen ...tsgenossen wehrten.

...as wir unter Humanismus schlecht... verstehen, das Studium der alten ...hen Literatur um ihrer selbst willen, zuerst in Italien gepflegt worden. ...rca hat im 14. Jahrhundert die Füh... zu diesem nie versiegenden Quell der ...önheit übernommen. (H. Grauert.) Er ...mmelte selbst eine stattliche Anzahl von ...ndschriften alter Dichter und Redner; und ...it ihm hat der wenig jüngere Boccaccio für ...ie Verbreitung klassischer Studien gewirkt. Die Anregungen, welche diese Männer gegeben haben, sind der Welt bis auf den heutigen Tag nicht mehr verloren gegangen. Sie haben in Italien fortgewirkt und sind von hier aus auch in das übrige Abendland eingedrungen. Deutsche Studenten, die nach Italien wanderten, haben von den dorti...en Hochschulen eine verstärkte Liebe zum ...lassischen Altertum mit in die Heimat gebracht. In Deutschland hatten sie oft vor dem Wust der Kommentare, diesem Symbol der Gründlichkeit, den Schriftsteller gar nicht mehr gesehen. Jetzt hatten sie die Schönheit der Klassiker wirklich kennen gelernt und wollten nun auch in Deutschland den literarischen Erzeugnissen, die ihrer Vorstellung von Schönheit entsprachen, zum Durchbruch verhelfen. Aber sie forderten bald auch im Anschlusse an die alten Dichter eine größere Freiheit in der Lebensführung. Der Deutsche Nikolaus von Cues, der in Padua studiert hat, hebt gleich im Anfang seiner bereits erwähnten Concordantia catholica hervor, mit welchem Eifer man sich damals (1438) auf das Studium der alten Schriftsteller geworfen habe, wie sehr man sich an dem Stil und dem Ausdruck der lateinischen Klassiker erfreue. Ein anderer Deutscher, einer von den führenden Geistern des 15. Jahrhunderts, Gregor von Heimburg, hat gleichfalls in Padua die Liebe zum Altertum in sich aufgenommen. Auf dem Konzile von Basel, wo er als Vertreter des Erzbischofs von Mainz weilte, beruft er sich in seiner ersten schwülstigen Rede vom 29. November 1432 auf die Autorität Gottes, der Bibel und Homers. Gregor von Heimburg hat später die läppische Art des Humanismus, die allen Wert nur auf die Form lege, selbst getadelt, aber noch 1454 schreibt er an seinen Freund Johann Rot, daß die Beredsamkeit, wie sie die Künste verfeinere, so auch die Prozeßführung erleichtere. Der bedeutendste Humanist des 15. Jahrhunderts, soweit die Einwirkung auf Deutschland in Betracht kommt, ist unzweifelhaft Enea Silvio Piccolomini (geb. 1405 zu Corsignano bei Siena), den das Konzil von Basel nach Deutschland führte, und der dann später einen guten Teil seines Lebens als Sekretär im Dienste Friedrichs III. verbrachte. Dieser Mann war durch und durch humanistisch gebildet; seine zahlreichen Schriften und Briefe zeugen von einer seltenen Meisterschaft in der lateinischen Sprache, fast auf jeder Seite findet man eine Anspielung auf das griechische oder römische Altertum. War der Stil Poggio Bracciolinis für die Kurie vorbildlich, so die Schreibweise des Enea für die kaiserliche Kanzlei. Nicht von den Universitäten aus, sondern aus den Schreibstuben der Kanzleibeamten, die in Italien studiert hatten, hat sich der Humanismus über Deutschland verbreitet. Hatte der Kaiser seinen Enea in der Kanzlei, so bediente auch der Markgraf Johann der Alchymist sich eines Italieners, der auf der Plassenburg bei Kulmbach wieder Jünger im eleganten lateinischen Stil ausbildete.

Die Anregung zu einer verstärkten Pflege und unbefangenen Würdigung des lateinischen Schrifttums, die uns von Italien zuging, brachte das kirchliche Leben nicht gleich in Gefahr. Es schien sich doch mehr oder weniger zu handeln um den Kampf einer neuen Form, Schriftstellen zu lesen, gegen eine alte, die das gelehrte Beiwerk für das wichtigste hielt. Und doch hat schon bald ein Anhänger des Alten geahnt, daß mit der neuen Form auch ein neuer Geist einziehen werde, der einmal stärker gewor-

den, auch den Inhalt der heidnischen Schriften wieder zur Richtschnur des Lebens machen werde. Das Leben im Jenseits werde dann vor dem Genusse des Erdendaseins zurücktreten. Bemerkenswert nach dieser Richtung hin ist der Briefwechsel zwischen dem Wiener Professor Konrad Säldner und dem Augsburger Patrizier Sigmund Gossembrot, welcher sich zu den klassischen Studien bekannte. Da fragt Säldner im Jahre 1457, weshalb denn der Inhalt der theologischen und göttlichen Wissenschaft in übernatürlicher Weise geoffenbaret sei, wenn Glaube und Sittlichkeit durch die klassischen Dichter genügend angezeigt würde. Er vermißt bei den Humanisten namentlich tiefere Kenntnisse und gibt der Befürchtung Raum, daß Gossembrot allzusehr von der Liebe zu den weltlichen Künsten (humanarum artium) durchdrungen sei und darüber die Pflege der Moral und Theologie vernachlässige, die doch dem Ruhme Gottes und der Kirche, sowie dem Heile der eigenen Seele dienten. ‚Ich bin ein Christ, wie es jene Männer (namentlich die heidnischen Dichter und Philosophen) nicht waren', ‚du aber mögest, Gottes Liebe in kindlicher Furcht vor den Augen, weder nach rechts noch nach links abweichen, sondern auf dem rechten Wege einherschreiten und mit den Deinen in den Hafen wahrer Seligkeit glücklich einlenken' (1458). Wir sehen hier die Aengstlichkeit des im Innersten beunruhigten Gelehrten. Dazu mochten Beobachtungen den Anlaß geben, die der ernste Mann an Scholaren gemacht hatte, die mit der Autorität eines Horaz oder Ovid die Ausschweifungen eines zügellosen Lebens zu decken glaubten. Und dann war wohl auch das Verhalten Peter Luders in den akademischen Kreisen bekannt geworden. Hier herrschte also meist eine unverhohlene Abneigung gegen den Humanismus.



Abb. 60 · Augsburg, St. Anna, Hauptaltar mit dem Grabmal Jakob Fuggers

Aber in den Kanzleien ist der Humanismus gern aufgenommen worden. Dort hat er jene feingebildeten Patrizier und Stadtschreiber des ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts erzogen, auf die wir heute noch mit Bewunderung blicken. Die Sorge Säldners um das Seelenheil dieser ehrenfesten Liebhaber ästhetischer Studien war im großen und ganzen unbegründet. Das behagliche Leben der reichen Bürger in ihren fürstlich eingerichteten Wohnhäusern mochte vielen asketisch Gesinnten wohl als eine arge Schlemmerei erscheinen, in Wirklichkeit waren alle diese Vertreter des Humanismus gut christlich gesinnt. Das Einsiedlerleben erschien ihnen oft als das Ideal, um sich ganz und gar

ihrem Studium hingeben zu können. So trat Sigismund Gossembrot, nachdem er 1461 auf sein Augsburger Bürgerrecht verzichtet hatte, in das Straßburger Johanniterkloster ein. Auch in den kleinen Orten Frankens, Schwabens und der Schweiz finden wir die Spuren humanistischer Tätigkeit schon ziemlich früh. Doch haftete ihr hier ein etwas philiströser Beigeschmack an. zotigen Facetien, die er sowohl lateinisch wie deutsch darbietet. Michael Christan, Kaplan zu Bernrein im Thurgau, übersetzte die Briefe des Enea Silvio; denn die deutsche Sprache sollte auch an dem Glanze teilnehmen, in dem die lateinische damals erschien. Mancher glaubte das am besten durch getreue Nachbildung des Lateinischen zu bewirken. So fiel Niklas Wyle, der





Abb. 61 und 62 · Reliefs der Fugger-Grabkapelle in St. Anna zu Augsburg

Das neue Bildungsideal besteht da sehr oft in bloßer Nachäffung berühmter Vorbilder und Umbildung der deutschen Sprache nach lateinischem Muster. In Zürich begeisterte sich Felix Hemmerlin (gest. 1466) für das klassische Altertum und übte einigen Einfluß. Der Bürgermeister Konrad Schatz von Konstanz dichtet in lateinischer Sprache Hexameter, der Prokurator des bischöflichen Hofes in Konstanz, Augustin Tünger, schreibt 1486 nach dem Vorbilde italienischer Humanisten seine derben, zum Teil fast mit allen Humanisten in brieflichem Verkehre stand, in die Schrulle, auch den lateinischen Accusativ cum Infinitivo wortgetreu im Deutschen anzuwenden. Und trotzdem waren seine Uebersetzungen namentlich in hohen Kreisen sehr beliebt. Unter Wyles Einfluß hat auch der Schweizer Humanist und Geschichtsschreiber Albrecht von Bonstetten gestanden; seine Schriften über den Burgunderkrieg (1477) und seine Beschreibung der Schweiz weisen sprachlich die größten Absonderlichkeiten auf. In

Franken aber wirkte als bemerkenswerter Vertreter der neuen Richtung Albrecht von Eyb, der 1420 auf Schloß Sommersdorf geboren, schon auf der Universität Pavia sich als Redner und Poet hervortat. 1472 schrieb er die Margarita poetica, eine mit vielen Beispielen belegte Anleitung zur Dichtkunst. Dann machte er sich an das bei den Humanisten beliebte Thema, ob ein Mann heiraten solle. Die Antwort ist in deutscher Sprache echt deutsch: ‚so ist auch die ee ein froelichs, lustpers und süß ding: was mag froelicher und süßer gesein, dan der name des vaters, der muter und der Kinder, so die hangen an den helsen der eltern und manchen sueßen Kuß von in empfangen?' Das war ein gutes Deutsch, und ähnlich, nur noch kraftvoller handhabte auch der bereits genannte Gregor von Heimburg seine Muttersprache.



Abb. 63 · Burgkmair · Schlacht bei Cannä

* * *

Wirklich durchdrungen vom Humanismus aber sind die großen Gemeinwesen Oberdeutschlands, besonders Augsburg und Nürnberg, aber auch Straßburg; ihren größten Glanz entfalteten sie erst zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Sie boten auch mehr als manche kleine Universität Gelegenheit, das Wissen zu erweitern. Die Kaufleute kamen weit in der Welt umher; sie kauften Bücher und Kunstgegenstände aus Italien und dem Orient auf und stellten dieselben, falls sie selbst kein Verständnis dafür hatten, anderen zum Verkaufe. Außerdem hatte das Buchdruckergewerbe in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts fast in allen größeren Städten eine Heimstätte gefunden, und alles, was in der Stadt Anspruch auf Bildung erhob, suchte die Verbindung mit den geistig meist hochstehenden Buchdruckern. Wie sehr gerade die Kaufleute die Brücke zwischen italienischer und deutscher Bildung schufen, geht daraus hervor, daß Jakob Fugger sich im Jahre 1512 durch einen deutschen Meister ein Grabmal herrichten ließ, das als erstes Werk die reine italienische Renaissance auf deutschem Boden verkörperte.

Dieses Grabmal in der St. Annakirche zu Augsburg hat erst letzthin durch einen Schüler H. Thodes die verdiente Würdigung erfahren. Ein Denkmal des Ruhmes auf Erden zu hinterlassen, das bezeichnet am besten die humanistische Denkart des großen Kaufmannes. (Abb. 60—62.)

Die Humanisten in diesen Städten haben meist nicht als Lehrer gewirkt. Mit anderen Berufssorgen als Geistliche, Stadtschreiber, Aerzte überhäuft, haben sie doch die Muße gefunden, durch ausgedehnten brieflichen Verkehr ihren Ansichten über die die Zeit bewegenden religiösen, literarischen und politischen Fragen Ausdruck zu leihen. Auch bildeten sie meist den Mittelpunkt einer Gemeinde, die mit ihnen demselben Ziele zustrebte. Da fand man sich wohl zu einer Tafelrunde zusammen und erörterte freimütig die wichtigsten und die unbedeutendsten Angelegenheiten. Einig war man in der Verurteilung der Mißbräuche, die sich in die Kirche eingeschlichen hatten. Ueber Rom und die Geistlichkeit fiel manch bitteres Wort; aber uneinig war man gleich über die Frage, wie man hier zu einer Besserung gelangen könne. Jüngere wollten Sturm läuten und das Volk zum Kampf für die religiöse Freiheit aufrufen, ältere mahnten zu bedächtigem Vorgehen.

Sehr stark war das Nationalgefühl bei den Humanisten ausgeprägt. Und so wurden sie durch die Wühlereien der Franzosen in Deutschland, durch das offene Streben derselben nach der Rheingrenze tief beunruhigt. Hier eilten die Humanisten aus Franken und Schwaben den Brüdern, die im Elsaß auf der Wacht standen, zu Hilfe. Der Rhein, so bewiesen sie, sei immer ein deutscher Strom gewesen und müsse es bleiben. Dieses patriotische Zusammenstehen der Chorführer des Humanismus bildet einen der anziehendsten Punkte in seiner Geschichte.

Neben diesen großen religiösen und politischen Angelegenheiten wurden auch die literarischen Tagesfragen erörtert. Da erbittet und erteilt man Auskunft über diese oder jene dunkle Stelle eines Schriftstellers, schreibt Empfehlungsbriefe für einen Studenten oder Lehrer und macht einander aufmerksam auf neue Veröffentlichungen. Namentlich griechischer Bücher, die noch selten waren und aus Italien herbeigeführt werden mußten, suchte man habhaft zu werden. Denn seit dem Ausgange des 15. Jahrhunderts genügt es für den Humanisten, der wirklich beachtet sein will, nicht mehr Lateinisch zu verstehen, er muß auch wenigstens die Elemente griechischer Bildung in sich aufgenommen haben. Auch die Kenntnis des Griechischen war ja im



Abb. 64 · Konrad Peutinger nach dem Gemälde von Amberger

seit dem ausgehenden 13. und beginnenden 14. Jahrhundert auf den Bildwerken einer außerordentlich geschärften Beobachtungsgabe, einem feineren Karakterisierungsvermögen. Besonders in den Niederlanden und am Niederrhein, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts aber auch in Oberdeutschland sind im Gegensatz zu den alten typischen Figuren Szenen durch den Pinsel festgehalten, die unmittelbar dem Leben abgelauscht zu sein scheinen. An dieser Entwickelung des Sehvermögens haben zweifellos die Bettelorden großen Anteil; denn mitten im Leben stehend, wiesen sie aus dem wirklichen Leben und der umgebenden Natur das Walten der göttlichen Vorsehung nach. Es scheint mir auch nicht ganz Zufall zu sein, daß wir gerade Franziskanermönchen die ersten Beschreibungen von Land und Leuten im fernen Asien schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts verdanken. Weltflucht und einsame Gelehrtentätigkeit war den Benediktinern eigen; die Dominikaner und Franziskaner aber suchten das Volk und fanden es. Der drastischen Art, wie diese Ordensmänner, allen voran ein Berthold von Regensburg, die mannigfachen Erscheinungen des Lebens zur Darstellung brachten, entspricht auch die bildnerische Darbietung jener Zeit im allgemeinen. Ein starker Realismus, der an jüngste Zeiten gemahnt, spricht namentlich aus den Werken der niederländischen Meister zu uns. Hier hat allerdings der Einfluß Italiens in der Zeit der sogenannten Renaissance mildernd eingewirkt. Von nun an wird mehr Wert auf das ebenmäßig Schöne und Stilvolle gelegt. Die schöne Form gewinnt gegenüber dem Karakteristischen oft zu bedeutend das Uebergewicht. Und darum soll man sich vor einer übermäßigen Schätzung des Einflusses Italiens hüten. Karakter und Schönheit findet man schon in einem deutschen Bilde aus dem Beginne des 14. Jahrhunderts in herrlichster Weise vereint, in der zu Köln gemalten ‚Madonna mit der Bohnenblüte'.



Abb. 57 · Dürer · Die Philosophie und ihre Lehrer

* * *

Für die Kunst ging die scharfe Beobachtung des Lebens, die wir gerade bei den Bettelmönchen gepflegt finden, nicht verloren. Aber auch der reinen Wissenschaft, losgelöst von allen religiösen und dogmatischen Fragen, kam die Scholastik, die hauptsächlich von den Ordensleuten ausgebaut wurde, zugute. Denn sie hielt das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit alter und neuer Geisteskultur fest. Wenn die Schriften des Aristoteles auch nicht um ihrer selbst willen gelesen wurden, sondern um das Rüstzeug zu liefern im Kampfe für das Lehrgebäude der Kirche; wenn also auch mehr Wert gelegt wurde auf die Methode des Griechen als auf seinen Inhalt, so mußte doch auch von dem Gedankengehalte seiner Schriften vieles eine anregende Wirkung ausüben. Nach Aristoteles erschöpft sich nun die Bestimmung des Menschen auf dieser Erde. Er muß an seinem Teile zur Glückseligkeit des Staates beitragen, um dadurch selbst wieder glückselig zu werden. Dazu hält er für erforderlich die höchste Ausbildung jedes einzelnen in allen Fähigkeiten des Körpers und des Geistes. Lesen und Schreiben, Zeich-

nen und Modellieren, Musizieren und Gymnastik sind die wesentlichsten Erfordernisse in der Erziehung des wahrhaft gebildeten Mannes. Solche Gedanken, die doch den Hauptteil des humanistischen Bildungsideals im Mittelalter ausmachen sollten, blieben natürlich unter der Oberfläche verborgen, so lange noch das Volk eine schwere wirtschaftliche Entwickelung durchmachte. Aber in besseren Zeiten bedurfte es nur der Anregung, um in den wohlhabenderen Kreisen Begeisterung für das Bildungsideal des Griechen zu wecken. Wir haben ferner gesehen, daß immerfort auch die Schriften der Römer in den deutschen Schulen gelesen wurden. Wie eifrig man hie und da die Bildung im Sinne der Alten pflegte, hat neuerdings G. Bauch an dem Gedichte des Nikolaus von Bibra aus dem Jahre 1283 nachgewiesen. Bibra gibt uns ein Bild von dem geistigen Leben Erfurts; er rühmt die Männer, welche hier wirkten, als wohlerfahren in der Grammatik, im Zivil- und kanonischen Recht, in der Astronomie, Astrologie, Philosophie, der Poetik und Musik. Und nach Erfurt strömten alljährlich wohl tausend Schüler, um hier ihre Ausbildung zu empfangen. Selbst wenn zugegeben wird, daß des Nikolaus Schrift einige Uebertreibungen enthalte, so bleibt ihm doch das Verdienst, gegen das Ende des 13. Jahrhunderts das Wesentliche des frühhumanistischen Bildungsideales als das Merkmal feiner Bildung hingestellt zu haben. Wir sehen schon hieraus, daß die Kontinuität des mittelalterlichen Geisteslebens mit dem des Altertums gewahrt blieb, und daß man auch die klassische Literatur nicht nur so weit heranzog, als sie zur Festigung des christlichen Lehrgebäudes dienen konnte. So ruft der eben erwähnte Nikolaus von Bibra die Hilfe des Gottes Phoebus an, damit er einen Trunk aus der Musenquelle auf dem Helikon nehmen könne, und führt als die Klassiker an, die der junge Mann in Erfurt lesen müsse: Vergil, Ovid, Horaz, Lukanus, Terenz und Plautus, Juvenal und Persius sowie Boetius. Bauch macht darauf aufmerksam, daß wir in dem Lehrplane, den Nikolaus nebenbei entwickelt, auch die Ansätze zu einer Universität zu erkennen vermöchten; namentlich die Pflege des Zivilrechtes lasse darauf schließen. Doch sind noch einige Jahrzehnte vergangen, bis es in Deutschland zur Gründung einer Universität kam.

* * *

War durch die Art, wie der Unterricht an den meisten Schulen betrieben wurde, der gute Geschmack, der Schönheitssinn stark verdorben, so machte sich dagegen in den Schulen der Brüder vom gemeinsamen Leben, einer ordensähnlichen, von Geert Grote begründeten Gemeinschaft, seit dem Ende des 14. Jahrhunderts eine starke Reaktion bemerkbar. Ihre Lehranstalten, die sich von den Niederlanden über das nördliche Deutschland verbreiteten, legten wieder mehr Wert auf die formale Seite des an die alten Schriftsteller geknüpften Unterrichtes. Daher erfreuten sich auch die besten Anstalten dieser Männer in Deventer und Schlettstadt eines außerordentlichen Besuches. Viele der Chorführer des Humanismus haben hier ihre Bildung erhalten. In Münster entwickelten um 1500 Langen und Murmellius, die aus dieser Schule hervorgegangen waren, eine segensreiche Tätigkeit als humanistisch gebildete Lehrer. Ein anziehendes Bild des Lebens und Treibens an diesen Schulen hat uns Johann Butzbach hinterlassen, der einen langen Leidensweg an anderen Schulen durchmachen mußte, ehe er in Deventer (1500) zum Ziele gelangte.



Die Universitäten

Die Führung im geistigen Leben lag im allgemeinen bei den Universitäten (Generalstudien), die in Italien und Frankreich entstanden waren. Hier wurde namentlich Theologie und Recht gelehrt; die medizinische Wissenschaft erfreute sich damals eines geringeren Ansehens, und die philosophische Fakultät, die artistische, wie sie genannt wurde, galt gar nur als Vorbereitungsstufe für die höheren Fachwissenschaften. Der Lehrbetrieb beruhte nicht auf der freien Forschung, sondern schloß sich eng an die vorhandenen Lehrbücher an, die nach allen Richtungen hin besprochen und erläutert wurden. Die Kommentare zu Aristoteles, die Sentenzen des Petrus Lombardus, die

Grammatik des Alexander de Villa Dei wurden von den Lehrern wie von den Schülern in gleicher Weise verehrt. War der wissenschaftliche Betrieb der Universität nach Fakultäten geteilt, so stand die Verwaltung der Körperschaft, das ganze akademische Treiben, unter dem Einflusse der Nationen, nach denen die Studierenden sich sonderten. Die Nationen wählten auch den Rektor, und zwar in der Regel aus der Zahl der Scholaren. Am liebsten nahm man angesehene Adelige. Zu den italienischen und französischen Bildungsstätten wanderten auch die deutschen Studenten. Viele kehrten zurück, um dann in der Heimat ehrenvolle Stellen zu bekleiden. Manche aber verloren auch in dem ungebundenen Treiben dieser Städte das Gleichgewicht. Verdorben an Leib und Seele, irrten dann diese Goliarden in der Welt umher, eine Plage für Stadt und Land. Ging es ihnen gut, dann sangen sie bei der Kanne Wein das ‚meum est propositum' und alle die anderen Studentenlieder (carmina burana), die uns zum guten Teil erhalten sind. Aber wehe, wenn der Winter kam, dann mußten sie von Dorf zu Dorf ihr Brot erbetteln oder stehlen. Und hartherzige Bauern hetzten dann wohl gar die Hunde hinter sie.



Abb. 58 · Schachspielende Studenten · Nach der Benediktbeuerner Handschrift (13. Jahrhundert) der Carmina burana

Aber das Wandern zu ausländischen Universitäten hat trotz aller Not nie seine Anziehungskraft auf den deutschen Studenten verloren. Auch nachdem auf dem heimatlichen Boden Hochschulen entstanden waren, sind die, welche eine Führerstelle im geistigen Leben einnehmen wollten, immer noch nach Italien gewallfahrtet, und haben, nachdem das neue Ideal in Italien scharf erfaßt war, eine lebendige Brücke gebildet, auf der der Humanismus ununterbrochen nach Deutschland hinüberziehen konnte.

Der deutsche König Karl IV. fand es nun drückend, daß seine Landsleute, um zu den Quellen des Wissens zu gelangen, so weit in die Welt hinaus müßten, und so errichtete er, der Vater seines böhmischen Erblandes, im Jahre 1348 in Prag ein Studium generale, die erste Universität auf deutschem Boden. Er nahm dabei Bologna zum Muster. So gab es denn auch an der neuen Universität Fakultäten und Nationen. Bald darauf gründete der ehrgeizige Herzog Rudolf IV. von Oesterreich für seine österreichischen Lande auch eine Hochschule, und zwar in Wien. Heidelberg folgte 1386, Köln 1388. In Köln bildete die Universität die Fortsetzung der Dominikaner-

schule. Erfurt wurde 1392 von Papst Bonifatius IX. privilegiert, Würzburg 1402, Leipzig nahm 1409 die Studenten auf, welche infolge des Nationalitätenstreites die Universität Prag verlassen hatten. Rostock erhielt 1419 seine Universität, Greifswald 1456, Freiburg 1457, Basel 1460, Lüneburg 1471, Ingolstadt und Trier 1472, Tübingen 1477, Mainz 1477, Wittenberg 1502, Frankfurt 1506. Einzelne von diesen Universitäten erfreuten sich besonderen Ansehens, andere sind nach und nach wieder eingegangen.

Man hat darüber gestritten, ob die Universitäten des Mittelalters mehr Staatseinrichtungen oder kirchliche Anstalten gewesen seien. Gewiß ist, daß die Anregung zur Gründung der Generalstudien in der Regel von Fürsten oder politischen Körperschaften ausging, doch wurden sie meist unter Heranziehung kirchlicher Stiftungen ins Leben gerufen, die Lehrer waren in der Regel im Genusse kirchlicher Pfründen, und auch die Studierenden waren während ihrer Studienjahre meist mit kirchlichen Benefizien ausgestattet. Dazu kam, daß das Kaisertum und noch mehr das Papsttum als die höchsten Gewalten auf der Erde den von der Universität verliehenen Graden allgemeine Achtung verschaffen konnten. So wurde denn zur Gründung gern die kaiserliche oder päpstliche Genehmigung eingeholt. Die Universitäten fügen sich also, wenn auch als Gründungen des Staates, dem allgemeinen Karakter der Zeit ein, in der die Kirche in innigster Berührung mit allen Institutionen stand. Bezeichnend ist nach dieser Richtung die Gründung der Universität Ingolstadt. Im Jahre 1458 schrieb Herzog Ludwig IX. an den Papst, daß seine Landeskinder weit in die Welt hinaus müßten, wenn sie wissenschaftlichen Studien obliegen wollten, er bitte deshalb um Genehmigung zur Errichtung der Universität in Ingolstadt. Am 7. April 1459 verfügt der Papst die Gründung. Doch vergingen noch 13 Jahre bis zur Eröffnung. Zur Dotation der Universität wurden Pfründen aus Ingolstadt, Eichstätt, Landshut und Landau herangezogen, ja ein Franziskanerkloster mußte seine ganzen Besitzungen abtreten.

Die deutschen Universitäten kannten nur zum verschwindenden Teile die Einteilung der akademischen Bürger nach Nationen; bei ihnen lag das Schwergewicht der Verwaltung bei den Fakultäten und dem Geheimen Rate, dem späteren Senat. Der Lehrbetrieb aber war der gleiche wie bei den außerdeutschen Universitäten. Man schwört auf Autoritäten, und die größte ist Aristoteles, der überall da galt, wo er nicht mit den Lehren der katholischen Kirche in unlösbaren Widerspruch tritt. Nur der Streit zwischen Nominalisten und Realisten regt fast allerorten die akademische Kreise auf. Die Frage, ob den allgemeinen Begriffen eine wirkliche Existenz zukomme, oder ob es sich dabei nur um Worte handelte, teilte Professoren und Scholaren in zwei Lager. Man behalf sich an vielen Universitäten, indem man Professoren beider Richtungen oder, wie man auch sagte, beider Wege berief und die Studenten gleichfalls in Internate des alten und des neuen Weges sonderte. Im Jahre 1452 bestimmte der einsichtsvolle Kurfürst Friedrich I. von der Pfalz, daß fortan beide Richtungen der Philosophie an der Universität Heidelberg geduldet werden sollten. Doch mußte jeder Professor schwören, treu am Worte des Aristoteles festzuhalten, soweit dadurch kein Glaubenssatz verletzt werde. Die Universitäten hatten ihre großen Tage während der langanhaltenden Kirchenspaltung des ausgehenden 14. und beginnenden 15. Jahrhunderts. Damals wurden an den Universitäten Paris, Köln und Wien eifrig die Wege erörtert, wie man wieder zur Einheit im Kirchenregiment gelangen könne. Auch auf den Konzilien des 15. Jahrhunderts übten sie großen Einfluß; so ließ sich die Universität Wien auf der Basler Versammlung durch den gelehrten Thomas Ebendorfer von Haselbach vertreten und beschloß 1447 in dem Streite zwischen dem Konzil und Papst Eugen IV. neutral zu bleiben. Aber sonst liebten die gelehrten Herren die Ruhe und trugen ihren Hörern in barbarischem Latein eine Weisheit vor, die von Generation zu Generation in immer mehr anschwellenden Kommentaren bestimmter Lehrbücher aufgespeichert war.

Der Besuch der Universitäten war, wie die uns erhaltenen Matrikeln ausweisen, meist gut. Leider ließen sich die Scholaren, selbst die, welche als bursarii (Burschen) in den Bursen (Pensionaten)

wohnten, viele Ausschreitungen zuschulden kommen. Zu einem akademischen Grade brachten es nur wenige. So waren denn die an der Universität verliehenen Titel sehr wertvoll. Die Doktorwürde war imstande, dem Inhaber die Vorrechte des Adels zu sichern, ihm z. B. die Anwartschaft auf domkapitularische Stellen zu eröffnen. Deshalb nahmen es die Kleriker mit in



Abb. 59 · Universitätsauditorium im Mittelalter

den Kauf, daß sie zu der Würde auch die schwere Bürde oft unfruchtbarer Kenntnisse auf sich nehmen mußten.



Das Eindringen des Humanismus

Da bemächtigte sich nach der Mitte des 15. Jahrhunderts der Gelehrtenwelt eine starke Unruhe. Hier und da erschienen an den Pforten der Universitäten Burschen, die in ihrem ganzen Aufzuge einen wenig empfehlenswerten Eindruck machten. Es schien, daß sie dem Becher fleißig zusprachen, und ihr ganzes Aeußere stach auffallend gegen das gemessene Wesen in den Räumen der Alma Mater ab. Sie erklärten auch, daß sie sich aus dem Plunder, den die Professoren vortrügen, nichts machten, sie wünschten keinen Titel als den eines Dichters, und doch wollten sie lehren, und zwar etwas Neues auf neue Art. Ein solcher Gesell war Peter Luder, der, nachdem er sich lange in der Welt herumgetrieben hatte, im Jahre 1456 in Heidelberg erschien und mit Genehmigung des Pfalzgrafen, aber unter dem Widerspruche der Professoren seine Vorlesung ankündigte. Er machte bekannt, daß der Pfalzgraf mit Rücksicht darauf, daß die lateinische Sprache fast in Barbarei versunken sei, die Humanitätsstudien an seiner Hochschule wiederherstellen wolle und ihn mit Vorlesungen über die Dichter, Redner und Geschichtsschreiber beauftragt habe. Er werde deshalb über die Briefe des satyrischen Dichters Quintus Horatius Flaccus und die Geschichten des Valerius Maximus in noch zu bestimmenden Stunden lesen. Dann fordert er diejenigen, welche sich durch das Studium der lateinischen Sprache berühmt machen wollten, auf, seine Vorträge zu besuchen. Am 15. Juli 1456 hielt er seine Antrittsvorlesung, in der er den Wert der Geschichte und der Dichtung feierte. Seine Kollegen suchten ihm Schwierigkeiten über Schwierigkeiten zu bereiten. Sie mochten namentlich Anstoß an dem ärgerlichen Leben des Mannes nehmen, der so offen sein Mädchen als seine Thais besang und bei der

heiligen Gottheit des Bacchus einen Priester beschwor, ihm Wein zu geben. Trotzdem schützte ihn die Gunst des vertrauten Rates des Pfalzgrafen, des Matthias von Kemnat, der eine Vorliebe für die neuen Studien hegte. Damals hat wohl auch das verkommene Genie eines Samuel Karoch von Lichtenberg an der Universität wirken dürfen. Es waren nicht gerade glänzende Vertreter, die den Humanismus an der Universität einführten, und ganz abgesehen von dem prinzipiellen Gegensatze begreift man es, daß die Professoren sich gegen solche Amtsgenossen wehrten.

Das, was wir unter Humanismus schlechtweg verstehen, das Studium der alten klassischen Literatur um ihrer selbst willen, war zuerst in Italien gepflegt worden. Petrarca hat im 14. Jahrhundert die Führung zu diesem nie versiegenden Quell der Schönheit übernommen. (H. Grauert.) Er sammelte selbst eine stattliche Anzahl von Handschriften alter Dichter und Redner; und mit ihm hat der wenig jüngere Boccaccio für die Verbreitung klassischer Studien gewirkt. Die Anregungen, welche diese Männer gegeben haben, sind der Welt bis auf den heutigen Tag nicht mehr verloren gegangen. Sie haben in Italien fortgewirkt und sind von hier aus auch in das übrige Abendland eingedrungen. Deutsche Studenten, die nach Italien wanderten, haben von den dortigen Hochschulen eine verstärkte Liebe zum klassischen Altertum mit in die Heimat gebracht. In Deutschland hatten sie oft vor dem Wust der Kommentare, diesem Symbol der Gründlichkeit, den Schriftsteller gar nicht mehr gesehen. Jetzt hatten sie die Schönheit der Klassiker wirklich kennen gelernt und wollten nun auch in Deutschland den literarischen Erzeugnissen, die ihrer Vorstellung von Schönheit entsprachen, zum Durchbruch verhelfen. Aber sie forderten bald auch im Anschlusse an die alten Dichter eine größere Freiheit in der Lebensführung. Der Deutsche Nikolaus von Cues, der in Padua studiert hat, hebt gleich im Anfang seiner bereits erwähnten Concordantia catholica hervor, mit welchem Eifer man sich damals (1438) auf das Studium der alten Schriftsteller geworfen habe, wie sehr man sich an dem Stil und dem Ausdruck der lateinischen Klassiker erfreue. Ein anderer Deutscher, einer von den führenden Geistern des 15. Jahrhunderts, Gregor von Heimburg, hat gleichfalls in Padua die Liebe zum Altertum in sich aufgenommen. Auf dem Konzile von Basel, wo er als Vertreter des Erzbischofs von Mainz weilte, beruft er sich in seiner ersten schwülstigen Rede vom 29. November 1432 auf die Autorität Gottes, der Bibel und Homers. Gregor von Heimburg hat später die läppische Art des Humanismus, die allen Wert nur auf die Form lege, selbst getadelt, aber noch 1454 schreibt er an seinen Freund Johann Rot, daß die Beredsamkeit, wie sie die Künste verfeinere, so auch die Prozeßführung erleichtere. Der bedeutendste Humanist des 15. Jahrhunderts, soweit die Einwirkung auf Deutschland in Betracht kommt, ist unzweifelhaft Enea Silvio Piccolomini (geb. 1405 zu Corsignano bei Siena), den das Konzil von Basel nach Deutschland führte, und der dann später einen guten Teil seines Lebens als Sekretär im Dienste Friedrichs III. verbrachte. Dieser Mann war durch und durch humanistisch gebildet; seine zahlreichen Schriften und Briefe zeugen von einer seltenen Meisterschaft in der lateinischen Sprache, fast auf jeder Seite findet man eine Anspielung auf das griechische oder römische Altertum. War der Stil Poggio Bracciolinis für die Kurie vorbildlich, so die Schreibweise des Enea für die kaiserliche Kanzlei. Nicht von den Universitäten aus, sondern aus den Schreibstuben der Kanzleibeamten, die in Italien studiert hatten, hat sich der Humanismus über Deutschland verbreitet. Hatte der Kaiser seinen Enea in der Kanzlei, so bediente auch der Markgraf Johann der Alchymist sich eines Italieners, der auf der Plassenburg bei Kulmbach wieder Jünger im eleganten lateinischen Stil ausbildete.

Die Anregung zu einer verstärkten Pflege und unbefangenen Würdigung des lateinischen Schrifttums, die uns von Italien zuging, brachte das kirchliche Leben nicht gleich in Gefahr. Es schien sich doch mehr oder weniger zu handeln um den Kampf einer neuen Form, Schriftstellen zu lesen, gegen eine alte, die das gelehrte Beiwerk für das wichtigste hielt. Und doch hat schon bald ein Anhänger des Alten geahnt, daß mit der neuen Form auch ein neuer Geist einziehen werde, der einmal stärker gewor-

den, auch den Inhalt der heidnischen Schriften wieder zur Richtschnur des Lebens machen werde. Das Leben im Jenseits werde dann vor dem Genusse des Erdendaseins zurücktreten. Bemerkenswert nach dieser Richtung hin ist der Briefwechsel zwischen dem Wiener Professor Konrad Säldner und dem Augsburger Patrizier Sigmund Gossembrot, welcher sich zu den klassischen Studien bekannte. Da fragt Säldner im Jahre 1457, weshalb denn der Inhalt der theologischen und göttlichen Wissenschaft in übernatürlicher Weise geoffenbaret sei, wenn Glaube und Sittlichkeit durch die klassischen Dichter genügend angezeigt würde. Er vermißt bei den Humanisten namentlich tiefere Kenntnisse und gibt der Befürchtung Raum, daß Gossembrot allzusehr von der Liebe zu den weltlichen Künsten (humanarum artium) durchdrungen sei und darüber die Pflege der Moral und Theologie vernachlässige, die doch dem Ruhme Gottes und der Kirche, sowie dem Heile der eigenen Seele dienten. ‚Ich bin ein Christ, wie es jene Männer (namentlich die heidnischen Dichter und Philosophen) nicht waren', ‚du aber mögest, Gottes Liebe in kindlicher Furcht vor den Augen, weder nach rechts noch nach links abweichen, sondern auf dem rechten Wege einherschreiten und mit den Deinen in den Hafen wahrer Seligkeit glücklich einlenken' (1458). Wir sehen hier die Aengstlichkeit des im Innersten beunruhigten Gelehrten. Dazu mochten Beobachtungen den Anlaß geben, die der ernste Mann an Scholaren gemacht hatte, die mit der Autorität eines Horaz oder Ovid die Ausschweifungen eines zügellosen Lebens zu decken glaubten. Und dann war wohl auch das Verhalten Peter Luders in den akademischen Kreisen bekannt geworden. Hier herrschte also meist eine unverhohlene Abneigung gegen den Humanismus.



Abb. 60 · Augsburg, St. Anna, Hauptaltar mit dem Grabmal Jakob Fuggers

Aber in den Kanzleien ist der Humanismus gern aufgenommen worden. Dort hat er jene feingebildeten Patrizier und Stadtschreiber des ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts erzogen, auf die wir heute noch mit Bewunderung blicken. Die Sorge Säldners um das Seelenheil dieser ehrenfesten Liebhaber ästhetischer Studien war im großen und ganzen unbegründet. Das behagliche Leben der reichen Bürger in ihren fürstlich eingerichteten Wohnhäusern mochte vielen asketisch Gesinnten wohl als eine arge Schlemmerei erscheinen, in Wirklichkeit waren alle diese Vertreter des Humanismus gut christlich gesinnt. Das Einsiedlerleben erschien ihnen oft als das Ideal, um sich ganz und gar

ihrem Studium hingeben zu können. So trat Sigismund Gossembrot, nachdem er 1461 auf sein Augsburger Bürgerrecht verzichtet hatte, in das Straßburger Johanniterkloster ein. Auch in den kleinen Orten Frankens, Schwabens und der Schweiz finden wir die Spuren humanistischer Tätigkeit schon ziemlich früh. Doch haftete ihr hier ein etwas philiströser Beigeschmack an. zotigen Facetien, die er sowohl lateinisch wie deutsch darbietet. Michael Christan, Kaplan zu Bernrein im Thurgau, übersetzte die Briefe des Enea Silvio; denn die deutsche Sprache sollte auch an dem Glanze teilnehmen, in dem die lateinische damals erschien. Mancher glaubte das am besten durch getreue Nachbildung des Lateinischen zu bewirken. So fiel Niklas Wyle, der





Abb. 61 und 62 · Reliefs der Fugger-Grabkapelle in St. Anna zu Augsburg

Das neue Bildungsideal besteht da sehr oft in bloßer Nachäffung berühmter Vorbilder und Umbildung der deutschen Sprache nach lateinischem Muster. In Zürich begeisterte sich Felix Hemmerlin (gest. 1466) für das klassische Altertum und übte einigen Einfluß. Der Bürgermeister Konrad Schatz von Konstanz dichtet in lateinischer Sprache Hexameter, der Prokurator des bischöflichen Hofes in Konstanz, Augustin Tünger, schreibt 1486 nach dem Vorbilde italienischer Humanisten seine derben, zum Teil fast mit allen Humanisten in brieflichem Verkehre stand, in die Schrulle, auch den lateinischen Accusativ cum Infinitivo wortgetreu im Deutschen anzuwenden. Und trotzdem waren seine Uebersetzungen namentlich in hohen Kreisen sehr beliebt. Unter Wyles Einfluß hat auch der Schweizer Humanist und Geschichtsschreiber Albrecht von Bonstetten gestanden; seine Schriften über den Burgunderkrieg (1477) und seine Beschreibung der Schweiz weisen sprachlich die größten Absonderlichkeiten auf. In

Franken aber wirkte als bemerkenswerter Vertreter der neuen Richtung Albrecht von Eyb, der 1420 auf Schloß Sommersdorf geboren, schon auf der Universität Pavia sich als Redner und Poet hervortat. 1472 schrieb er die Margarita poetica, eine mit vielen Beispielen belegte Anleitung zur Dichtkunst. Dann machte er sich an das bei den Humanisten beliebte Thema, ob ein Mann heiraten solle. Die Antwort ist in deutscher Sprache echt deutsch: ‚so ist auch die ee ein froelichs, lustpers und süß ding: was mag froelicher und süßer gesein, dan der name des vaters, der muter und der Kinder, so die hangen an den helsen der eltern und manchen sueßen Kuß von in empfangen?‘ Das war ein gutes Deutsch, und ähnlich, nur noch kraftvoller handhabte auch der bereits genannte Gregor von Heimburg seine Muttersprache.



Abb. 63 · Burgkmair · Schlacht bei Cannä

* * *

Wirklich durchdrungen vom Humanismus aber sind die großen Gemeinwesen Oberdeutschlands, besonders Augsburg und Nürnberg, aber auch Straßburg; ihren größten Glanz entfalteten sie erst zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Sie boten auch mehr als manche kleine Universität Gelegenheit, das Wissen zu erweitern. Die Kaufleute kamen weit in der Welt umher; sie kauften Bücher und Kunstgegenstände aus Italien und dem Orient auf und stellten dieselben, falls sie selbst kein Verständnis dafür hatten, anderen zum Verkaufe. Außerdem hatte das Buchdruckergewerbe in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts fast in allen größeren Städten eine Heimstätte gefunden, und alles, was in der Stadt Anspruch auf Bildung erhob, suchte die Verbindung mit den geistig meist hochstehenden Buchdruckern. Wie sehr gerade die Kaufleute die Brücke zwischen italienischer und deutscher Bildung schufen, geht daraus hervor, daß Jakob Fugger sich im Jahre 1512 durch einen deutschen Meister ein Grabmal herrichten ließ, das als erstes Werk die reine italienische Renaissance auf deutschem Boden verkörperte.

Dieses Grabmal in der St. Annakirche zu Augsburg hat erst letzthin durch einen Schüler H. Thodes die verdiente Würdigung erfahren. Ein Denkmal des Ruhmes auf Erden zu hinterlassen, das bezeichnet am besten die humanistische Denkart des großen Kaufmannes. (Abb. 60—62.)

Die Humanisten in diesen Städten haben meist nicht als Lehrer gewirkt. Mit anderen Berufssorgen als Geistliche, Stadtschreiber, Aerzte überhäuft, haben sie doch die Muße gefunden, durch ausgedehnten brieflichen Verkehr ihren Ansichten über die die Zeit bewegenden religiösen, literarischen und politischen Fragen Ausdruck zu leihen. Auch bildeten sie meist den Mittelpunkt einer Gemeinde, die mit ihnen demselben Ziele zustrebte. Da fand man sich wohl zu einer Tafelrunde zusammen und erörterte freimütig die wichtigsten und die unbedeutendsten Angelegenheiten. Einig war man in der Verurteilung der Mißbräuche, die sich in die Kirche eingeschlichen hatten. Ueber Rom und die Geistlichkeit fiel manch bitteres Wort; aber uneinig war man gleich über die Frage, wie man hier zu einer Besserung gelangen könne. Jüngere wollten Sturm läuten und das Volk zum Kampf für die religiöse Freiheit aufrufen, ältere mahnten zu bedächtigem Vorgehen.

Sehr stark war das Nationalgefühl bei den Humanisten ausgeprägt. Und so wurden sie durch die Wühlereien der Franzosen in Deutschland, durch das offene Streben derselben nach der Rheingrenze tief beunruhigt. Hier eilten die Humanisten aus Franken und Schwaben den Brüdern, die im Elsaß auf der Wacht standen, zu Hilfe. Der Rhein, so bewiesen sie, sei immer ein deutscher Strom gewesen und müsse es bleiben. Dieses patriotische Zusammenstehen der Chorführer des Humanismus bildet einen der anziehendsten Punkte in seiner Geschichte.

Neben diesen großen religiösen und politischen Angelegenheiten wurden auch die literarischen Tagesfragen erörtert. Da erbittet und erteilt man Auskunft über diese oder jene dunkle Stelle eines Schriftstellers, schreibt Empfehlungsbriefe für einen Studenten oder Lehrer und macht einander aufmerksam auf neue Veröffentlichungen. Namentlich griechischer Bücher, die noch selten waren und aus Italien herbeigeführt werden mußten, suchte man habhaft zu werden. Denn seit dem Ausgange des 15. Jahrhunderts genügt es für den Humanisten, der wirklich beachtet sein will, nicht mehr Lateinisch zu verstehen, er muß auch wenigstens die Elemente griechischer Bildung in sich aufgenommen haben. Auch die Kenntnis des Griechischen war ja im



Abb. 64 · Konrad Peutinger nach dem Gemälde von Amberger

Abb. 65 · Konzept eines Schreibens K. Peutingers an Erzbischof Berthold von Mainz vom 18. Mai 1504

Abendlande niemals ganz erloschen, aber doch sehr spärlich gewesen. Und wenn sich in die Schriften aus dem 14. Jahrhundert ein griechischer Brocken eingestreut findet, so darf man bis auf weiteres annehmen, daß er mechanisch aus Isidor von Sevillas Etymologien, diesem Konversationslexikon des Mittelalters, entnommen ist. Noch Petrarka konnte kein Griechisch. Vereinzelt seit dem Ausgange des 14. Jahrhunderts gab es in Italien griechische Wanderlehrer; in größerem Maßstabe aber trieb erst die türkische Invasion in Griechenland seit der Mitte des 15. Jahrhunderts die Angehörigen dieses Volkes in die weite Welt. Sie brachten als Geschenk ihre Sprache und ihr altes Schrifttum mit. Auch in Deutschland hat man für diese Gabe Verständnis gezeigt. Und wenn die Väter es nicht mehr lernten, so haben sie doch ihren Söhnen die Wege gewiesen. Allen diesen Fragen begegnen wir in den Briefen der Humanisten. Als sein Freund Dürer in Venedig weilte, da ermahnt ihn Pirkheimer, doch gar aufzuachten, wenn ein neues griechisches Buch erscheine. Von den griechischen Schriftstellern wurde namentlich Plato jetzt sehr beliebt. Die Humanisten stellten ihn bedeutend höher als Aristoteles, den Liebling der Scholastiker. Um auch weiteren Kreisen die glänzenden Vertreter des klassischen Altertums nahe zu führen, wurden Uebersetzungen lateinischer und griechischer Schriften in großer Zahl hergestellt und durch den Druck verbreitet.

In Augsburg hielt Konrad Peutinger (1465–1547) das Vermächtnis Gossembrots hoch. Er hatte in Italien neben juristischen Studien, die ihm den Doktorhut eintrugen, auch die schöne Literatur gepflegt und hielt an dieser Neigung zeitlebens fest. Von seiner erstaunlichen Arbeitskraft als Stadtschreiber legen die zahlreichen Konzepte in den Augsburger Briefbüchern Zeugnis ab. Und trotz dieser Last fand er noch Muße,

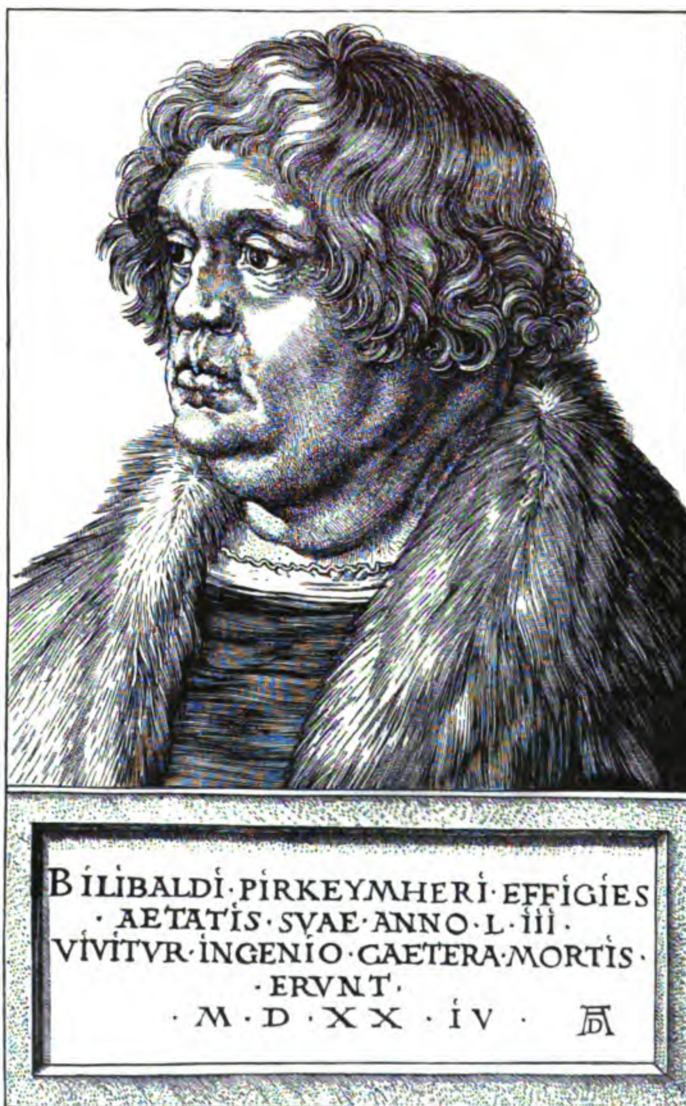


Abb. 66 · Wilibald Pirkheimer · Von Albr. Dürer

mit dem Kaiser, mit Fürsten und literarischen Größen einen ausgedehnten Briefwechsel zu unterhalten. Wir geben in Faksimiledruck das Konzept eines der vielen Briefe wieder, die Peutinger über den Landshuter Erbfolgekrieg an den Erzbischof Berthold von Mainz richtete. Dabei machte er noch gründliche Studien über die allgemeine Geschichte, die er in einem ‚Kaiserbuche' behandeln wollte, und legte durch seine Inschriftensammlung die Grundlage zur wissenschaftlichen Erforschung des römischen Einflusses in Schwaben. Nebenbei unterhielt er rege Beziehungen zu den Augsburger Druckern, besonders Othmar und Schönsperger, und vermittelte namentlich zwischen diesem und dem Kaiser, der in Augsburg die Holzschnitte zu den von ihm geplanten großen Werken Theurdank, Weißkunig und Freydal herstellen ließ. Außer Hans Burgkmaier arbeiteten noch Scheifelin und Jost Dienecker aus Antwerpen an der Herstellung der Illustrationen. Die Korrespondenz in dieser Angelegenheit aber führte Peutinger. Neben Peutinger hielten noch Ottomar Luscinius und Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden das Banner des Humanismus in Augsburg hoch. Gleich groß standen neben ihnen Hans Burgkmaier und Hans Holbein d. Ae., die bereits den Einfluß Italiens in der Art ihrer Malweise und der Wahl der Stoffe verraten. (Vergl. Abb. 6, 9, 63.)



Abb. 67 · Bücherzeichen Wilibald Pirkheimers

In Nürnberg nahm Wilibald Pirkheimer (1470–1530), gleichfalls in Italien vorgebildet, die führende Rolle als Humanist aus den Händen Hartmann Schedels, dem wieder Gregor von Heimburg vorgearbeitet hatte. Der großen Weltchronik Schedels haben wir bereits oben gedacht. Im großen und ganzen aber liegt der handschriftliche Nachlaß dieses Mannes, der von seinen humanistischen Neigungen Kunde gibt, noch unbenutzt in der Münchener Bibliothek. Wilibald Pirkheimer hat uns in einer Selbstbiographie seinen Bildungsgang gezeichnet, wie er in höfischer Sitte und zu ritterlichen Uebungen erzogen, erst verhältnismäßig spät zur wissenschaftlichen Laufbahn sich bestimmen läßt. Der Abschnitt, in dem Wilibald von seiner Sinnesänderung und seinem Aufenthalt in Italien spricht, ist so bemerkenswert, daß er hier folgen mag: ‚Als Wilibald nun fast das zwanzigste Jahr erreicht hatte, beschloß der Vater, ihn nach Italien zu schicken, damit er dort die unterbrochenen Studien wieder aufnehme. Das war aber gar nicht nach seinem Sinne, weil er einen Schimpf darin sah, da wissenschaftliche Kenntnisse in Deutschland für ritterbürtige Personen als Schande galten. Er wäre deshalb lieber beim Waffenhandwerk geblieben und ins niedere Deutschland gezogen, wo in jener Zeit ein gewaltiger Krieg zwischen dem Kaiser Maximilian und dem Franzosenkönig ausgebrochen war. Aber nachdem der Vater gezeigt hatte, wieviel höher die Wissenschaft als das Kriegshandwerk stehe, und Vorteil und Nachteil beider gegeneinander abgewogen hatte, da gab er überzeugt nach. In Padua studierte er nun drei Jahre die Rechte. Dabei aber ließ er die Humanitätsstudien, zu denen er von Natur aus neigte, keineswegs außer acht, und da zu jener Zeit ein sehr gelehrter Grieche namens Creticus die griechische Sprache und Literatur unter großem Zulauf vortrug, so widmete Wilibald auch diesem Fache seine Bemühungen und brachte es in kurzem so weit, daß auch der Grieche sich darüber verwunderte.' Doch als der Vater das erfährt, verbietet er ihm die schöngeistigen Studien, da allein das Rechtsstudium Nutzen bringe. Wilibald begibt sich nunmehr nach Pavia und studiert dort noch vier Jahre die Rechte. ‚Vornehmlich mit Italienern unterhielt er sowohl zu Padua als zu Pavia Verkehr, sodaß er deswegen manch böses Wort von den Deutschen zu hören bekam. Aber er fühlte sich durch den Geist, die Bildung und Erziehung der Italiener angezogen, während ihm die

deutschen Sitten, Spielen, Gelage, Trinken und unmäßiger Aufwand, mißfielen. Und nicht weniger teuer war er den Italienern, nicht nur deshalb, weil er sich ihren Sitten anbequemte, sondern weil sie ihn mit einer für einen Deutschen ganz außergewöhnlichen feinen Bildung geziert sahen. Am meisten aber bewunderten sie an ihm die Kenntnis der Musik, besonders die Geschicklichkeit im Orgel- und Lautespiel.' In seine Heimat zurückgekehrt, hat Wilibald im Rate der Stadt eine große Rolle gespielt, obschon ihm mancherlei Anfeindungen oft genug den Gedanken nahe legten, sich ganz vom politischen Leben zurückzuziehen. 1499 führte er die Heeresabteilung, welche die Stadt dem Kaiser zum Zuge gegen die Schweiz stellte, und hat diesen Krieg auch beschrieben. Pirkheimer war ein feinsinniger Lebemann, der weder einen guten Trunk noch einen pikanten Scherz verschmähte. Auch schönen Frauen hat er allzusehr gehuldigt. Zur Strafe dafür hatte er lange Jahre unter stets stärker werdenden Gichtanfällen zu leiden. Das ‚Lob des Podagra' ist daher aus eigener schmerzlicher Erfahrung, doch mit gutem Humor geschrieben. Das Podagra verteidigt sich hier vor einem Richterkollegium gegen die Anschuldigungen seiner Ankläger und hebt all das Gute hervor, das der Mensch ihm zu danken habe. Pirkheimer hat alle Zeitfragen aufmerksam verfolgt; er stand mit seinem Herzen ganz auf der



Abb. 68 · Denkmal Albrecht Dürers in Nürnberg

Seite der Humanisten, die inzwischen in einen harten Kampf mit den Anhängern des Alten geraten waren. Eck, der wegen seiner Stellungnahme zum Wucher und gegen Luther, auf den die Humanisten anfangs die größten Hoffnungen setzten, besonders verhaßt war, wurde von ihm in einer Satyre ‚Der gehobelte Eck' bitter verhöhnt. Obwohl sich Pirkheimer niemals als Vater dieser Schrift bekannt hat, galt er doch allgemein als Verfasser; und das war auch wohl der Grund, daß Eck ihn 1519 mit auf die päpstliche Bulle brachte, die verschiedenen mit Namen genannten Männern den Bann androhte, wenn sie nicht in bestimmter Zeit befriedigende Aufklärung über ihr Verhältnis zu Luther gäben. Pirkheimer unterwarf sich und ist deshalb unmännlicher Schwäche oder des Mangels an religiöser Tiefe geziehen worden. Doch ging es ihm wie den meisten Chorführern im Humanismus, die mit den schärfsten Worten gegen die Unwissenheit und Habgier der Geistlichen, gegen die Barbarei der scholastischen Unterrichtsweise ankämpften, die aber grundsätzlich am Dogma und der Hierarchie nicht gerüttelt wissen wollten. Ihr Haß galt namentlich den Dominikanern, ‚den Finsterlingen', die das freie Forschen in Banden schlagen wollten. Gerade von den Päpsten, die sich als Schützer von Kunst und Wissenschaft gezeigt hatten, erwartete man wiederholt Hilfe, und einzelne Verfügungen Leos X. konnten sie

auch als Waffen benutzen. So wenig Luther selbst sich vom ersten Augenblick darüber klar war, daß seine Gnadenlehre ihn weit weg von der alten Kirche führen müsse, so wenig haben auch Pirkheimer, Erasmus, Peutinger, Wimpfeling, Cochläus die Tragweite seines Vorgehens ermessen. Sie hielten Luthers Kampfruf für eine Neuauflage der verschiedenen literarischen Kämpfe, die voraufgegangen waren; erst nachher erkannten sie an der tiefgehenden Gährung im Volke, daß Luther eine andere Saite angeschlagen hatte als die Anhänger und Verteidiger Reuchlins, die doch immer nur zu der kleinen Schar der Gebildeten gesprochen hatten. Sie witterten nun mehr und mehr, daß Luther nicht zu ihrer Zunft gehöre, daß er mit seiner leidenschaftlichen Natur und Sprache das Volk zum Umsturz der kirchlichen Ordnung fortreißen werde, und zogen sich zurück. In ihrem Olymp wollten sie durch den Lärm des Pöbels nicht gestört werden. Was war einem Aristokraten des Geistes und der Geburt, wie Pirkheimer, das Volk? Wohl hat er es genau beobachtet und in der Muße seines Landaufenthaltes auf Neuhof bei Nürnberg war er wohl auch so gnädig, einmal zum Volke herabzusteigen. Aber dann kehrte er bald wieder zum geliebten Plato zurück. Die Philosophie des Plato wurde für ihn, wie für die meisten Humanisten, zur Lebensweisheit. Er rechnete sich zu denjenigen, denen Platos Staatslehre die Führung der anderen gewöhnlichen Sterblichen anvertraut hatte; denn er sah in sich den Philosophen und den Krieger. Als solcher arbeitete er stets an seiner geistigen Vervollkommnung und nur im Kreise gleichstrebender Männer fühlte er sich wohl. Das Christentum fand er denn auch in der höchsten Idee des Plato, dem sittlich Guten, wieder; er bemühte sich deshalb, gegen jedermann freundlich und gut zu sein, nur durfte man kein Märtyrertum von ihm fordern, ihn nicht aus dem Kreise herausziehen, in dem er hoch über den anderen Menschen thronte. Selbst einem Reuchlin und Erasmus gegenüber konnte er gelegentlich bei aller Höflichkeit den Ton des Ueberlegenen anschlagen. Und trotz oder gerade wegen dieser Schwächen ist Pirkheimer die markanteste Persönlichkeit unter den Humanisten. Wie in seinem Hause am Herrenmarkt in Nürnberg fast alle geistigen Größen der Zeit eingekehrt sind, so ist von seinem Hause nach allen Seiten hin stets freundliche Anregung und Unterstützung für Gleichgesinnte ausgegangen.

Wimpfeling Murner
Abb. 69 · Wimpfeling mit seinen Schülern gegen Murner

Um das Schulwesen Nürnbergs hat Pirkheimer sich sehr bemüht. Hier wollte er für die im Formkram erstarrten Schulen eine Musterschule nach neuen Ideen einrichten. So wurde wohl hauptsächlich auf sein Betreiben Johann Dobeneck (Cochläus), der in Köln seine Studien beendet hatte, als neuer Leiter an die Lorenzer Schule berufen (1510). Es würde zu weit führen, die Tätigkeit dieses Mannes für die Umgestaltung des grammatischen und geschichtlich-geographischen Unterrichtes hier zu würdigen. Die Lehrbücher, die er in Nürnberg geschrieben, legen das beste Zeugnis ab für seine pädagogische Begabung. Vielleicht waren die Nürnberger Jahre auch die glücklichsten für Cochläus,

da er später aus der Ruhe der Studierstube hinaustreten sollte in den erbitterten Kampf gegen Martin Luther, für den auch er anfangs einige Teilnahme gezeigt hatte. Welch einer Vielseitigkeit des Könnens und Wissens begegnete doch der damals noch wenig bekannte Schulrektor im Hause seines Gönners! Neben Pirkheimer stand, in herzlichster Freundschaft mit ihm verbunden, Albrecht Dürer, dessen reiches Gemüt in allen Erzeugnissen der Feder, des Pinsels und Stichels zutage trat. Und dann Peter Vischer, schon damals der gefeiertste Bildgießer in Deutschland, den der Kaiser mit wichtigen Aufgaben betraute, und der Propst von St. Lorenz Melchior Phinzing, der Vertraute und literarische Beirat Kaiser Maximilians bei der Zusammenstellung des Teuerdank. Und die wissenschaftlichen Neigungen dieser Männer teilte eine hochbegabte Frau, die Schwester Pirkheimers, Charitas, die, wenn auch durch Klostermauern von der Welt getrennt, doch mit den hervorragendsten Zeitgenossen in ernsten Gedankenaustausch trat. (Drews, Pirkheimer.)

Ein anderer Mittelpunkt frohen geistigen Schaffens war Straßburg. Hier war Jakob Wimpfeling (1450—1528) der Führer, und neben ihm standen Sebastian Brant und Geiler von Kaisersberg. Alle drei Männer zeichneten sich durch die Wahrheitsliebe aus, mit der sie Hohen und Geringen ihre Schwächen vorhielten, der eine in inhaltsreichen Denkschriften, der andere in der satyrischen Form seines ‚Narrenschiffes', der dritte in wuchtigen Predigten. Alle drei haben auch in ihrer Art für die Erhaltung des Deutschtums im Elsaß gekämpft, keiner so leidenschaftlich wie Wimpfeling. In seiner ‚Germania', die er dem Rate der Stadt Straßburg widmete, wies er nach, daß alle Könige, die über das Elsaß geherrscht hätten, Deutsche gewesen seien, daß also Frankreichs Herrscher nicht den Schein eines Rechtes auf das linke Rheinufer hätten. Dabei liefen ihm die gröbsten Verstöße gegen die historische Genauigkeit unter, aber Wimpfeling war eben mehr Politiker als Historiker. Und daß die Politik den Karakter verdirbt, zeigte sich gleich, als Jakobs Bekannter Thomas Murner in einer Gegenschrift die Unhaltbarkeit der Wimpfelingschen Ausführungen nachzuweisen suchte. Wie böse und persönlich gerieten nun die alten Freunde aneinander! Ueber Beleidigungen wurde das eigentliche Thema fast vergessen. Aus Jakobs patriotischem Streben ging auch sein Abriß der deutschen Geschichte hervor, der 1505 ans Licht trat. Das Merkwürdige an diesem lateinisch geschriebenen Buche ist die Beschränkung auf die deutsche Geschichte und die systematische Berücksichtigung der Kultur- und Literaturgeschichte. So wird es trotz



Abb. 70 · Titelbild aus einer Liviusübersetzung · Mainz, J. Schöffer 1505 · Der Uebersetzer bringt sein Buch dem Kaiser dar

der ungeheuerlichen Form seinen Wert in der Geschichte der Historiographie behalten. Die Hauptbedeutung Wimpfelings liegt auf dem Gebiete der Erziehung. Seine pädagogischen Schriften (Isidoneus Germanicus, Adolescentia u. a.) haben ihn zu einem in weiten Kreisen gefeierten Lehrer gemacht. In die Wirklichkeit suchte er sein



Abb. 71 · Konrad Celtis überreicht Maximilian seine vier Bücher der Liebe 1502

Programm umzusetzen, als er im zweiten Teile seiner Germania dem Rate der Stadt Straßburg empfahl, eine höhere Schule, ein Mittelding zwischen Volksschule und Universität, zu gründen, an der die lateinische Sprache im Anschluß an die Lektüre gepflegt werden sollte. Doch hat Wimpfeling, und das schied ihn von vielen Humanisten, die Erziehung zum Verständnis der Klassiker nicht als Selbstzweck angesehen, sondern als Mittel, die Religiosität zu fördern. Darum wollte er auch nicht alles, was gut lateinisch war, gelesen wissen, sondern nur das, was dem christlichen Sittengesetz nicht widerspreche. Diese Auffassung hat Wimpfeling dann zu mancher Einseitigkeit geführt, sodaß er im Streite des Ingolstädter Professors Zingel gegen den Kollegen Locher, der die Poesie als etwas Unabhängiges bezeichnet hatte, für Zingel eintrat, der die Dichtkunst nur im Dienste der Theologie gelten lassen wollte. Noch manchen literarischen Streit hat Wimpfeling mit der jener ganzen Zeit eigenen Schärfe geführt. Nur an dem letzten großen Kampfe vor der Reformation, ‚hie Hoechstraat, hie Reuchlin', hat er sich nicht mehr beteiligt. Er zog sich mehr und mehr in die Einsamkeit zurück; seinen Lebensabend verbrachte er in seinem Geburtsort Schlettstadt.

Peutinger, Pirkheimer und Wimpfeling wurzeln in dem Boden, auf dem sie gewachsen sind; die ersten beiden sind die glänzenden Repräsentanten des feinen, wohlhabenden Augsburger und Nürnberger Bürgertums, der letzte aber hat den besten Teil seiner Kraft aus der Liebe zur Heimat geschöpft, die er nun auch mit Leidenschaft als deutsches Land erhalten wollte.

* * *

Die anderen Größen der humanistischen Bewegung haben die Freiheit in der Bewegung vorgezogen, sei es, daß sie zu immer neuen Wissensquellen eilten, sei es, daß ihre Streitlust ihnen überall, wo sie weilten, bald Feinde schuf und sie zwang, ihren Fuß weiter zu setzen. Zu dieser Klasse gehören die meisten Humanisten, die den Beruf in sich fühlten, für ihre neuen Gedanken unter der Universitätsjugend Anhänger zu werben. Feste Stellen für solche, die in der Poesie und Rhetorik lesen wollten, gab es ja um die Mitte des 15. Jahr-

hunderts noch nicht, und daher weilten die fahrenden Propheten der neuen Richtung dort am längsten, wo ihnen die Eifersucht der beati possidentes am wenigsten Schwierigkeiten in den Weg legte.

Jede Bewegung nun, die an sich berechtigt ist, pflegt sich im Leben, wenn auch langsam, durchzusetzen. Und der Boden für eine eindringende Pflege der klassischen Literatur war ja bereits vorbereitet! So nahm man in Erfurt den oben erwähnten Peter Luder, der in Heidelberg schlecht behandelt war, ganz ohne Feindschaft auf (1461) und ebenso in Leipzig. Wandernde Dozenten, darunter auch Ausländer, trugen an verschiedenen Hochschulen ihre Weisheit vor; da sie meist vorsichtig auftraten, wurden sie geduldet und konnten den Boden bereiten für die Männer, die dann wirklich in den Lehrkörper eintraten und kühn den Kampf um die Gleichberechtigung, ja um den Vorrang ihres Faches aufnahmen. In Basel faßte der Humanismus früh und dauernd festen Fuß. Hier las seit 1474 Johann Matthias von Gengenbach täglich eine Stunde über freie Künste und eine über Poesie. Ebenda wirkte bis 1496 als gefeierter Lehrer Haynlin von Stein, der Beziehungen zu den Humanisten unterhielt und den bekannten Buchdrucker Amerbach, den Förderer aller humanistischen Bestrebungen, zum Schüler hatte.

In Heidelberg machte einer der am meisten Verehrten unter den Humanisten, Rudolf Agricola, die Pflege der klassischen Literatur seit 1483 dauernd heimisch. Er hatte fast sämtliche Kulturländer durchzogen und verstand neben der lateinischen auch die griechische und hebräische Sprache. Gerade Hebräisch war damals nur sehr wenigen Menschen bekannt. Sein Ruhm zog Hunderte nach Heidelberg, und er muß in hohem Maße die Fähigkeit belebenden Vortrages besessen haben, da das wenige, was er uns als Schriftsteller hinterlassen hat (De formando studio), nicht gerade reich ist an großen Gedanken. Agricola verdankte seine Berufung dem Einfluße des Wormser Bischofes Johann von Dalberg, der als vertrauter Ratgeber des Kurfürsten von der Pfalz außerordentlich viel zur Hebung der Universität Heidelberg tat und



Abb. 72 · Insignien des 1501 gegründeten Poetenkollegiums

selbst andauernd in engster Berührung mit den humanistisch gebildeten Professoren blieb. Agricola starb bereits 1485. Im Jahre 1498 setzte Dalberg es durch, daß



Abb. 73 · Grabbild des Celtis, gezeichnet von Hans Burgkmair bei Lebzeiten des Dichters

in Heidelberg ein besonderer Lehrstuhl für griechische Sprache errichtet wurde, den Dionysius, der Bruder Johann Reuchlins, bekam.

Auch an der Universität Ingolstadt, bei deren Einweihung 1472 Martin Mair eine von humanistischen Phrasen strotzende Rede gehalten hatte, stellten sich humanistische Lehrer ein. Schon im Jahre 1477 erbot sich der Mediziner Erhard Windsberger (Ventimontanus) über ‚Poetrey' zu lesen, da einige Studenten Verlangen darnach trügen. Einen großen Zug aber erhält die Pflege der Wissenschaften erst, als 1491 Konrad Celtis (1459–1508) an die Universität berufen wurde. Der hatte bereits einen gefeierten Namen, hatte mit gutem Erfolge sich schriftstellerisch versucht (Ars versificandi et carminum 1486) und war als erster Deutscher von Kaiser Friedrich 1487 auf der Burg in Nürnberg feierlich zum Dichter gekrönt worden. Gekrönter Dichter – wer dächte nicht an die Krönung Petrarkas auf dem Kapitole zu Rom! So konnte sich endlich ein Deutscher auch mit den vielbewunderten Italienern messen. Dann war Celtis weit in der Welt umhergeworfen, lehrend und lernend durchwanderte er Deutschland, Polen und Böhmen und überall suchte er anregend auf die wissenschaftliche Tätigkeit zu wirken. Nach dem Muster der platonischen Akademie, die er in Rom kennen gelernt hatte, gründete er nun eine ‚gelehrte Weichselgesellschaft', eine ‚Ungarngesellschaft' und dann 1491 die ‚Rheinische Gesellschaft' in Heidelberg, deren erster Präsident Johann von Dalberg wohl die Wissenschaft beförderte, aber auch italienische Sitten trotz seiner geistlichen Würde allzu liebevoll nach dem Norden übertrug. Celtis, dieser rührigste Apostel des Humanismus, durfte es nun wagen mit ganz anderem Nachdruck unter seinen Kollegen aufzutreten als seine unbedeutenden Vorläufer. Mit einer Art Manifest über die Art, wie er sein Lehramt auffassen werde, führte er sich ein. Nicht allzu zart behandelte er bei dieser Gelegenheit die anderen Dozenten, denen er ihr bäuerisches Latein vor-

warf. Epochemachend in ihrer Art ist dann die Rede, welche er Ende 1492 bei der Wiederaufnahme seiner Vorlesungen hielt. Da ist kein leeres Pathos zu finden, sondern der ehrliche Unwille des Mannes, der die Schmach seines Vaterlandes, seines Deutschlands, empfindet, das zusehen muß, wie im Osten und Nordosten Polen und Dänen sich im deutschen Lande festsetzen, wie die Böhmen den Deutschen gerade ins Herz stoßen. Und statt daß ganz Deutschland geschlossen gegen die Feinde Front mache, bekämpften sich die Stammesbrüder im Innern bis aufs Blut. Und doch welch hoher Preis stehe auf dem Spiele! Die Deutschen hätten das Kaisertum beinahe verloren. Aber nicht nur das wieder zu erlangen sei nötig, sondern auch das Kaisertum der Bildung müsse den Italienern entrissen werden. Getilgt werden müsse der Schimpf, in den die Deutschen bei den lateinischen, griechischen und hebräischen Schriftstellern gefallen seien, weil sie der Völlerei und Wildheit ergeben seien. Patriotisches Festhalten am Deutschtum und Streben nach universaler Bildung – sind die Schwerpunkte im Programm des Celtis. Dabei sagt er den Professoren deutlich, worin sie bisher gefehlt hätten, und ermunterte auch sie, neue Wege zu wandeln, da auch Cato noch mit achtzig Jahren Griechisch gelernt habe. Ein Leisetreter war Celtis, wie wir sehen, nicht, und er war auch nicht so großmütig wie vor ihm Jordanus von Osnabrück (1280), der für die Deutschen wohl das Kaisertum, für die Franzosen aber den Vorrang der Wissenschaft in Anspruch nahm. Seiner Offenheit hatte Celtis die Gegnerschaft fast aller Professoren zu danken; nur drei Juristen, zwei Theologen und ein Artist hielten treu zu ihm. Dafür empfahl ihn aber sein Patriotismus dem Kaiser Maximilian, der ihn auf Verwendung der Regenten Oesterreichs am 7. März 1497 nach Wien berief, um hier dem wissenschaftlichen Leben frische Impulse zu geben. In Wien hatten schon seit des Mathematikers Peurbach Zeiten (1454) humanistische Vorlesungen stattgefunden. Auch hatten seit 1487 nacheinander mehrere fahrende Poeten hier gewirkt; aber zur festen Anstellung eines Professors für Poetik und Rhetorik kam es erst mit des Celtis Berufung. Celtis wurde vom Kaiser 1501 noch besonders dadurch ausgezeichnet, daß er zum ersten Vorsitzenden eines damals ins Leben gerufenen Poetenkollegiums ernannt wurde und das Recht erhielt, nach eingehender Prüfung andere zu Poeten zu ernennen. (Abb. 71.) 1508 starb der unermüdliche Mann noch im besten Mannesalter.



Abb. 74 · Alter Kupferstich

(Abb. 72.) Er hat in mehreren Bändchen Gedichte sein Liebesleben im Osten und Westen, Süden und Norden besungen. (Abb. 70.) Er wollte ganz nach der Weise eines Ovid und Horaz leben und dichten. Daß er dabei manchmal ins Frivole geriet und den Vorschriften des Christentums ins Gesicht schlug, kümmerte ihn solange nicht, als er für sein freies Verhalten eine Deckung bei den Klassikern fand. Darin lag eben das Gefährliche bei dieser Art von Humanisten, daß sie aus menschlichen Schwächen, denen sie so gut wie ihre Gegner erlegen sind, sehr oft etwas Erlaubtes machen wollten, und die, welche ihnen dabei entgegentraten, der Rückständigkeit ziehen, ihnen wohl gar die eigene Sündhaftigkeit vorhielten. Als ob Sündigen und Brüsten mit der Sünde dasselbe sei! Größere Verdienste als durch die eigenen dichterischen Leistungen hat Celtis sich durch die Behandlung der klassischen Literatur erworben und noch größere dadurch, daß er seine Sorge auch dem Sammeln von Quellen für die deutsche Geschichte zuwandte. Er, der wie kein anderer in Deutschland herumgekommen war, fühlte sich berufen, die Liebe zum Vaterlande durch eine umfassende historisch-geographische Darstellung (Germania illustrata) in den Zeitgenossen zu wecken. Die Arbeit selbst ist nicht zur Ausführung gekommen. Doch danken wir seiner Forschertätigkeit, die er auf viele Klöster ausdehnte, das Auffinden der Werke der Roswitha von Gandersheim, einer wichtigen Quelle für die Ottonenzeit. Im Jahre 1501 gab er sie heraus. Auch den sogenannten Ligurinus, ein Gedicht aus der Zeit Friedrich Barbarossas, entdeckte er, und vor allem die Kopie einer römischen Straßenkarte aus dem 2. Jahrhundert nach Christus, die als Tabula Peutingeriana in der gelehrten Welt bekannt ist.

An der Universität Tübingen wurde 1497 durch die Berufung Heinrich Bebels dem Humanismus offiziell eine Heimstätte bereitet. Er hat mit den übrigen Patrioten die unentwegte Vaterlandsliebe gemein, die selbst vor Ungerechtigkeiten nicht zurückschreckt, wenn es gilt, den Vorrang der Deutschen zu beweisen. Dabei müssen die Deutschen doch wieder unbedingt ein gutes Latein verstehen! Nur in lateinischer Sprache glaubten diese Humanisten das sagen zu können, was sie in tiefster Seele empfanden; ihrer Liebe zum deutschen Volke, ihrer Bewunderung des angebeteten Kaisers Max mußte doch die lateinische Sprache erst Worte leihen. Den inneren Widerspruch in ihrer Theorie, das deutsche Volk als das bedeutendste der Erde hinzustellen und dann doch die deutsche Sprache über der lateinischen vollkommen zu vernachlässigen, haben die meisten Humanisten nicht erkannt. Hier sah Luther schärfer, und auf die gewaltige Art, wie er sich in deutscher Sprache dem deutschen Volke verständlich machte, ist wohl ein guter Teil seines Erfolges zurückzuführen. Wenn ein Celtis, ein Wimpfeling in dieser Sprache dem Volke das Gewissen hätten schärfen und den heiligen Krieg fürs Vaterland hätten predigen können! Wenn ein Bebel in gutem Deutsch den Fürsten und Städten hätte sagen mögen, daß ihre Sonderbündelei das Reich ins Verderben stürze! Bebels Ruhm gründete sich hauptsächlich auf die lustigen Schwänke, die er 1506 in den Facetien bot. Was war das für ein dankbares Gebiet, die menschlichen Schwächen, namentlich der Geistlichkeit, in pikanter Form der breiten Oeffentlichkeit zu zeigen! Auch das beliebte Thema, alle Menschen im Banne einer höheren Macht vorzuführen, ließ er sich nicht entgehen. Bei Brant stellen alle Klassen ihren Teil zu den Insassen des ‚Narrenschiffs', bei Bebel dienen alle der Liebe (triumphus Veneris). Hier will jeder den ersten Platz behaupten – und schließlich behalten ihn die Bettelmönche. Das war die Rache für die Feindschaft, welche die Mönche dem Humanismus entgegenbrachten.

Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts waren alle Universitäten dem Humanismus erschlossen, wenn auch nicht gleich feste Lehrstühle für Poesie und Rhetorik geschaffen wurden. In Freiburg wirkte eine Zeitlang der streitbare Vorkämpfer für die Selbständigkeit der Dichtkunst, Jakob Locher. Nach Mainz zog Erzbischof Berthold 1502 den Rhagius Aestikampianus; auch Leipzig, das eine Reihe fahrender Poeten und humanistisch angehauchter Professoren gehabt hatte, gründete 1503 eine eigene Professur für Poesie. Und die beiden Neugründungen dieser Zeit Wittenberg und Frankfurt standen bereits im Zeichen des

siegreichen Humanismus. Sie hätten keine Zugkraft ausgeübt, wenn nicht für entsprechende Lehrkräfte gesorgt worden wäre.

Nur Köln stand abseits. Hier wurde eine hausbackene, ehrenfeste Wissenschaft, aber ganz im Sinne der Scholastik gelehrt. Wohl gab es Humanisten, wie Hermann von Busche, aber zu Einfluß sind sie nicht gekommen. Wer hier reformieren wollte, stieß auf hartnäckigen Widerstand. So haben denn eine Reihe begabter Jünglinge, vor allem Ulrich von Hutten und Crotus Rubeanus hier den Grund zu tiefen Kenntnissen gelegt, aber auch den wütenden Haß gegen den Lehrbetrieb in sich gesogen. Köln, diese Hochburg der ‚mönchischen Finsterlinge' der Verachtung preiszugeben, haben sie dann als eine ihrer Hauptaufgaben angesehen. Namentlich auf Ortuinus Gratius war es abgesehen, obschon gerade dieser kein Verächter humanistischer Bildung und dazu ein bedeutender Gelehrter war, dessen Sammlung mittelalterlicher Traktate (Fasciculus rerum expetendarum ac fugiendarum) noch heute von den Geschichtsforschern benutzt wird.

* * *

Wenn auch nicht ohne Widerspruch, so waren doch bereits an den meisten Universitäten die Humanisten als berechtigte Glieder des akademischen Lehrkörpers aufgenommen, als der größte literarische Kampf dieser Tage die Anhänger des Neuen und des Alten noch einmal in zwei feindliche Lager auseinanderführen sollte. Im Mittelpunkte dieses Streites stand Johann Reuchlin.

Johann Reuchlin (1455—1522) ist der erste Deutsche, der drei alte Sprachen, lateinisch, griechisch und hebräisch beherrscht und als Grammatiker behandelt. Obschon von Haus aus Jurist und viele Jahre in der Praxis tätig, hat er doch nie die rein wissenschaftlichen Studien vergessen, die der Erforschung der griechischen und hebräischen Sprache galten. Er ist bei Griechen und Juden selbst in die Schule gegangen, und sein Verdienst bestand wie das der meisten Humanisten nicht in selbständigen Forschungen über deren Sprache, sondern darin, daß sie überhaupt durch Verfassen von Lehrbüchern weiteren Kreisen die Möglichkeit gewährten, zu den Quellen des Wissens zurückzukehren. Für seine Lehrtätigkeit, die er jedoch erst in hohem Alter in Ingolstadt und Tübingen ausübte, hat er sich eigene Unterrichtsbücher für das Griechische hergestellt und auch Reden des Aeschines und Demosthenes im Urtext herausgegeben. Bahnbrechend aber wirkte er durch sein hebräisches Lehrbuch (1506) und durch seine hebräischen Forschungen, soweit er sich als Philologe damit begnügte, das Wissen, was bisher nur in jüdischen Kreisen verbreitet war, auch den Christen zugänglich zu machen. Er geriet dagegen arg auf Abwege, so oft er sich daran machte, nun auch durch die an die jüdische Geheimlehre (Kabbalah) und den Neupytagoräismus geknüpfte Philosophie das Wesen Gottes und das Geheimnis der Schöpfung zu ergründen. Auch als Dichter hat Reuchlin sich versucht und durch Abfassung zweier lateinischer Komödien (Henno und Sergius) großes Ansehen bei seinen Zeitgenossen erlangt.

Populär wurde er aber erst durch seinen Streit mit Johannes Pfefferkorn, der vom Judentum zum Christentum übergetreten war (1505) und nun aus Haß gegen seine ehemaligen Glaubensgenossen diese heftig befehdete und namentlich die Einziehung und Verbrennung aller jüdischen Bücher forderte. Vom Kaiser erhielt er tatsächlich 1509 den Auftrag, die jüdischen Bücher zu konfiszieren, und bat Reuchlin um Mitwirkung. Doch dieser lehnte ab. Infolge des Einspruches des Erzbischofes von Mainz kam dann die Sache ins Stocken, und ein neues kaiserliches Mandat übertrug dem Erzbischof den Vorsitz in einer Untersuchungskommission, welche die ganze Angelegenheit noch einmal prüfen sollte. Zu dieser Kommission gehörte auch Reuchlin. Während die meisten Gutachter sich Pfefferkorns Ansicht zu eigen machten, sprach Reuchlin sich für die Erhaltung fast aller jüdischen Bücher aus, die auch für die Christen als Hilfsmittel der biblischen Exegese ihren Wert hätten, und billigte nur die Verbrennung einiger jüdischen Schmähschriften. In diesem amtlichen Gutachten hatte Reuchlin auch einige scharfe Wendungen gegen Pfefferkorn gebraucht. Kaum erfuhr dieser davon, so erhob er gegen Reuchlin im ‚Handspiegel' die stärksten Vorwürfe der Unkenntnis der jüdischen Literatur und der Bestechlichkeit. Nun ant-

wortete auch Reuchlin scharf. In seinem ‚Augenspiegel' brachte er aber auch manche spitzfindige Anschauungen über Glaubenssachen vor, und daraus wollte ihm die Kölner Fakultät, die hinter Johannes Pfefferkorn stand, einen Strick drehen; sie forderte von mehreren theologischen Fakultäten Gutachten über Reuchlins Schrift ein, ließ den ‚Augenspiegel' durch den Kaiser verbieten und endlich gar Reuchlin vor den Kölner Ketzerrichter Jakob von Hochstraten laden. Doch Reuchlin appellierte nach Rom und erreichte, daß die Entscheidung in dieser Sache dem Bischofe von Speier übertragen wurde. Dessen Urteil war für Reuchlin (1514). Doch nun erfolgte seitens Jakob von Hochstratens die Appellation nach Rom. Hier zog sich der Prozeß viele Jahre hin; bald herrschte für Reuchlin günstige, bald abgeneigte Stimmung. Dann trat Luthers Angelegenheit in den Vordergrund; und wenn gerade dieser Umstand die Verdammung des ‚Augenspiegels' in Rom zur Folge hatte, so bewirkte er auf der anderen Seite, daß die päpstliche Sentenz ohne irgendwelche Teilnahme in Deutschland aufgenommen wurde. Hier hatte nämlich das Vorgehen der Kölner schon längst mit einer schweren Niederlage geendet. Denn alle die, welche als Anhänger des Neuen die Wissenschaft um ihrer selbst willen gepflegt wissen wollten, standen, auch wenn sie sich für den eigentlichen Gegenstand des Streites nicht interessierten, auf seiten Reuchlins gegen die Kölner Fakultät. Alle Welt sprach dem Gelehrten Mut ein. Und er selbst veröffentlichte zu seiner Rechtfertigung diese Schreiben als epistolae clarorum virorum, Briefe berühmter Männer (1514). Was hatten demgegenüber die Briefe der unberühmten Männer (epistolae obscurorum virorum) zu bedeuten, in denen die Anhänger des Ortuinus Gratius diesem ihre Beobachtungen über den Stand der Reuchlinschen Angelegenheit machen und sich in allen Nöten des Lebens an ihren Herrn und Meister wenden? Ein Teil dieser Briefe kam 1515 heraus, ein anderer 1517. Sie waren von jüngeren Humanisten erfunden, um die Kölner sich in scheinbar echten Briefen lächerlich machen zu lassen.



Abb. 75 · Ulrich von Hutten

In Erfurt lebte eine Schar von Sturmgeistern, die im Gegensatze zu den älteren Humanisten ihr Programm in rücksichtsloser Weise durchführen wollten. Die älteren Humanisten hatten dem Leben der Menschen einen eigenen vom Jenseits unabhängigen Wert zuerkannt, der gemessen wurde nach einer antiken Idealen entsprechenden vornehmen Bildung; damit hielten sie ein echt christliches Leben wohl vereinbar, und wenn einmal ein Konflikt eintrat, so änderten sie meist ihre humanistischen Anschauungen. Anders die jüngere Richtung. Ihnen galt die Bildung alles, und wo die Kirche ihren Anschauungen nicht Rechnung trug, da galt sie ihnen als verbesserungswürdig. Und andere hatten wieder gar kein religiöses Empfinden. Sie schlossen sich im Kampfe um ihre Ideale allen denen an, mit welchen sie den Gegner teilten. Der Mittelpunkt dieser Junghumanisten war Konrad Mutianus Rufus (1471–1529), der in Italien humanistisch

gebildet, dann als Kanonikus von Gotha aus engste Beziehungen zu den Erfurter Studenten unterhielt und sie mit moralischen Briefen zu seinem Standpunkte herüberzuziehen strebte. Er suchte das antike Bildungsideal dadurch besser in Geltung zu bringen, daß er in ihm überhaupt das Wesen des Christentums sah. ‚Das Christentum begann nicht mit der Fleischwerdung Christi, sondern viele Jahrhunderte früher; denn der wirkliche Christus, der wahre Sohn Gottes, ist die göttliche Weisheit, welche ebenso den Juden wie den Griechen und Germanen zuteil ward.' Eine andere Färbung hatte der Humanismus Ulrichs von Hutten. (Abb. 75.) Ulrich war aus verarmter ritterlicher Familie 1488 geboren und zum geistlichen Berufe bestimmt. Aber schon früh erfaßte ihn die Abneigung gegen alles kirchliche Wesen. In nie ermüdender Wanderlust zog er zeitlebens von einer Stätte der Bildung zur andern, immer voll guter Hoffnung auf bessere Tage, obschon dauernde Geldverlegenheit ihn wiederholt in die peinlichste Lage brachte. Sein Haß galt allen Besitzenden, den Geistlichen und den Städtern, die als ‚Räuber' sich das aneigneten, was in erster Linie den Rittern vom Geiste und vom Schwerte zustehe. In Rom sah er den Sitz des Antichristes, der mit drei Dingen Handel treibe, mit Christus, geistlichen Lehren und Weibern. Hutten ist nun seinem innersten Wesen nach Umstürzler, er will die bestehende Ordnung beseitigen; mit seinem Freunde Franz von Sickingen verbündet, will er die edle deutsche Ritterschaft zum Kampfe gegen die Fürsten führen, deren Macht brechen und dafür den Einfluß des Rittertums stärken. Den einen Teil des Huttenschen Programms, Beseitigung der Fürstenmacht zugunsten der Kaisergewalt, hätten viele Humanisten gern verwirklicht gesehen, aber eine Stärkung der Rechte der Ritterschaft, die überall die Rechtsordnung und Sicherheit störte, wurde von Hutten doch zu sehr in eigener Sache gefordert, als daß viele sich dafür hätten begeistern können. Das beste an Huttens Wesen ist seine vaterländische Begeisterung, ihretwegen beurteilen wir sein Streben auch da milder, wo ihn der Haß gegen die Kirche auf Abwege führte. Von allen Humanisten hat er am kräftigsten sich der Sache Luthers angenommen, nicht weil er eine Erneuerung des kirchlichen Lebens wünschte, sondern weil er in ihm einen Bundesgenossen gegen die Hierarchie und gegen das Mönchtum glaubte gefunden zu haben. Hutten starb zu früh, 1523, als daß der Gegensatz zwischen seiner und Luthers Auffassung schärfer hätte zutage treten können. Huttens humanistische Bildung kam in erster Linie seinen politischen Strebungen zugute, mit einer an Gregor von Heimburg erinnernden Beredtsamkeit suchte er die Massen zum Sturm gegen das aufzurufen, was er haßte. Seine Schriften sind daher weniger Denksteine in der wissenschaftlichen Entwickelung als in der der kirchenpolitischen Publizistik. Auch die historischen Traktate eines Lorenzo Valla und des Walram von Naumburg, die er herausgab, sollten als Mittel zum Kampfe gegen die Hierarchie und den Supremat des Papstes dienen.



Abb. 76 · Eobanus Hessus von Dürer

Weniger große Gesichtspunkte schwebten den übrigen Sturmgeistern vor, die sich in Erfurt gesammelt hatten, dem als Satyriker hochbegabten Crotus Rubeanus und Eobanus Hessus (Abb. 76), der nach der Art der Humanisten sich gern in dithyrambischen Gedichten hören ließ und damit um die Gunst der Großen bettelte. Sie alle waren im Hasse gegen die Kölner Akademiker und Dominikaner einig und werden wohl auch sämtlich kleine Beiträge zu den Dunkelmännerbriefen geliefert haben; dabei mag es richtig sein, daß als wirkliche Verfasser der Sammlung allein

Crotus Rubeanus und Ulrich von Hutten zu gelten haben (W. Brecht). Die Idee, welche dieser Satyre zugrunde liegt, ist die, Briefe zusammenzustellen, welche die Anhänger der Kölner, ein Dollkopfius, ein Eitelnarrabianus, ein Lumplin, Hafenmusius u. a. an die Zierde der Fakultät, Ortuinus Gratius, gerichtet haben sollen. Sie schreiben einen schrecklichen Stil, der seltsam absticht von der erhabenen Form, mit der sie ihre Titel, Würden und wissenschaftliche Bedeutung ins rechte Licht setzen, gegenüber der Unvernunft und tyrannischen Roheit der Anhänger Reuchlins. Zwischendurch berichten sie auch von pikanten Abenteuern, sie erkundigen sich nach Ortuins Liebchen, der Frau des verhaßten Pfefferkorn. Wir müssen mit dieser Satyre auch die Uebertreibungen und Unwahrheiten hinnehmen, die den Satyren nun einmal eigen sind. Zweifellos war Ortuinus Gratius eine wissenschaftlich viel bedeutendere Persönlichkeit als mancher der humanistischen Stürmer. Aber auf Personen kam es in diesem Streite gar nicht mehr an. Der Humanismus wollte eine veraltete Form wissenschaftlicher Betätigung, die den Menschen nicht aus der Gebundenheit ererbter Systeme herausließ, lächerlich machen und damit tödlich treffen. Die Satyre rechnete nicht mit dem Beifalle auch der älteren Humanisten, die eine solche Verhöhnung ehrwürdiger Titel und Würden nicht gebilligt hätten, sondern mit dem der Jugend, und sie verrechnete sich nicht, wie aus dem Vergleich der Zahl derer hervorgeht, welche vor und nach diesem Angriff die Kölner Hochschule besuchten.

* * *

In den Dunkelmännerbriefen wurde auch des Mannes gedacht, den die Junghumanisten nicht für sich in Anspruch nehmen konnten und den sie doch nicht anzugreifen wagten, weil er als Humanist viel zu hoch in der allgemeinen Schätzung stand. Das war Desiderius Erasmus von Rotterdam, der 1467 (?) geboren, nachdem er anfangs klösterliche Erziehung genossen, mit der vollen Lust zu leben und zu wirken, in die weite Welt hinauszog. Holländer von Geburt, hat er seine Bildung zum Teil auf deutschem, zum größeren auf französischem, englischem und italienischem Boden empfangen; aber das Land seiner Neigung, die Stätte seines erfolgreichsten Schaffens wurde doch Deutschland, in dem so viele Kräfte dem gleichen Ziele zustrebten, die Wissenschaft ganz auf sich zu stellen und von der Abhängigkeit von theologischen und philosophischen Systemen zu befreien. Die meiste Zeit hat Erasmus in Basel geweilt; erst als die reformatorische Richtung hier die Oberhand gewann, hat er sich nach Freiburg begeben, um dort seine Tage zu beschließen. Gestorben ist er 1536 in Basel. Erasmus ist Gelehrter und nur Gelehrter. Auch er geißelt freilich die Torheit der Geistlichen, aber nur deshalb, weil er in ihr einen Hemmschuh für die Entwickelung der Wissenschaft sieht. Der stolze Mann, der überall wie ein Fürst empfangen und von den Höchststehenden mit Auszeichnung aufgenommen wurde, ist zu sehr von der Richtigkeit dessen, was er denkt überzeugt, als daß er sich ohne Kritik den Dogmen und Autoritäten der Kirche unterwirft. Selbst in seinem Handbüchlein des christlichen Ritters, in dem er die Vorzüge der Weltflucht in erbaulicher Weise auseinandersetzt, übt er an der Auffassung, die in der Kirche bezüglich der Bibel und der Zeremonien gang und gäbe geworden war, Kritik. Er hält es für unvernünftig, die Bibel so zu nehmen, wie sie vor uns liegt; vielmehr will er sie allegorisch erklärt wissen, so gut wie man Unmöglichkeiten der klassischen Dichter und Historiker auf dem Wege der Allegorie dem Verständnis nahe führe. Nur wissenschaftliche Vertiefung kann dem daniederliegenden kirchlichen Leben wieder aufhelfen. Ob Erasmus sich aber ganz klar darüber geworden ist, wie sehr die allegorische Auffassung der Bibel Willkürlichkeiten Tür und Tor öffnen und schließlich zur Beseitigung der positiven Religion führen mußte? Daß er nach möglichster Ungebundenheit für sein Denken strebte und damit in einen Gegensatz zur katholischen Kirche trat, halte ich für sicher. Und da er von Luther erwartete, daß er die Herrschaft der Kirche auf dem Gebiete der Wissenschaft, die Herrschaft des Dogmas im Geistesleben brechen würde, hat er ihm warm zugestimmt. Als er aber sah, daß dieser Bauernsohn eine neue Kirche mit neuen Dogmen gründen werde, in der sich wieder theologisches Gezänke und geistliche Unduldsamkeit breitmache, da zog er

sich zurück. Luther als neue Autorität in Glaubenssachen paßte ihm noch weniger als die alte Kirche, deren Gesetze wenigstens durch eine tausendjährige Vergangenheit geheiligt waren. So verfolgte er teilnahmslos die Entwickelung der Reformation und mußte sich deshalb einen harten Angriff Huttens gefallen lassen, den er allerdings in überlegener Weise zurückwies. Erasmus war eine durch und durch aristokratische Natur mit einer instinktiven Abneigung gegen jede starke Volkserregung. Schon das mußte ihn von einer religiösen Bewegung abziehen, die so oft tumultuarische Ausbrüche der Volksleidenschaft im Gefolge hatte, und bei der Kirche festhalten, die in ihrem ganzen Bau ein aristokratisches Gepräge aufwies. Und dann hielten doch alle die Führer in der humanistischen Bewegung den Geist, der durch die Wissenschaft einer längst entschwundenen Zeit und im Wechselverkehre mit allen Kulturvölkern gebildet war, viel zu sehr auf das Universale gerichtet, als daß sie das Loslösen einer großen Gemeinde von der noch größeren Gemeinschaft des geistigen Lebens, welche die katholische Kirche darstellte, hätten billigen können.



Abb. 77 · Erasmus von Rotterdam von H. Holbein

Die Größe des Erasmus liegt in seinen philologisch-pädagogischen Arbeiten, er kämpfte gegen die pedantischen Nachahmer der lateinischen Schriftsteller und lieferte durch die Eleganz seiner eigenen Schriften den Beweis, daß sich auch mit bester Lateinität die Eigenart eines persönlichen Stiles verbinden lasse. Bis heute hat er durch seine kleine Schrift de recta latini graecique sermonis pronunciatione die Gesetze namentlich für die Aussprache des Griechischen gegeben. Dann verfaßte er ein Lesebuch für Schüler, das viel gebraucht wurde (colloquia familiaria) und eine gleichfalls für den Schulgebrauch bestimmte Sprichwörtersammlung, das adagiorum opus. Als Dichter hat Erasmus sich durch eine feine Satyre auf seine Zeit berühmt gemacht, durch das ‚Lob der Torheit'. Hier wird die Macht der Torheit, die alles sich unterwirft, gefeiert. Alle Völker, alle Stände und Geschlechter sind ihr untertan, besonders aber die Theologen. Erasmus gebraucht gerade hier die stärksten Wendungen, und es ist wohl begreiflich, daß die Geistlichen über diesen Angriff tief entrüstet waren.

Mit Erasmus ging das größte unter den vielen großen Talenten des Humanismus dahin. Die Zeit war so unendlich reich an strebenden Geistern; und doch hat keiner von ihnen bestimmend in die Weltgeschichte eingegriffen. Wir haben es beim Humanismus mit einer Bewegung zu tun, die das Geistesleben im 15. und beginnenden 16. Jahrhundert stark beeinflußt hat, ohne aber den Genius hervorzubringen, der der Zeit den Stempel seines Geistes aufgedrückt hätte. Dazu besaßen die meisten Humanisten zu wenig eigene Persönlichkeit. Aber gleichwohl, Erasmus und Hutten bezeugen es; in Deutschland regten sich frohgemut tausend Kräfte, und es war eine Lust zu leben. Und dann war ja auch der Kaiser da, der soviel Verständnis für alle Fragen des Lebens besaß, und von dem als ihrem Gönner die Humanisten das Größte glaubten erwarten zu dürfen. (L. Geiger.)

Maximilians Beziehungen zum wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Leben

Kaiser Maximilian hat vollauf erkannt, was Wissenschaft und Handel für den Staat zu bedeuten haben. Auf die Förderung des Handelsverkehrs ist er stets bedacht gewesen, und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß sein Streben, durch Abschluß von günstigen Heiraten andere Länder in engere Beziehungen zu Deutschland zu setzen, aus handelspolitischen Erwägungen erwachsen ist. Bald nachdem Columbus 1492 in Amerika den Spaniern ein riesiges Gebiet für koloniale Betätigung erschlossen hatte, knüpfte der König Deutschlands und Spaniens Interesse durch eine Doppelheirat aneinander. Sein vertrauter Verkehr mit dem alle handelspolitischen Möglichkeiten überschauenden Jakob Fugger mußte hier von weittragender Bedeutung sein. Diesem Manne verdankte er wohl auch die Aufklärung darüber, welchen Wert der Besitz von Venedig für den deutsch-österreichischen Handel haben müsse. Daher hat Maximilian das Ziel, Venedig zu erwerben, niemals aus den Augen verloren. Die Seeherrschaft im adriatischen Meere und der freie Verkehr mit der Levante war der springende Punkt in dieser Politik. Aber Maximilian hat in seinem Kampfe um Venedig auch einzulenken verstanden, wenn das Interesse der Kaufmannschaft es zu fordern schien. Als im Jahre 1508 das Reichskammergericht in einem Prozesse der Herrn della Scala gegen Venedig zugunsten jener entschieden und die Acht über Venedig ausgesprochen hatte, fühlten die oberdeutschen Städte die Güter, welche sie in Venedig hatten und nach Deutschland hinausführen wollten, sehr gefährdet. Die Republik sagte ihnen freilich ihren Schutz zu, aber die Herren von der Leiter hatten es auf reiche Beute abgesehen. Infolgedessen verfügte der Kaiser den Stillstand der Acht gegen Venedig, obschon er durch die Unterbindung des Handelsverkehrs mit Oberdeutschland der Republik schwere Wunden geschlagen hätte. Aber hier überwog die Rücksicht auf das wirtschaftliche Interesse der oberdeutschen Städte, aus denen er selbst wieder reiche finanzielle Unterstützung zog, das kleinliche Rachegefühl. Erst im Jahre 1513 sah Maximilian sich genötigt, den Handel der deutschen Städte mit Venedig zu sperren, aber er benachrichtigte dann die Handelsherren rechtzeitig, damit sie ihre Geschäfte abwickeln könnten.

Auffallend ist, daß der Kaiser die Kaufleute, die damals noch von den verschiedensten Seiten als Wucherer angefeindet wurden, hoch ehrte. Am liebsten weilte er zu Augsburg in trautem Verkehr mit ihnen. Er fühlte sich so sehr als Augsburger, daß er in der Stadt gern größeren Besitz an Grundstücken und Häusern erworben hätte. 1511 erhob er Jakob Fugger in den Adelstand, nachdem er ihm 1507 Kirchberg und Weißenhorn verpfändet hatte. Auch zog er ihn als Geheimen Rat zu allen wichtigen Verhandlungen zu. So finden wir Jakob nach dem Diarium Cuspinians als anwesend erwähnt bei der Zusammenkunft des Kaisers mit den Königen von Ungarn und Polen (1515), die so folgenreich für die Zukunft werden sollte. Die Stellung dieses Kaufmannes stieg dann so hoch, daß er wie ein mächtiger Fürst um Vermittelung in den Händeln des Reiches

angegangen wurde. 1518 erfährt Nürnberg durch ein vertrauliches Schreiben Fuggers, daß der Kaiser in Verhandlungen mit der Pfalz stehe bezüglich Wiederverleihung der Landvogtei im Elsaß. Ferner daß die Pfalz böse Absichten gegen Nürnberg habe und Franz von Sickingen zum Angriff reize. In dieser Not wendet sich die stolze Stadt an Jakob Fugger mit der Bitte, beim Kaiser es zuwege zu bringen, daß er und sein Schwager Dr. Lamparter zu Kommissaren ernannt würden mit der Machtvollkommenheit, die Fürsten zu einem gütlichen Vergleich zu veranlassen. Die Ernennung ist denn tatsächlich auch vollzogen worden. Es ist schade, daß uns dieser größte Fugger nicht wie andere Kaufleute tagebuchartige Aufzeichnungen hinterlassen hat. Wir würden dann viel Aufklärung über wichtige Vorgänge in der inneren und äußeren Geschichte des Reiches erhalten. Ein Augsburger Kaufmann hat uns berichtet, daß der Kaiser denen von Augsburg günstig gewesen sei und daß diese viel Geld an ihm verdient hätten. ‚So konnten die Kaufleute wohl scheren. Und wenn der Kaiser Kupfer- oder Silbergeschäfte mit ihnen machte, so beteiligten sich des Kaisers Räte insgeheim dabei unter dem Namen der Kaufleute.' Daran wird soviel richtig sein, daß auch in jener Zeit bei großen Einsätzen die Kaufleute viel gewinnen wollten. Und wie oft mußten die Bürger, um den Kaiser bei guter Laune zu erhalten, ihrerseits die größten Opfer bringen! So konnten sie eine Zwangsanleihe, die Maximilian bei ihnen aufnehmen wollte, nur dadurch abwehren, daß sie scheinbar freiwillig ihm 150000 Gulden zur Verfügung stellten. Der Kaiser war eben des Geldes der Kaufleute, und die Kaufleute waren des Schutzes des Kaisers bedürftig; so ergaben sich manche Reibungen, aber immer wieder überwog die Erkenntnis, daß man aufeinander angewiesen sei. Nützlich waren die Kaufleute dem Kaiser auch dadurch, daß sie durch ihre Agenten und Faktoren ihm oft die besten politischen Nachrichten aus anderen Ländern zutragen konnten. So ist Peutinger ganz unermüdlich, den Kaiser über alles zu unterrichten, was er von den Kaufleuten erfährt. Er hat auch das Konzept zu dem Briefe des Kaisers entworfen, mit dem dieser die Ostindienfahrten der Welser unter seinen Schutz stellte. Der Handelsverkehr dieser Zeit war trotz des Widerspruches der kleinen Leute fast ganz in die Hände der Großkapitalisten gekommen. Die Fugger setzten den Preis des Kupfers fest, die Welser, Höchstetter und Hirschvogel hatten zum guten Teil die Bestimmung der Preise für die Gewürze in ihrer Hand. Gelegentliche Verordnungen der Landesherren gegen die Monopolien waren wohl mehr eine Schraube, um von den Kaufleuten etwas zu erpressen, als Mittel zur Besserung. Fast gar nichts genützt hat auch der Reichstagsbeschluß von 1512, der gegen die willkürliche Festsetzung des Preises durch Handelsgesellschaften gerichtet war, zumal da die Bestimmungen allzu dehnbar waren. Die Neigung zur Kapitalbildung lag viel zu sehr im Zuge der Zeit, als daß gelegentliche gesetzgeberische Maßregeln hier hätten hemmend wirken können.

War es tiefe Erkenntnis für die Bedeutung des Handelsstandes, oder die Liebe zu der prunkvollen Lebensführung der Kaufleute oder gar die stete Geldnot, was den Kaiser in die Arme der Geldfürsten trieb? Vielleicht alles zusammen. Ganz uneigennützig wird er hier so wenig gewesen sein, wie in seinem Verhältnisse zu den Künstlern und Gelehrten. Auch hier wünschte der Herrscher die besonderen Gaben eines jeden in den Dienst seines Hauses und seiner Dynastie zu stellen; aber indem er es tat, gab er doch den Gelehrten und Künstlern bedeutende Anregung. Dabei war er durchaus liberal und ließ eine jede Eigenart sich frei betätigen. So ist es zu erklären, daß auch die Humanisten und Künstler sich in seiner Umgebung wohl fühlten.

Der Kaiser selbst war voll literarischer und künstlerischer Neigungen. Wilibald Pirkheimer berichtet uns, daß Maximilian während einer Fahrt von Lindau nach Konstanz seinem Sekretär ein Stück seiner Denkwürdigkeiten in die Feder diktiert habe, und rühmt seine durchsichtige Darstellung. Diese Schrift ist uns nun zwar nicht erhalten, wohl aber liegen uns drei große reich illustrierte Werke vor, die unter tätiger Anteilnahme des Kaisers entstanden sind: Der Weißkunig, der Teuerdank und der Freydal. In dem ersten Werke wird die Verlobung und Vermählung Kaiser Friedrichs mit Leonore

von Portugal, die Geburt und Erziehung Maximilians, sowie dessen Werbung um Maria von Burgund erzählt; in dem zweiten tritt ein Ritter Teuerdank (Maximilian) auf, der trotz widriger Umstände, die im allegorischen Gewande aufgezählt sind, sein Ziel erreicht; der Freydal aber enthält in Bildern die Turniere und Mummereien, welche zu Maximilians Zeiten abgehalten worden sind. Für die Ausarbeitung des Teuerdank hat der Kaiser den Propst Melchior Pfinzing herangezogen; bei der Gestaltung des Weißkunig stand ihm sein Sekretär Marx Treizsaurwein zur Seite. Nur der Teuerdank ist noch bei Lebzeiten des Kaisers erschienen. Es liegt uns eine reiche Korrespondenz Maximilians mit Konrad Peutinger vor, der die Ausführung des Druckes und des Bilderschmuckes leitete, gelegentlich auch die Geldmittel bei den Kaufleuten flüssig machte, damit das Werk nicht ins Stocken käme. Ein Maler wie Hans Burgkmair, der sich in Italien bereits mit dem Geiste der Renaissance erfüllt hatte, stellte sein Können in den Dienst des Unternehmens, die Kupferstecher Scheifelin und Jost Dienecker aus Antwerpen taten ihr Bestes, um das Unternehmen zu fördern. Der Kaiser selbst ließ sich von Zeit zu Zeit die Bildwerke übersenden und traf dann wieder bis ins einzelne gehende Anordnungen. Der Buchdrucker Schönsperger in Augsburg druckte den Teuerdank; aber wirklich erschienen ist er zu Nürnberg 1517.



Abb. 78 · Aventinus

Der Dichter Celtis hatte durch Hans Burgkmair ein Bild herstellen lassen, welches den Humanisten im Tode mit allen Insignien des gekrönten Dichters geschmückt darstellt. Dieses Streben der Humanisten, für ihren Nachruhm zu sorgen, hat nun auch den Kaiser erfüllt. Im Weißkunig spricht er diesen Gedanken offen aus; dann ließ er schon bei seinen Lebzeiten ein Grabmal in Innsbruck herrichten, für das er den bedeutendsten Erzgießer jener Tage Peter Vischer heranzog. Auch Dürer stellte seine Kunst in des Kaisers Dienst.

Mehrere Bilder und Stiche von seiner Hand haben uns des Kaisers vornehme und doch so leutselige Züge überliefert. In einem großen Kupferstich ‚die Ehrenpforte' führt er uns im Bilde den Herrscher vor, der die Entwickelung eines ruhmreichen Hauses krönt, und ebenso stellt uns der ‚Triumphwagen' alle großen Eigenschaften und Erfolge des Kaisers in einer außerordentlich reizvollen Darstellung vor Augen. Das feine künstlerische Empfinden des Kaisers spiegelt sich deutlich darin wieder, daß er Wert darauf legte, ein Gebetbuch zu besitzen, welches mit den feinsten Federzeichnungen eines Dürer und anderer Künstler geschmückt war. (Abb. 30.)

Auch für Musik und theatralische Aufführungen hatte der Kaiser viel Verständnis. Konrad Celtis durfte eine seiner Komödien vor ihm zur Darstellung bringen. Humanisten, wie Bebel, haben wiederholt vor ihm feinsinnige Reden gehalten und die Begeisterung, mit der sie seine Ruhmestaten in großen Gedichten feierten, zeigt uns, daß sie sich der Auszeichnung, die er ihnen durch Begründung des Dichterkollegiums hatte zuteil werden lassen (1501), wohl bewußt waren.

Die teilnahmsvollste Fürsorge aber widmete der Kaiser den Geschichtsschreibern. Auch hier gab wohl das Interesse an seiner Dynastie seinem regen Geiste das Ziel. Er war dankbar für jedes Werk, das der Aufhellung der österreichischen Geschichte diente, aber auch der Erforschung der allgemeinen deutschen Geschichte kam seine Anregung zugute. Sein Hofhistoriograph Stabius sollte ein großes Geschichtswerk auf Grund allerbesten Materials schreiben, das aus den handschriftlichen Schätzen der Bibliotheken und Archive gewonnen würde. Ein anderer, Ladislaus Suntheim, hatte den Auftrag, in Klöstern des südöstlichen Deutschlands zu forschen. Ein großes Geschichtswerk ist in diesen Tagen freilich nicht zutage getreten. Bemerkenswert aber sind die Vorarbeiten. Jetzt wurden unter der regen Teilnahme des Kaisers zum erstenmal die wichtigsten Quellen für die deutsche Geschichte ans Licht befördert und gedruckt. 1501 gab Celtis die Werke der Roswitha, 1507 den Ligurinus heraus. Peutinger ließ 1515 des Jordanis Gotengeschichte und des Paulus Diakonus Longobardengeschichte erscheinen und ermöglichte die Ausgabe des Chronicon Urspergense; Johann Cuspinian, der sich durch seine geschichtlichen Arbeiten des Kaisers Gunst erworben hatte, veröffentlichte gleichfalls 1515 das reifste Erzeugnis mittelalterlicher Geschichtsschreibung, die Werke Ottos von Freising. Nach des Kaisers Tode 1521 folgte dann auch der Druck der Werke Einhards, besorgt von Hermann von Neuenahr in Köln. Mit dem Streben der Geschichtsschreiber, für ihre Darstellungen auf die ursprünglichen Quellen zurückzugreifen, ist mehr und mehr auch das kritische Vermögen geschärft worden.

Interessant ist ferner die Beobachtung, daß die Geschichtsschreibung, die in den letzten Jahrhunderten ihr Bestes in der Territorial- und Stadtgeschichte geleistet hatte, auch jetzt in ihren größten Vertretern wohl noch an die Territorien anknüpft, aber daneben auch die Reichsgeschichte wieder zu ihrem Rechte kommen läßt. Cuspinian behandelte neben der österreichischen Geschichte (Austria) auch die Kaisergeschichte, und Johannes Aventinus (1477—1534), der bedeutendste darstellende Geschichtsschreiber dieser Zeit schreibt nicht nur die bayerische Geschichte mit stetem Ausblicke auf die Entwickelung des Deutschen Reiches, sondern beginnt später auch noch eine deutsche Geschichte, die ‚Chronica von Ursprung, Herkomen und Taten der uralten Teutschen, item auch von den ersten alten teutschen königen und iren manlichen taten, glauben, religion und landsbreuchen.' Ein Zug hohen deutschen Nationalgefühls durchzieht alle geschichtlichen Arbeiten der Humanisten, die Liebe zum deutschen Volke verleitet sie manchmal geradezu zur Einseitigkeit und Ungerechtigkeit gegen andere Nationen. Wimpfeling ist am tiefsten in diesen Fehler gefallen, und auch Aventin ist ihm nicht entgangen; namentlich der Haß gegen die Geistlichkeit treibt ihn oft zu direkt schiefer Auffassung historischer Begebenheiten. Aber wer ist in dieser gährenden Zeit gerecht geblieben?

Die Humanistenwelt, welche die Schönheit des klassischen Altertums wieder aus den ureigensten Erzeugnissen der alten Welt heraus genießen wollte, hat auch für die deutsche Geschichte diese Regel aufgestellt: Erkenntnis der Vergangenheit durch

ihre eigensten Erzeugnisse. Nicht nur das Schrifttum, sondern auch die Ueberreste einer fernen Zeit sollten der Geschichtsforschung dienstbar gemacht werden. Am schönsten hat uns Aventin geschildert, wie er bei Tag und Nacht, bei Hitze und Kälte das Bayernland durchritten und Klöster und Stifte besucht habe, um allerlei Handschriften, alte Freiheit, Reime, Sprüche, Lieder, Abenteuer, Gesänge, Betbücher, Kalender und Totenbücher aufzustöbern. Die Kehrseite dieses Eifers zeigte sich allerdings schon bald. Fälschungen treten in allen Ländern zutage, und in Deutschland hat Johann Trithemius, der sonst mannigfache Verdienste um die Beförderung des wissenschaftlichen Lebens hat, seinen Ruhm durch die Tatsache befleckt, daß er einen Teil seiner historischen Nachrichten auf von ihm selbst erfundene Quellen, z. B. den fränkischen Geschichtsschreiber Hunibald, zurückführte. Gerade diesem Manne und seinen Arbeiten gegenüber hat Maximilian das lebhafteste Interesse wiederholt bekundet. Die Anregung, welche der Kaiser der Geschichtsforschung gab, hat noch bei zwei Männern fortgewirkt, die allerdings einer jüngeren Generation angehören, bei Beatus Rhenanus und Franz Irenicus. Sie haben in ihren geographisch-geschichtlichen Arbeiten die ältere deutsche Geschichte und die Geschichte der deutschen Völkerschaften an der Hand des besten Materials und mit philologischer Schärfe untersucht. Dann ging die Geschichtsschreibung wie der ganze Humanismus unter in der Hochflut der Erzeugnisse, welche die eingetretene Glaubensspaltung zur Richtschnur machten für die Betrachtung der geschichtlichen Ereignisse in Gegenwart und Vergangenheit und dogmatische Zänkereien mit unerhörter Erbitterung breit traten. Unberührt von dem Streit blieb nur ein Gelehrter, der während Maximilians Regierung still heranreifte, Nikolaus Kopernikus (1473–1543). Der schaute über den Weltenlärm empor zu den Sternen und forschte den Regeln ihrer Bewegung nach. Sein System des Kreislaufes der Erde und der anderen Planeten um die Sonne ist für die Astronomie grundlegend geworden. Diese Erkenntnis war die letzte Großtat der geschärften Beobachtungsgabe, die wir als das Merkmal der mit dem 13. Jahrhundert anbrechenden Zeit erkannt haben.

Ein Ruhmesblatt in der Geschichte Kaiser Maximilians I. war die Sorge für die höchsten Lehranstalten des Reiches. Daß er 1495 auf dem Wormser Tage den Kurfürsten die Gründung von Universitäten ans Herz gelegt habe, ist doch besser bezeugt, als Ulmann glaubt. Die Wittenberger und Frankfurter Universitäten verdankten dieser Anregung in erster Linie ihre Entstehung. Für die Berufung von Professoren an die Wiener Universität hat Maximilian stets die größte Teilnahme bekundet, wie das Beispiel von Celtis lehrt.



Die Bauern und Ritter

Der Wohlstand und der Kunstsinn in den Städten war bedeutend gewachsen. Das reiche Bürgertum hatte sich an politischer Geltung und im Mäcenatentum der Künste neben die Fürsten gestellt. Die Kaufleute waren mit den Privilegien, welche die Fürsten ihnen erteilt hatten, reich geworden und lieferten einen Teil ihrer ungeheueren Verdienste wieder an die Fürsten ab. Wo Wohlstand ist, da gedeiht auch Wissenschaft und Kunst. Wachsen des Handelsverkehrs, Erstarken der landesfürstlichen Macht und Aufblühen der Wissenschaft und Kunst gehen also nebeneinander her. Aber neben dem vielen Licht fehlte auch nicht der tiefe Schatten, und außer den großen Sorgen der Nation, die in den religiösen Mißständen und dem Gegensatze zwischen Reichs- und landesfürstlicher Gewalt ihren Grund hatten, gab es noch viele Nöte, die weite Kreise des Volkes erregten.

Die Lage des Bauern- und Ritterstandes im allgemeinen zu zeichnen, wird die Aufgabe eines anderen sein. Nur soweit neue Momente der Umbildung zu beobachten sind, mögen sie hier angedeutet werden. Es ist oft darüber gestritten worden, ob es mehr politische, religiöse oder wirtschaftliche Triebe gewesen seien, welche den niederen Adel, die niedere städtische Bevöl-

kerung und die Bauern seit dem Beginne des 15. Jahrhunderts wiederholt in die Gegnerschaft zu den herrschenden Ständen getrieben hätten. Nicht als ob die Unzufriedenen immer gemeinsame Sache miteinander gemacht hätten, dazu war ihre Lage viel zu verschieden. Aber wo der Gegner derselbe war, haben sie sich auch zusammengefunden. Es ist zweifellos, daß bei einem Teile der wohlhabenderen Bauern der Drang nach größeren politischen Rechten vorhanden war; als Christenmenschen verlangten sie unbedingt die Freiheit. Andere wieder und wohl die meisten sind durch starke Belastung mit Abgaben, durch Frondienste und Wildschäden erst in die Gegnerschaft zu den Herren gedrängt worden. Da mußten nun Freiheitsideen, welche namentlich ausgediente Söldner in das Dorf trugen, verführerisch wirken. Sollten sie nicht ebensogut wie die Schweizer den Herren die Wege weisen können? Auch religiöse Momente haben hineingespielt; bald ist es schwärmerische Liebe zur Mutter Gottes, bald tiefer Haß gegen die besitzende Kirche, was diese Bauern fanatisiert. Da aber die Lage der Bauern in den einzelnen Teilen des Reiches sehr verschieden war, so ist es auch zu verschieden starken Ausbrüchen der Bauernwut gekommen. Der Pauker von Niklashausen, der voll schwärmerischer Begeisterung den Bauern ein neues Evangelium predigte und großen Zulauf fand (1476, Abb. 80), wurde von Würzburger Reitern noch rechtzeitig aufgehoben und beseitigt. Viel gefährlicher wurde schon die Bewegung, welche seit dem Beginn der neunziger Jahre das Elsaß und den Breisgau durchzog und welche unter dem Namen ‚Bundschuh' bekannt ist. Der Bundschuh (Bauernschuh) wurde das Symbol für die umstürzlerischen Bestrebungen der Bauern; im Namen der göttlichen Gerechtigkeit sollte eine Art kommunistisches Paradies auf Erden hergestellt werden. Stützen wollten die Bauern sich hauptsächlich auch auf die ärmere Stadtbevölkerung, die sollte ihnen bei ihren Anschlägen auf die Städte die Hand reichen. Wo eigentlich der Ursprung der Umsturzideen zu suchen ist, ob in der Stadt oder auf dem Lande, ist mit Sicherheit nicht zu sagen; nur das steht fest, daß gleichzeitig mit der Erregung in den bäuerlichen Kreisen auch in vielen Städten Putsche versucht wurden und hie und da auch gelungen sind, so namentlich in Aachen, Köln, Braunschweig, Osnabrück, Worms, Göttingen u. a. Kaiser Maximilian, auf den die Bauern hie und da ihre Hoffnungen gesetzt hatten, hat sich gesetzlosem Beginnen gegenüber auf den Standpunkt des Gesetzes gestellt. Mit der Acht hat er sowohl den Bundschuh wie auch den armen Konrad, eine Bauernbewegung in Württemberg (1515), belegt. Auch gegen den Aufstand, der seine Erbländer Kärnthen, Krain und Steiermark (1515) heimsuchte, ließ er erst blutige Vergeltung zu, dann aber mahnte er die Landstände doch, den Zündstoff zu beseitigen und jede ungerechte Bedrückung zu unterlassen. Im allgemeinen zeigte sich zu Maximilians Zeiten nur die Gefahr, die von den Bauern aus erwachsen könne; die Brandherde beschränkten sich auf das südliche und westliche Deutschland. Hier spielte sich ja überhaupt die Geschichte des Reiches in diesen Tagen ab; gerade hier mußte daher auch die bäuerliche Bevölkerung von den Strebungen und Gegensätzen der Zeit ergriffen werden.



Abb. 79 · Drei Bauern von A. Dürer

Noch ein anderer Stand drängte nach Aenderung seiner Lage, die Ritterschaft. Sie wollte ihre alte Stellung in der Gesellschaft behaupten, war aber durch die Aenderung, welche im Kriegswesen vor sich gegangen war, um die frühere Be-

deutung als Soldatenstand gekommen. Dabei fehlten den Rittern die Mittel, sich einem feineren Lebensgenusse hinzugeben. So hielten sie sich an die Kaufleute und Städter; mit Gewalt suchten sie ihnen abzunehmen, was die Fürsten von ihnen durch Verleihung von Privilegien u. s. w. erhielten. Doch gegen das Strauchrittertum wurde das Kammergericht, wurden die Kanonen des Schwäbischen Bundes eine gefährliche Waffe. Wie manche Burg wurde jetzt eingeäschert! Daher suchten einige besonders Befähigte das Spießgesellentum zu einer Macht zu organisieren. Götz von Berlichingen wagte es, gegen Nürnberg in förmlichem Kriege vorzugehen, und Franz von Sickingen ließ nicht nur die Städte, sondern auch den Landgrafen von Hessen seine Macht fühlen. Kaiser Maximilian hat zwar die Uebeltäter geächtet, aber Sickingen gegenüber unzeitige Milde walten lassen, da er ihn zum Kampf gegen den Herzog von Württemberg heranziehen wollte. Franz von Sickingen fühlte sich darauf sehr gehoben, er wuchs selbst mit dem stets steigenden Ansehen, das er in Deutschland genoß. Als nun gar Hutten mit seinem feurigen Patriotismus Einfluß auf ihn gewann, mag er sich für den Reformator des Deutschen Reiches angesehen haben. Und tatsächlich hat Hutten in ihm auch den Stern Deutschlands begrüßt. Doch das weitere Emporsteigen und der endliche Sturz dieses Mannes, der vereinigter Fürstenmacht (1523) erlag, gehört nicht mehr in den Rahmen dieser Schilderung.



Abb. 80 · Der Pauker von Niklashausen · Aus Hartmann Schedels Chronik 1493

Eine neue Zeit war hereingebrochen, und sie ging über die Ansprüche der Ritter deshalb hinweg, weil diese keine Gegenleistungen mehr dem Staate boten. Sie hatten einst an der Seite des Königs gegen äußere Feinde gekämpft und die Rechtsordnung im Innern geschützt. Je schwächer die Königsgewalt wurde, um so mehr waren die Ritter ihre Wege gegangen und suchten nun seit Jahrhunderten schon die Rechtsordnung zu stören, um in den Genuß unverdienter Güter sich zu setzen. Die Fürsten mußten erst mit Gewalt diese störrischen Herren niederkämpfen. Die letzten Zuckungen des Todeskampfes des Rittertums sieht der Ausgang der Regierung Maximilians und der Beginn der Herrschaft seines Enkels. Das Fürstentum und seine Landsknechte überwanden die Ritter.



Kaiser Max als der letzte Ritter und erste Landsknecht

Ritter und Landsknecht! Maximilian ist der letzte Ritter und der erste Landsknecht. Er liebte die ritterlichen Kampfspiele wie kaum ein anderer; der ‚Freydal' enthält den künstlerischen Niederschlag dieser seiner Neigung. Wilwolt von Schaumburg, der sich als Haudegen in aller Welt umher-

trieb, berichtet uns, mit welcher Lust der Kaiser auf dem Reichstag zu Worms in der Arena sich getummelt habe. Und Herzog Georg von Landshut soll einmal schwer krank heimgekehrt sein von den Stößen, die der Kaiser ihm im Rennen beigebracht hatte. Und dieser Ritter galt als der Schöpfer der Landsknechtsordnung. Im Jahre 1485 in den Kämpfen in Burgund soll Maximilian dieser Truppengattung ihr Gepräge gegeben haben, d. h. er sonderte die deutschen Landsleute als eine nationale Truppe von der der Schweizer Eidgenossen. Wahrscheinlich dachte er daran, sich mit genügendem Gelde aus deutschen Ländern ein treues Werkzeug zu schaffen zur Ausführung seiner Pläne. Heimats- und besitzlose Leute, die deshalb ihrem Herrn unentwegt in Kampf und Tod folgten, hätten allerdings der Politik des Königs ganz anderen Erfolg sichern können, wenn er nur das Geld gehabt hätte, dauernd eine größere Armee auf den Beinen zu erhalten. So aber mußte er sich begnügen, nur für besondere Unternehmungen und dann auf kurze Zeit diese Landsknechte in seinen Dienst zu nehmen. Ging ihm das Geld aus, so gingen auch die Söldner, und so gering war der nationale Stolz dieser Leute, daß sie sich oft dem besser zahlenden Gegner anboten. Und wenn es überhaupt keinen Krieg gab, dann zogen die Landsknechte wohl als Landstreicher durch die Dörfer und brandschatzten förmlich die Bauern. Kaiser Maximilian hat sich außerordentlich für diese Truppe interessiert. Das Reglement kannte er bis ins einzelne. Gern ließ er sich die Landsknechtskompagnien in Parade vorführen und dann einzelne Uebungen machen. Als Waffen trugen die meisten Landsknechte einen achtzehn Fuß langen Spieß. Ein bestimmter kleiner Teil hatte Feuerwaffen, ein anderer Hellebarden. Auch Artillerie führten sie mit sich. Für diese Waffe hatte der Kaiser am meisten Vorliebe; er hatte eine eigene Geschützgießerei und verwandte eine besondere Sorgfalt auf die Benennung der Kanonen. So sollte ihm einmal Peutinger 100 geschichtlich merkwürdige Namen zu diesem Zwecke angeben. Es ist uns auch überliefert, daß der Kaiser im Kampfe selbst gern die Geschütze gerichtet habe. Und diese Geschütze waren und wurden der Tod des unabhängigen Rittertums, das Maximilian selbst als Kaiser zum letzten Male verkörperte.



Schlußwort

Das Schicksal hat den Kaiser Maximilian in einer Zeit an die Spitze des Reiches gestellt, da es unbedingt nötig war, daß ein entschlossener Mann das Ruder führe. Denn so wie es unter Friedrich III. im Reiche geworden war, konnte es nicht mehr weiter gehen. Die Fürsten, die Untertanen, waren die Herren im Reiche geworden und entzogen sich allen Verpflichtungen gegenüber dem Könige, der die Quelle aller ihrer Rechte war. Hier war es nötig, entweder durch Anerkennung des Reiches als Bundesstaates und durch Festlegung der Präsidialrechte des Königs eine neue Grundlage zu schaffen, oder das Königtum in die alte Macht auch tatsächlich wieder einzusetzen, d. h. die Stellung der Fürsten in den wichtigsten Kompetenzen zur Bedeutungslosigkeit herabzudrücken. Den ersteren Weg wollte Berthold von Henneberg einschlagen, den zweiten der Kaiser. Diesem schwebte es vor, zuerst an der Spitze einer Armee die Franzosen und Türken niederzuringen und dann die Verfassungsfrage gegebenenfalls mit dem Schwerte zu lösen. Wer von beiden Männern hatte recht? Da beide einander bekämpften, ist keiner zum Ziele gekommen, und so hat die Geschichte keine Antwort zu geben. Aber ein großer Staatsmann hat später das Wort gesprochen, daß die deutsche Frage nicht mit Reden und Beschlüssen, sondern nur mit Blut und Eisen gelöst werden könne, und dann auf dem Schlachtfelde das deutsche Reich neu erschaffen. Wäre hiernach Berthold nicht der Theoretiker und Maximilian der tiefer blickende Staatsmann gewesen?

Wir haben oben bereits die Vorwürfe, daß der Kaiser sprunghaft gewesen sei und das deutsche Interesse hinter dem österreichischen habe zurückstehen lassen, auf ihre Stichhaltigkeit untersucht und gesehen, daß er zwar nicht uneigennützig war, daß er aber doch mehr Opfer für das Reich gebracht hat als die meisten anderen Für-

sten. Und wenn er für Oesterreichs Wachstum sorgte, war denn Oesterreich nicht auch deutsches Land und konnte es, erstarkt, dem Reiche nicht die wesentlichsten Dienste leisten? Doch weshalb diesen Gedanken weiter nachhängen? Der Zeitpunkt, die Reichsreform in befriedigender Weise durchzuführen, sollte auf lange versäumt sein. Es war wenigstens gut, daß man in der Wormser Gesetzgebung dem Reiche insofern sein Recht gesichert hatte, daß der Friede, geschützt durch eine unparteiische Rechtspflege, als allgemeine Untertanenpflicht anerkannt wurde. Das bildet einen dauernden Ruhmestitel in der Regierung Maximilians.

* * *

Das Reich aber war in seinem Innern tief krank geblieben, und ebenso krank war die Kirche. Es ist doch eine merkwürdige Erscheinung, daß man in allen abendländischen Staaten seit dem 13. Jahrhundert aufs schärfste gegen verschiedene Ansprüche der Kurie eifert, daß man sich von italienischen Kurtisanen übervorteilt wähnt, und wiederholt von nationalen Gesichtspunkten aus überspannte Forderungen bekämpft. In England, Spanien und Frankreich war dann die Staatsgewalt so erstarkt, daß nach dem Mißlingen der großen Reformkonzilien hier der Staat die Berücksichtigung gewisser nationalen Forderungen bei der Kurie durchsetzte. So ist es hier zu einem Konflikt von größerer Tragweite nicht gekommen. Die Autorität des Papstes blieb dabei so unerschüttert, daß Alexander VI. am 4. Mai 1493 das neu zu entdeckende Land der Erde zwischen dem Könige von Portugal und Spanien in feierlicher Form teilen konnte.

In Deutschland hatte seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts das Reich gleichfalls die Kirchenreform herbeizuführen versucht, war aber infolge seiner inneren Ohnmacht vollständig gescheitert. Auch Maximilians große Absichten sind nicht zur Ausführung gekommen. Und das ist um so mehr zu bedauern, als ein starkes Reich in dem Sinne, wie Maximilian I. es wünschte, auch die Kurie veranlaßt hätte, von selbst auf berechtigte nationale Forderungen Rücksicht zu nehmen und manche wirkliche Mißstände zu beseitigen. Einem starken Reiche gegenüber hätte die Kirche sich von Tag zu Tag die ihr gebührende Autorität durch ihren Einfluß auf die Gemüter der Untertanen erkämpfen müssen; und dieser Kampf hätte ihren und des Staates Organismus stärken, beide vor Versumpfung bewahren müssen. So hätte das Reich, ohne auf die Kirche Zwang auszuüben, doch indirekt der Kirche zum Segen werden können. Ob dann noch die Neigung zum Abfall von der katholischen Kirche weite Kreise hätte ergreifen können? Wer weiß es? Freilich, selbst wenn die kirchliche Einheit erhalten blieb, drohten der Kirche in ihrem Schoße Gefahren, und zwar von den Anhängern der neuen mehr und mehr sich durchringenden Weltanschauung. Zwar verfolgten diese Männer mit ihrer Pflege rein irdischer Dinge noch keine kirchenfeindlichen Ziele, wie ja die Kirche auch an der Pflege des Schönen hervorragend Anteil nahm. Aber es gab doch auch eine große Anzahl von Humanisten, die über dem Diesseits das Jenseits ganz vergaßen und, innerlich von allem positiven Christentum losgelöst, anderen neuen Idealen huldigten. Diese wollten zwar keine andere kirchliche Gemeinschaft, ja sie fügten sich sogar äußerlich in die Ordnung der katholischen Kirche ein. Aber Platz hatten sie nicht mehr in ihr. Jedenfalls schien die Lösung des Konfliktes zwischen der Kirche und den Weltkindern das Problem der Zukunft zu werden. Doch lebte noch eine zu starke religiöse Gesinnung im Volke, als daß der Humanist schon jetzt hätte zu Wort kommen können. Die Massen hörten auf den Mönch, der zum Kampf gegen die Mißstände und gegen Rom rief. In dem nun ausbrechenden Kampfe ging dann ein guter Teil des Kulturaufschwunges zeitweise verloren. Maximilian war schon ein kranker Mann, als er Luthers Sturmruf vernahm. Er ahnte wohl nicht, welch schweres Erbe er seinem Nachfolger in dem nicht nur politisch, sondern bald auch religiös zerrissenen Reiche hinterließ.



Literatur-Angaben

Für die, welche sich über einzelne Fragen genauer unterrichten wollen, sei verwiesen auf:

Bauch G., Die Anfänge der Universität Frankfurt. Berlin 1900.
— Die Anfänge des Humanismus in Ingolstadt. München und Leipzig 1901.
— Die Rezeption des Humanismus in Wien. Breslau 1903.
— Die Universität Erfurt und der Frühhumanismus. Breslau 1904.

Below G. von, Das ältere deutsche Städtewesen. Leipzig und Bielefeld 1898.

Bezold F. v., Geschichte der deutschen Reformation. Berlin 1890.

Denifle H., Die Entstehung der Universitäten des Mittelalters bis 1400. I Berlin 1885.

Drews, Pirkheimers Stellung zur Reformation. 1887.

Ehrenberg Rich., Das Zeitalter der Fugger. Jena 1896.

Finke H., Aus den Tagen Bonifaz VIII. Münster i. W. 1902.

Gebhardt B., Die Gravamina der deutschen Nation. Breslau 1884.

Geiger L., Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland. Berlin 1892. Hier auch reichhaltige Literaturangaben S. 573 ff.

Gothein E., Politische und religiöse Volksbewegungen vor der Reformation. 1878.

Grauert H., Petrarka und die Renaissance. „Hochland“ 1904.

Haller Joh., Papsttum und Kirchenreform. I Berlin 1903.

Herrmann Max, Albrecht von Eyb und die Frühzeit des Humanismus. Berlin 1893.

Jansen M., Bonifatius IX. und seine Beziehungen zur deutschen Kirche. Freiburg 1904.

Janssen Joh., Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. 1 und 2. Neu bearbeitet von L. Pastor. 1893/7.

Joachimsohn P., Gregor Heimburg, Bamberg 1891.
— Frühhumanismus in Schwaben. In Württemberg. Vierteljahresheften 1896. 1 und 2.

Knepper Jos., Jakob Wimpfeling. Sein Leben und seine Werke. Freiburg 1902.

Kaufmann G., Die Geschichte der deutschen Universitäten. I und II. Stuttgart 1888 und 1896.

Kraus V. von, Das Nürnberger Reichsregiment, Gründung und Verfall 1501—1502. Innsbruck 1883.

Pastor L., Geschichte der Päpste III 3 und 4 1900.

Ranke L. von, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 6 Bde. Berlin, 6. Aufl. 1882.

Schmoller G., Die Straßburger Tucher- und Weberzunft. Straßburg 1879.
— Straßburg zur Zeit der Zunftkämpfe. Straßburg 1875.

Schulte A., Geschichte des Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien. Leipzig 1900.
— Die Fugger in Rom. Leipzig 1904.

Spahn M., Johannes Cochlaeus, Berlin 1898.

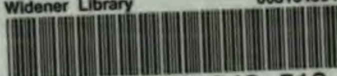
Steinhausen G., Geschichte der Deutschen Kultur. Leipzig, Wien 1904.

Strieder Jakob, Zur Genesis des modernen Kapitalismus. Leipzig 1904.

Ulmann H., Kaiser Maximilian I. Stuttgart, I 1884. II 1891. Die eingehendste Monographie, von der die obenstehende in der Auffassung des Kaisers wiederholt abweicht.

Die Bilder sind fast sämtlich nach Gemälden, Kupfern oder alten Drucken hergestellt, die noch der Zeit Kaiser Maximilians I. angehören. In den meisten Fällen wurde auf die Originale in den Sammlungen zu München zurückgegangen. Folgende Bücher wurden für das Illustrationsmaterial herangezogen.

Abb. 3, 4, 45 · O. Jäger, Geschichte des Mittelalters, 1894, S. 367, 408, 412.
„ 3, 12 · H. Prutz, Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter, II, S. 197, 373.
„ 17 · Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum, 1900, Taf. 1.
„ 18 · Johannes Turmairs, genannt Aventinus, sämtliche Werke herausgegeben von der königl. Akademie der Wissenschaften, München, I., 1. Titelblatt.
„ 27, 34, 38 · Köhlers Historische Münzbelustigung, XV, 1743, S. 121, 57, 369.
„ 37 · Württembergische Neujahrsblätter, 1884, Titelbild.
„ 46 · Der beschlossen gart des Rosenkrantz Marie gedruckt und volendet durch Doctor Ulrichen Pinter am tag Dyonisii nach Christi unsers Herren geburt MDV jar fol. 1186. Ebendaher stammen die Abbildungen 29 und 47. Doch wurden diese entnommen aus Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur, S. 298 und 394.
„ 55 · Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums, 1900, 3, XXXXIV.
„ 61 · Jahresbericht des Historischen Kreis-Vereins Schwaben-Neuburg für 1849 und 1850, Titelbild.
„ 69 · Amoenitates Literariae Friburgenses, Ulm 1775, S. 215.
„ 43 · G. von Below, Das ältere deutsche Städtewesen, 1898, S. 53.
„ 59, 29 und 47 · G. Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur, 1904. S. 437, 298 und 394. Vergl. Der beschlossen gart des Rosenkrantz Marie.


Ger 1535.21
Auflosung des reiches.
Widener Library
003154984
3 2044 086 042 512